Kieler sozialwissen schaftliche Revue

Internationales Tönnies-Forum

3. Jahrgang, Heft 1, 2025

herausgegeben von der
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.

Reimer Hansen Ferdinand Tönnies und der Antisemitismus

David Inglis Ferdinand Tönnies Beneath and Beyond Post-Colonial Sociology. Or: Das Kind mit dem Bade ausschütten

Iside Gjergji Signs for an Act of Consignatio. Herta Herzog's Contributions to Sociology and Communication Studies

Rafael Alvear Der Streit früher Soziologen mit dem ›anthropozentrischen Postulat‹

Peter Gostmann Sozialforschung als Ideengeschichte. Ein methodologisches Essay

ISSN 2939-9416

Verlag Barbara Budrich

Kieler sozialwissenschaftliche Revue
Internationales Tönnies-Forum
ISSN: 2939-9416 | eISSN: 2939-9424

Herausgegeben von:
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V., Kiel

Redaktion:
Prof. Dr. Dieter Haselbach, Prof. Dr. Carsten Schlüter-Knauer
Dr. Sebastian Klauke, Tatjana Trautmann, M. A.

Principal Editorial Consultant:
Prof. Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz

Wissenschaftlicher Beirat:
Prof. Dr. Stefanie Averbeck-Lietz, Dr. Cornelius Bickel, Prof. Dr. Niall Bond,
Prof. Dr. Hauke Brunkhorst, Lars Clausen, M.A. (Ed.), Senior Research Fellow,
Dr. Nicole Holzhauser, Prof. Dr. Stephan Moebius,
Prof. Dr. Doris Schweitzer, Prof. Dr. Robert Seyfert

Redaktionsanschrift:
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.
Freiligrathstraße 11
D-24116 Kiel
E-Mail: ksr@ferdinand-toennies-gesellschaft.de

Erscheinen und Bezugsmöglichkeiten:
Die Kieler sozialwissenschaftliche Revue erscheint zweimal jährlich mit einem Jahresumfang von 160-200 Seiten im Open Access. Ein Einzelheft (print) kostet 29,90 €. Alle weiteren Preise sowie Abonnement- und Bezugsbedingungen inkl. Bestellmöglichkeit sowie alle verfügbaren digitalen Ausgaben (Onlinearchiv, PDF) und weitere Informationen zur Zeitschrift finden Sie unter https://ksr.budrich-journals.de.

© 2025 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by/4.0. Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich.de

Ausgenommen von dieser Lizenz sind jegliche Textauszüge, Abbildungen, Tabellen etc. aus anderen Quellen. Deren Verwertung ist außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlages bzw. des jeweiligen Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, www.lehfeldtgraphic.de
Satz: 3w+p GmbH, Rimpar
Druck: paper & tinta, Warschau
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO2-kompensierte Produktion. Mehr Informationen unter https://budrich.de/nachhaltigkeit/.
Printed in Europe.

Abonnements- und Anzeigenverwaltung:
Verlag Barbara Budrich. Stauffenbergstr. 7. 51379 Leverkusen.
Tel. +49 (0) 2171.79491.50 – Fax +49 (0) 2171.79491.69 – info@budrich.de
www.budrich.de / www.budrich-journals.de

Kieler sozialwissenschaftliche Revue im Internet unter: https://ksr.budrich-journals.de

Inhalt

Editorial des ersten Heftes im dritten Jahrgang 3

Reimer Hansen
Ferdinand Tönnies und der Antisemitismus. Eine nötige Anmerkung aufgrund seines Briefwechsels mit Friedrich Paulsen 7

David Inglis
Ferdinand Tönnies Beneath and Beyond Post-Colonial Sociology. Or: Das Kind mit dem Bade ausschütten 31

Iside Gjergji
Signs for an Act of *Consignatio*. Herta Herzog's Contributions to Sociology and Communication Studies 48

Rafael Alvear
Der Streit früher Soziologen mit dem ›anthropozentrischen Postulat‹ 63

Peter Gostmann
Sozialforschung als Ideengeschichte. Ein methodologisches Essay 82

Miszellen

Arno Bammé
Die westlichen Demokratien im Krisenmodus 96

Tatjana Trautmann
Materialien im Staatsarchiv Hamburg über Ferdinand Tönnies unter besonderer Berücksichtigung der Akten der Politischen Polizei 100

Sebastian Klauke und Robert Seyfert
Neue Porträts von Ferdinand Tönnies aufgetaucht 105

Besprechungen

Silas Ketels
Vojin Saša Vukadinović (Hrsg.) (2024): Siebter Oktober Dreiundzwanzig. Antizionismus und Identitätspolitik. Berlin: Querverlag 108

Alexander Wierzock
Stefan Meineke und Bernd Sösemann (Hrsg.): Friedrich Meinecke. Vernunftrepublikaner aus Überzeugung. Bd. 1. Berlin: Edition Andreae, 2023 112

Würdigungen

Klaus R. Schroeter
Aufklärer, Kämpfer und Menschenfreund. In memoriam Hans-Werner Prahl 117

Sebastian Klauke
Cornelius Bickel zum 80. Geburtstag 123

Arno Bammé
Alexander Deichsel. Ein Leben in unruhigen Zeiten, ein Leben für die Soziologie..... 131

Bitte um Einsendungen..... 135

Editorial des ersten Heftes im dritten Jahrgang

Liebe Leser:innen,

in diesem Heft betreten wir mit Blick auf Ferdinand Tönnies gleich zwei Mal wissenschaftliches Neuland:

Der Artikel von Reimer Hansen mit dem Titel *Ferdinand Tönnies und der Antisemitismus* ist der erste, der sich diesem Themenkreis ganz explizit widmet, wobei seine Grundlage der in Buchform veröffentlichte Briefwechsel zwischen Tönnies und Paulsen ist (Klose/Jacoby/Fischer 1961), der außer dem Tönnies-Nachlass in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek bis vor kurzem eine zentrale Quelle für die Tönniesforschung war.

Bisher ist die Bedeutung von östlichem wie westlichem Judentum, jüdischem Glauben, Zionismus, jiddischer Sprache und eben Antisemitismus im Werk von Tönnies kaum thematisiert, geschweige denn kartographiert worden, was vermutlich vor allem an den entschiedenen öffentlichen Interventionen von Tönnies gegen Antisemitismus und Rassismus der Nationalsozialisten im letzten Jahrzehnt der Weimarer Republik gelegen haben wird. Denn dass sich Tönnies in den 1920er und 1930er Jahren in Zeitungen, Zeitschriften und Reden zum Thema Antisemitismus geäußert hat, ist der Tönnies-Forschung immer bewusst gewesen. Er hat sich aktiv hinter jüdische Kolleg:innen gestellt und diese in seiner Mitbürger-Funktion als öffentlicher und prominenter Intellektueller gegen antisemitische Angriffe aus dem Lager der Nationalsozialisten verteidigt und wurde deshalb von rechts auch verbal heftig attackiert. Dokumentiert sind entsprechende Veröffentlichungen z. B. in dem Band 22 der Tönnies Gesamtausgabe (Tönnies 1998). Schon während des ersten Tönnies-Symposions im Jahr 1980 war Tönnies' kritisches „Verhältnis zu Nationalsozialismus und Faschismus" Thema (Rode/Klug 1981) und Lars Clausen fügte später den Konferenzakten Tönnies' Artikel „Antisemitismus" (1928) und „Shylock" (1933) hinzu (Clausen/Schlüter 1991a, [2]2025: 309–311, 315–318).

Den Beitrag von Reimer Hansen verstehen wir vor dem Hintergrund dieser Sachlage als willkommenen Auftakt zu einer längst überfälligen Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex des Antisemitismus. Denn die bisherige Forschungslage hierzu bedarf jedenfalls dringender Ergänzungen, wie Reimer Hansen verdienstvoll verdeutlicht, da Ferdinand Tönnies sich jedenfalls im 19. Jahrhundert auch antisemitisch geäußert hat, nur eben ‚privat', und zwar – nachweisbar – in seinen Briefen. Verena Keysers und Alexander Wierzock haben zudem 2022 gezeigt, dass der aus dem Nachlass veröffentlichte Briefwechsel zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen massiv gekürzt worden ist – und zwar eben auch um antisemitische Äußerungen (Keysers/Wierzock 2022). Dies ist nun auch von Reimer Hansen in seinem Aufsatz kommentiert worden, allerdings ohne Bezugnahme auf die genannten Autor:innen und fokussiert auf die Teilveröffentlichung des Tönnies-Paulsen-Briefwechsels von 1961.

Private Briefe sind zwar eine andere Textsorte und Quelle als das veröffentlichte Werk, können aber in ihrer Bedeutung daraufhin analysiert werden, ob und wenn ja, wann und inwiefern sie Relevanz für das Werk *und* für das Wirken einer/s Autor:in haben– und dies gilt dann ebenfalls, im Falle von Ferdinand Tönnies, für die sich in diesen Briefen findenden antisemitischen Äußerungen. Dieser Aufgabe wird sich die Tönniesforschung widmen, aber wir laden auch ganz ausdrücklich Wissenschaftler:innen anderer Provenienz dazu ein, sich

mit dem Themenkomplex zu befassen. Die 2024 veröffentlichte Online-Edition aller Briefe von Tönnies' Hand[1], die fortlaufend erweitert wird, erleichtert die künftige Forschung dahingehend, dass nunmehr zumindest die Briefe von Tönnies einfach zugänglich und problemlos erforschbar sind, was in dieser Hinsicht zu neuen Erkenntnissen und Bewertungen führen kann.

Die Ambivalenzen gerade in frühen Äußerungen Tönnies' werden also weiter zu untersuchen sein. Wir sind auf neue Forschungsergebnisse gespannt.

David Inglis legt einen Artikel vor, der sich erstmals mit *Ferdinand Tönnies und Fragen der Postkolonialen Soziologie* beschäftigt. Dabei zeigt er, dass die vorgetragene Kritik am kolonialen Denken Tönnies' eigentliches Anliegen nicht trifft und stellt diesen als einen ‚post-Kantian cosmopolitan thinker' vor, der sogar zu einem ‚Verbündeten' des postkolonialen Denkens werden könne.

Iside Gjergji widmet sich *Herta Herzog* und setzt damit unsere lose Reihe zu wenig beachteten Soziolog:innen aus den ersten beiden Jahrgängen fort, die sich aus der Tagung „Women in the History of Sociology" (Braunschweig, 9.–11. November 2022) der Sektion Soziologiegeschichte der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) entwickelt hat.[2] Im Fokus stehen Herzogs Beiträge zur Soziologie und den Kommunikationswissenschaften.

Rafael Alvear geht in seinem Beitrag *Der Streit früher Soziologen mit dem ‚anthropozentrischen Postulat'* der ‚Verdrängung des Menschen aus der klassischen Soziologie' nach, er vergleicht unter diesem Blickwinkel eines Perspektivenwechsels gegenüber klassischen philosophischen Fragestellungen Karl Marx, Émile Durkheim und Max Weber, die vielmehr nach den Voraussetzungen und Bedingungen menschlichen Handelns fragen und diese zu erkennen suchen und weniger ‚den Menschen' selbst.

Die vom ihm selbst mitentwickelte Konstellationsanalyse steht im Fokus von Peter Gostmanns Beitrag über *Sozialforschung als Ideengeschichte.* Diese wurde bereits in früheren Artikeln von Alexandra Ivanova (https://doi.org/10.3224/ksr.v1i1.04) sowie Claudius Härpfer und Tom Kaden (https://doi.org/10.3224/ksr.v2i1.05) angewandt, wird hier aber in ihrer methodischen Relevanz ausführlicher dargestellt.

Auch die Gegenwart soll nicht zu kurz kommen. Arno Bammé wertet in einem Kommentar Donald Trump als *Symptom für die westlichen Demokratien im Krisenmodus.* Im Besprechungsteil widmet sich Silas Ketels mit kritischem Blick einem Sammelband zu den Ereignissen des 7. Oktobers 2023.

Zwei weitere Miszellen dieser Ausgabe erforschen unbekannte Aspekte von Ferdinand Tönnies: Tatjana Trautmann berichtet über *Materialien im Staatsarchiv Hamburg über Tönnies* und dokumentiert ihren Fund einer Polizeiakte über diesen, Robert Seyfert und Sebastian Klauke präsentieren zwei bislang unbekannte *Porträts des Soziologen.*

Eine 2023 veröffentlichte Quellenedition über *Friedrich Meinecke als Vernunftrepublikaner* bespricht Alexander Wierzock und zeigt sich angetan.

Erneut müssen wir Ihnen leider auch Trauriges mitteilen: Der Soziologe Hans-Werner Prahl ist im November 2024 verstorben, unser Mitgefühl gilt allen Angehörigen, Freund:innen und Weggefährten. Klaus R. Schroeter würdigt Prahl als Person und Wissenschaftler in einem Nachruf.

1 Ferdinand Tönnies-Briefedition: https://www.ftbe.de [5.2.2025].

2 Siehe die Beiträge von Emily A. Steinhauer über Hilda Weiss (https://doi.org/10.3224/ksr.v1i2.04) und von Maya Halatcheva-Trapp und Angelika Poferl zu Jane Addams (https://doi.org/10.3224/ksr.v2i1.02).

Leid und Freude liegen, wie so häufig, nah beieinander. Und so dürfen wir drei langjährigen Wegbegleitern herzlichst gratulieren. Cornelius Bickel feierte jüngst seinen 80. Geburtstag, Sebastian Klauke widmet ihm einen Beitrag. Arno Bammé gratuliert Alexander Deichsel zu seinem 90. Geburtstag.

Und wir als Redaktionskolleg:innen gratulieren Carsten Schlüter-Knauer zu seinem 70. Geburtstag und wünschen ihm weiterhin viel Schaffenskraft und -freude. Er ist seit Jahrzehnten in vielerlei Hinsicht Ferdinand Tönnies verpflichtet. Ohne ihn wäre die Tönnies-Forschung samt der Gesamtausgabe nicht da, wo sie heute ist: Er gehört zu ihrer Gründergeneration, hat maßgeblich das dritte Internationale Tönnies Symposium im Jahr 1987 organisiert und war neben seinen eigenen einschlägigen Veröffentlichungen als (Mit)Herausgeber für wichtige Sammelbände verantwortlich (Schlüter/Clausen 1990, Clausen/Schlüter 1991a und 1991b). Aber auch jenseits von Tönnies ist Schlüter-Knauer als Autor wie Referent aktiv, so hat er mit einer Arbeit über Theodor W. Adorno promoviert (als Resultat erschien Schlüter-Knauer 1987) und mehrfach zu diesem veröffentlicht (z. B. Schlüter-Knauer 1995). Die philosophisch wohl unterfütterte Ideen- und Theoriengeschichte ist seine denkerische Heimat.

Wir wünschen Ihnen eine gute Lektüre!
Die Redaktion, April 2025

Literatur:

Clausen, Lars/Schlüter[-Knauer], Carsten (Hrsg.) (1991a): „Ausdauer, Geduld und Ruhe“. Aspekte und Quellen der Tönnies-Forschung. Hamburg: Rolf Fechner [2. Auflage: (2025). München und Wien: Profil].

Clausen, Lars/Schlüter, Carsten (Hrsg.) (1991b): Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske + Budrich.

Keysers, Verena/Wierzock, Alexander (2022): Sich der Wissenschaft verschreiben – formative Briefepisoden gelehrter Männerfreundschaft zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen am Ende des 19. Jahrhunderts. In: Zyklos. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie 6, S. 57–77.

Klose, Olaf/Jacoby, Eduard G./Fischer, Irma (Hrsg.) (1961): Ferdinand Tönnies. Friedrich Paulsen. Briefwechsel 1876–1908. Kiel: Ferdinand Hirt.

Rode, Horst/Klug, Ekkehart (1981): Ferdinand Tönnies’ Verhältnis zu Nationalsozialismus und Faschismus. In: Clausen, Lars/Pappi, Franz Urban (Hrsg.): Ankunft bei Tönnies. Soziologische Beiträge zum 125. Geburtstag von Ferdinand Tönnies. Kiel: Walter G. Mühlau, S. 250–274.

Schlüter-Knauer, Carsten (1987): Adornos Kritik der apologetischen Vernunft. Bd. 1: Der Fortschritt des Selbst zur Selbstlosigkeit; Bd. 2: Die geschlossene Welt als Paradoxie der negativen Dialektik. Würzburg: Königshausen + Neumann.

Schlüter, Carsten/Clausen, Lars (Hrsg.) (1990): Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme. Berlin: Duncker & Humblot.

Schlüter-Knauer, Carsten (1995): Theodor W. Adornos Politische Ästhetik“. In: Schweppenhäuser, Gerhard/Wischke, Mirko (Hrsg.): Impuls und Negativität. Ethik und Ästhetik bei Adorno. Hamburg/Berlin: Argument-Verlag.

Tönnies, Ferdinand (1928): Antisemitismus. In: Der Igel. Aus der Studentenschaft fuer jedermann 1, 7, S. 6–8.
Tönnies, Ferdinand (1933): Shylock. In: Vossische Zeitung, Nr. 41, 25. Januar 1933, S. 1–2.
Tönnies, Ferdinand (1998): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 22: 1932–1936. Geist der Neuzeit. Schriften. Rezensionen. Hrsg. von Lars Clausen. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Ferdinand Tönnies und der Antisemitismus.

Eine nötige Anmerkung aufgrund seines Briefwechsels mit Friedrich Paulsen

Reimer Hansen[1]

Zusammenfassung: Anhand des in Buchform veröffentlichten Briefwechsels zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen muss festgestellt werden, dass sich Tönnies antisemitischer Sprache bediente. Wie dies zu bewerten ist, will der Artikel nachverfolgen, ebenso setzt er sich mit dem Problem auseinander, dass die Herausgeber:innen in den Text eingegriffen haben. Eine dringend nötige Debatte wird eröffnet.

Abstract: Based on the correspondence between Ferdinand Tönnies and Friedrich Paulsen published in book form, it must be established that Tönnies used anti-Semitic language. The article aims to trace how this is to be assessed and also addresses the problem that the editors intervened in the text. It opens up an urgently needed debate.

In seiner Einleitung zum Briefwechsel zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen schreibt der Mitherausgeber des Bandes Eduard Georg Jacoby, dass Paulsen es „nicht immer" vermocht habe, „sich von früh gefaßten Vorurteilen freizumachen." Als Ursache „seines Stillstands" vermutet er, dass Paulsen, der im Unterschied zu Tönnies „viel eher fertig" erscheine, „der Gefangene seiner eigenen festen Stellung und Tätigkeit an der Universität Berlin geworden" sei. Jacoby gelangt dabei freilich nicht über die Mutmaßung hinaus und unterlässt es, für seine Aussagen hinreichende, geschweige denn eindeutig stichhaltige Nachweise anzuführen. Um dieser nötigen Anforderung dann doch gleichsam noch entgegenzukommen und das offenbare Defizit „mit einem kurzen Hinweis" einigermaßen zu beheben, lenkt er dann ein. Es müsse, führt Jacoby aus, „nun wenigstens an einem Beispiel angedeutet werden". Und er fährt dann fort, das „Vorurteil, das hier gemeint" sei, beziehe sich „auf die bei seiner sonstigen Liberalität und Humanität schwer verständlichen antisemitischen Äußerungen" (TPB: XVI).[2]

Jacoby führt ohne Kontext, in weit mehr andeutungsweiser als exemplarischer Argumentation, aus: „Die ziemlich derben Ansichten, die sich in den Briefen ausgesprochen finden – ob über ‚Soldaten und Juden', die doch allein die moderne wirtschaftliche Umformung wohl kaum" gerechtfertigt hätten, „ob über ‚Kaffeehausatmosphäre' und ‚jüdische Revuen'" – werde „niemand beschönigen wollen."[3] Paulsen gebe indes zu: „Aber der Antisemitismus ist doch eine schlechte Sache". Und weiter: „Heinrich Treitschkes unglückliche Judenartikel, die so viel Unheil" gestiftet hätten und „noch größeres Unheil stiften sollten", würden rundweg von ihm verdammt.[4] Zwanzig Jahre später, als „die antisemitische Welle" im kleindeutsch-

1 Reimer Hansen ist Historiker und war bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2006 im Jahr 2006.

2 Hierzu: Carstens 2010. Zu Tönnies: Alwast 1982; zu Paulsen: Blättner 1970.

3 Hierzu Paulsens Brief an Tönnies vom 13. 8. 1879, TPB: 59.

4 Das Zitat Paulsens findet sich in einem Brief an Tönnies' vom 26. 1. 1881, TPB: 103, in dem er diesem mitteilt, dass er jetzt die „Deutsche Landeszeitung" halte, die er als die journalistische Vertretung der „Junkerwelt" bezeichnet. Sie gebe „dem Tageblatt oder einer sonstigen Semitenzeitung nichts nach." Das seien „betrübte Bundesgenossen – lieber keine.". Über Heinrich von Treitschkes „unglückliche Judenartikel" waren sich Paulsen und Tönnies in ihrer Korrespondenz grundsätzlich einig. Paulsen schreibt im Zusammenhang ihrer

preußischen Kaiserreich „noch auf ihrem Höhepunkte“ gewesen sei, habe sich indes bei Paulsen durch „eine unbedachte öffentliche Bemerkung“ gezeigt, dass „etwas von den früheren Unbesonnenheiten hängen geblieben war“. Jacoby bleibt auch hier im Ungewissen, wenn er anstelle des Nachweises einer antisemitischen Äußerung darauf ausweicht, „das aus Gesprächen schließen“ zu müssen, „auf die Tönnies mit zahlreichen Hinweisen“ zurückkomme.[5]

Der studierte und promovierte Jurist Eduard Georg Jacoby (1904–1978), ein Sohn des international renommierten Kieler Altphilologen Felix Jacoby, hatte seit 1923 neben seinem Hauptstudium der Jurisprudenz in Kiel auch Lehrveranstaltungen der Soziologie besucht, Tönnies so als akademischen Lehrer persönlich näher kennen und schätzen gelernt und war zudem 1926 – unter Beurlaubung während seines Referendariats für den Staatsdienst – u. a. sein Assistent für empirisch-statistische Studien gewesen (Zander 2006: 228). Jacoby unterstützte Tönnies auch an dessen Arbeit am Geist der Neuzeit. Eine Fortsetzung dieser akademischen Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent oder gar eine sozialwissenschaftliche Karriere, aber auch die Fortsetzung des nach dem Abschluss des Studiums angetretenen, jedoch – während der Ausbildung für die Wahrnehmung der Assistentur bei Tönnies – zeitweilig unterbrochenen Staatsdienstes im preußischen Handelsministerium, blieben ihm indes versagt. Sowohl Tönnies’ Entlassung und Lehrverbot durch das nationalsozialistische Regime als auch vor allem die offene Diskriminierung seiner Herkunft aus einer jüdischen Familie setzten beiden Möglichkeiten beruflicher Entfaltung rasch ein demütigendes, willkürlich-gewaltsames Ende. Die aufgrund der rassistischen Gesetzgebung und Politik erfolgte Entlassung aus dem Staatsdienst und alsbald auch die öffentliche Judenverfolgung veranlassten ihn – wie auch seinen Vater – zur Emigration nach England. Von dort aus ist er dann nach Neuseeland gelangt, wo er sesshaft wurde, zunächst in der Privatwirtschaft, dann wiederum im Staatsdienst berufstätig war und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auch eingebürgert worden ist.[6]

einschlägigen Erörterungen – unter Anspielung auf das viel zitierte Diktum Treitschkes: „die Juden sind unser Unglück“ – am 26. 1. 1881 an Tönnies: „Nicht die Juden, sondern die *Bildung* (welche damit anfängt, daß man sich schämt mit den Händen zu arbeiten) ist unser Unglück; hol sie der Teufel! der sie erfunden“ (TPB: 103). Dazu: Treitschke 1929 [1879]: 481.

5 TPB: XVI. Konkret führt Jacoby an, dass Paulsen seine nicht näher bezeichnete angebliche „unbedachte öffentliche Bemerkung mit dem Aufhören der ihm lieb gewordenen Vorlesungstätigkeit am Victoria-Lyzeum“ habe „bezahlen müssen.“ Ein derartiges antisemitisch konnotiertes Ereignis wird indes weder bei Tönnies in den konkret bezeichneten Passagen der Korrespondenz, TPB: 338–340, noch in Paulsens Erinnerungen erwähnt. Dort findet sich allerdings ein Bericht Paulsens vom – wie er in metaphorischer Diktion formuliert – „Schiffbruch meines Verhältnisses mit Miss Archer und ihrem Institut“, dem Victoria-Lyzeum, im Wintersemester 1878/79. Miss Archer, die als Mitglied des Vorstands für die Leitung des Victoria-Lyzeums und seine dortige Vorlesung Verantwortung trug, hatte ihm gegenüber zu allgemeinen Ausführungen, die sie auf sich bezogen hatte, ihre persönliche Entrüstung entgegnet und ihm zu Ende des Semesters brieflich mitgeteilt, „dass im Victoria-Lyzeum fortan philosophische Vorlesungen nicht mehr gehalten“ würden. Vgl. Paulsen 2008: 237 f. Der Stein des Anstoßes hatte freilich keinerlei antisemitischen Bezug und meinte ausdrücklich speziell – wie er schreibt – „die gesellschaftliche Zweiteilung der Menschen“ bzw. genauer: „meine Betrachtung über die herrschende Zweiteilung der Menschen in ‚Besitzende und Gebildete‘ und ‚Nichtbesitzende und Ungebildete‘ zu knüpfen, eine Einteilung, die mit der in Gute und Böse zu vermengen die Gesellschaft von jeher eine Neigung habe, welcher Vermengung aber sowohl die philosophische als die christliche Moral entgegen sei. Was denn des Weiteren dargelegt wurde.“ (Paulsen 2008: 238). Jacobys Bezug auf das konkrete „Beispiel“ hinsichtlich der von ihm gemeinten „antisemitischen Äußerungen“ Paulsens (TPB: XVI) dürfte mithin auf einem – freilich nur schwer erklärbaren – Missverständnis der tatsächlichen Ausführungen Paulsens beruhen. Zu Begriff, Gegenstand und Geschichte des Antisemitismus mit weiterführenden Literaturhinweisen mögen hier genügen: Kotowski/Schoeps/Wallenborn 2013, Eriksen/Hark/Lorenz 2019 und Schäfer 2020.

6 Hierzu Zander 1998 2006 mit weiterführenden Literaturhinweisen.

Die von der neuen neuseeländischen Heimat aus unternommene Erforschung der Biographie und des Werks seines Lehrers Ferdinand Tönnies führte Jacoby u. a. in die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek nach Kiel, wo deren Direktor Olaf Klose und Irma Fischer die Veröffentlichung des dort verwahrten Briefwechsels zwischen Tönnies und Paulsen[7] in die Hand genommen hatten und ihn nunmehr als Mitherausgeber der Korrespondenz gewinnen konnten. Klose bewertet es „als ein glückliches Zusammentreffen", das für die Edition von entscheidender Bedeutung gewesen sei. Die ursprünglich vorgesehene Auswahl habe – heißt es in seinem Vorwort – bereits vor dem Abschluss der „Vorbereitungen zum Druck" gestanden. Die nochmalige Durchsicht habe dann jedoch „dazu beigetragen, ein wirklich abgerundetes Bild von der Freundschaft dieser Männer, ihrer eigenen Entwicklung und dem damaligen Universitäts- und Geistesleben zu geben." Die jetzt noch ausgelassenen Briefe – stellt Klose abschließend summarisch fest – trügen entweder ganz persönlichen Charakter oder seien unwichtig (TPB: VII). Er unterlässt es allerdings, auch zu erläutern, was denn am „ganz persönlichen Charakter" der Briefe vernachlässigens- und auslassungswert, was mit „unwichtig" gemeint sei und welche konkreten Folgen der Auswahl für die Edition damit verbunden gewesen seien.

Jacoby äußert seine exemplarisch verstandene Charakterisierung Paulsens durch das Vorurteil seiner „antisemitischen Äußerungen" ausdrücklich in Gegenüberstellung mit Tönnies. „Bei Tönnies", setzt er seine Ausführungen fort, liege „die Sache anders." Denn der habe sich – in zwei zitierten – speziellen Veröffentlichungen und angesichts der aktuellen politischen Situation noch „in letzter Stunde, um die Jahreswende 1932/33" mit dem zeitgenössischen Rassismus und Antisemitismus konkret auseinandergesetzt, ihn zurückgewiesen und sich von dem, „von ihm so bezeichneten Vulgär-Antisemitismus publizistisch" distanziert.[8] Er lässt es dann jedoch in seiner „Einleitung" in den Briefwechsel bei dieser – im behaupteten Unterschied zu Paulsen – sehr knappen Bezeichnung seines akademischen Lehrers und Förderers Tönnies bewenden. Das mag insofern gerechtfertigt erscheinen, als er aufgrund seiner einschlägigen Arbeiten über Tönnies' Leben und Werk durchaus als ausgewiesener Sach- und Fachexperte dieser speziellen biografischen Materie gilt[9] und seine uneingeschränkten konzisen Feststellungen, Behauptungen und Urteile den Eindruck empirischer Resultate vermitteln, ja, wohl auch sollten, zumal er sie mit sichtlicher Selbstgewissheit äußert und ebenso verstanden zu haben scheint. Dabei bleibt sein Hauptaugenmerk des speziellen Beispiels weiterhin unter Vernachlässigung, ja Ausblendung von Tönnies durchweg auf Paulsen gerichtet. Folgt man der edierten Korrespondenz, stellen sich alsbald nicht unerhebliche Zweifel an dieser generellen Behauptung ein. Sie beginnen bereits mit der Überprüfung der als Beispiele für Paulsens antisemitische Äußerungen angeführten ersten beiden Zitate, wobei das dritte: „jüdische Revuen" sich hierfür gar nicht ausdrücklich als solches belegen lässt, sondern nur indirekt, bspw.: „Leicht wäre der Artikel in eine der großen Revuen einzuschmuggeln gewesen, am ehesten in die – wenigstens nicht ganz jüdische – des Herrn

7 Der Briefwechsel zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen ist in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel (SHLB) im Tönnies-Nachlass (TN) unter den Signaturen Cb 54.51: Paulsen und Cb 54.56: Paulsen archiviert.

8 TPB: XVII. Gemeint sind seine Rezension der anthropologischen Rassentheorie Otto Ammons (Tönnies 1904) und seine Schrift „Kritik der Öffentlichen Meinung" (Tönnies 2002 [1922]) u. a. in Auseinandersetzung mit Werner Sombart und ein Leitartikel in der Vossischen Zeitung mit der Warnung vor der „Gefahr eines Rückfalls in Barbarei" aufgrund der antisemitischen Angriffe des Völkischen Beobachters (Tönnies 1932). S. hierzu u. a. auch: Tönnies 1991 [1928].

9 Jacoby 1970; Jacoby 2013 [1971]. Bickel 2010: 25 beurteilt diese Schrift als „das bedeutende Pionierwerk", das in der Tönnies-Forschung „immer" unvergessen bleiben werde. Weiterhin hierzu: Jacoby 1999.

von Gottschall ‚Unsere Zeit' – die Konkurrenz zwingt, bessere Ware auch unter ketzerischer Flagge passieren zu lassen." (TPB: 96).

Es wäre gewiss sehr verlohnend und sollte einmal eingehend und umfassend zusammengestellt, quellenkritisch, methodisch und systematisch in präziser Differenzierung untersucht, beurteilt und nicht nur in die Biografien der beiden Korrespondenten, sondern darüber hinaus auch in den übergreifenden historischen Zusammenhang des zeitgenössisch-modernen Antisemitismus der letzten zweieinhalb Jahrzehnte des 19. und des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts der deutschen und europäischen Geschichte eingeordnet werden, was die einschlägigen Partien des Briefwechsels zwischen Tönnies und Paulsen hierzu ergeben. An dieser Stelle geht es, gewissermaßen als Vorarbeit, um Jacobys doch wenig präzise Generalisierung von Tönnies' Haltung nur anhand und aufgrund des von Olaf Klose, Irma Fischer und ihm 1961 veröffentlichten Briefwerks zu überprüfen und noch nicht um eine methodisch-systematische Analyse des gesamten Briefwechsels, die mit der digitalen Ferdinand Tönnies-Briefedition[10] künftig möglich werden wird. Hier soll indes den in Jacobys Einleitung zutage tretenden offensichtlichen Ungereimtheiten und den daraus folgenden Unstimmigkeiten auf den Grund gegangen und bereits an der in Buchform veröffentlichten Korrespondenz Klarheit darüber erreicht werden, was es mit seinen Behauptungen, Paulsen habe es hinsichtlich seiner „schwer verständlichen antisemitischen Äußerungen" nicht immer vermocht, „sich von früh gefaßten Vorurteilen freizumachen", und bei Tönnies liege „die Sache anders", tatsächlich auf sich hat, da bereits ein eindeutiger gegenteiliger Befund ausreichen würde, sie prinzipiell infrage zu stellen oder gar zu widerlegen.

I.

Ganz davon abgesehen, dass die von Jacoby gestellte und vorläufig beantwortete allgemeine Frage hinreichend umfassend und differenziert erst aufgrund der vollständigen Basis aller Quellen der Biographien und des Werks von Tönnies und Paulsen beantwortet werden könnte, würde auch eine vorläufige Untersuchung ihrer Stellung und Haltung zum Antisemitismus anhand des publizierten Briefwechsels ungenügend bleiben müssen, da er – entgegen dem vom Vorwort Kloses erweckten Eindruck hinreichender qualitativer Vollständigkeit – tatsächlich nur partiell, wenn nicht gar fragmentarisch veröffentlicht worden ist. Denn die Auswahl der Edition folgt weder systematisch noch inhaltlich klar definierten und danach konsequent und transparent ausgeführten Kriterien. Im Vorwort Olaf Kloses heißt es hierzu allgemein, dass „viele von den Briefen" zunächst „aus Sparsamkeitsgründen bei der ersten Auswahl ausgeschieden worden waren" (TPB: VII).

Kloses obengenannte Begründung, die weiteren ausgelassenen Briefe trügen „persönlichen Charakter" oder seien „unwichtig", erweist sich bei der Lektüre rasch als unzulänglich, wenn nicht unzutreffend und überdies auch missverständlich. Sie bedarf insofern der nötigen Ergänzung und Berichtigung, als die „ausgelassenen Briefe" gar nicht weiter gekennzeichnet, geschweige denn nach Anzahl und Umfang quantifiziert, inhaltlich beschrieben oder auch nur regestartig knapp umrissen worden wären. Dabei sind zahlreiche Briefe aussortiert worden, die Informationen enthalten, auf die nachfolgende direkt Bezug nehmen, mithin nicht alle

10 https://www.ftbe.de/home.

fehlenden sich auch tatsächlich für das nötige sachlich-inhaltliche Verständnis als „unwichtig" abtun lassen. Außerdem haben auch viele der edierten Briefe durch Auslassungsbezeichnungen („. . .") kenntlich gemachte Kürzungen erfahren, deren jeweiliger Umfang und Inhalt ebenso unbekannt bleibt wie der der aussortierten. Schließlich wird im Zusammenhang der vorausgehenden und nachfolgenden Korrespondenz deutlich, dass auch sie faktische Informationen enthalten, ohne deren inhaltliche Kenntnis sich die gekürzten Partien nicht hinreichend verstehen lassen.

Eine Überprüfung der in der Einleitung Jacobys behaupteten, als solche bezeichneten und zitierten „antisemitischen Äußerungen" Paulsens ergibt zunächst, dass die seinen „ziemlich derben Ansichten" subsumierte Bemerkung über „Soldaten und Juden" von Paulsen selbst gar nicht als alleinige Begründung für die „wirtschaftliche Umformung", sondern in wenig fassbarer metaphorischer und weit übergreifender abstrahierender Formulierung als „Destillationsprodukt der Entwicklung" einer Vernichtung des politischen und wirtschaftlichen Lebens des Mittelalters seit dem 16. Jahrhundert angeführt werden. Die Herausgeber der Korrespondenz beginnen den Brief nach der Anrede bedauerlicherweise gleich mit der üblichen Auslassungsbezeichnung „…" und präsentieren damit einen abgeschnittenen Faden. Der somit unvollständige, noch erkennbare Sinnzusammenhang des ersten veröffentlichten Abschnitts ergibt sich aus der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen am Beispiel 300jähriger Fachwerkhäuser, in denen man mit Messern isst, die „den Stempel Solingen oder Sheffield" tragen. Paulsen fragt daraufhin: „Liegt nicht die ganze Geschichte darin?", setzt dann in schwerlich mehr als unsystematisch, wenn nicht schon zufällig oder gar willkürlich aufgegriffenen, groß zugeschnittenen, isolierten Stichworten fort: „Die Geschichte vom Weltmarkt und Weltjammer und Berlinertum und Aufgefressenwerden?", um daraufhin wiederum allgemein fortzufahren und wiederum kaum mehr als rhetorisch zu fragen: „Wo will eigentlich die Geschichte mit den Menschen hinaus?" Und er antwortet entsprechend sogleich selbst: „Auf den Sozialismus – sonst ist sie mir ganz und gar unverständlich. Wenn wir bestimmt sind, stehen zu bleiben, wo wir sind, wenn die heutige Gestaltung nicht eine Mittwegstation [ist], dann müßte man wohl die ganze Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert, d. h. die Agglomerationstendenz, welche erst das politische, dann das wirtschaftliche Leben des Mittelalters vernichtet hat, für Entartung ansehen: denn Soldaten und Juden, das Destillationsprodukt der Entwicklung, rechtfertigen sie ja doch wohl kaum. – Was meinst Du, könnte man die wirtschaftliche Umformung in den letzten 300 Jahren wohl so bezeichnen: fortschreitende Kollektivierung der Produktion, fortschreitende Individualisierung der Konsumption?" (TPB: 59).

Paulsens Vorschlag einer sozialökonomischen Großkennzeichnung für „die wirtschaftliche Umformung in den letzten 300 Jahren" läuft mithin nicht auf eine verkürzte singuläre Erklärung ihrer Verursachung oder Bewirkung mittels einer – wie auch immer gemeinten Kombination von „Soldaten und Juden" hinaus. Gleichwohl will er sie – offenbar pars pro toto – als freilich nicht näher erläutertes und metaphorisch als „Destillationsprodukt" bezeichnetes historisches Ergebnis eines übergreifenden Prozesses verstanden wissen, für dessen historische Einbettung auf dem Weg vom Mittelalter in die eigene Gegenwart er die „fortschreitende Kollektivierung der Produktion" und die „fortschreitende Individualisierung der Konsumtion" während der frühen Neuzeit bzw. der Entstehung der Moderne zu bedenken gibt. Dabei mag die in ihrer offenbar intendierten Unvollständigkeit, wenn nicht bewusst riskierten und in Kauf genommenen Unausgegorenheit in Gestalt nicht näher bestimmter fragmentarischer, relikter und isolierter Großbegriffe und Spezialbezeichnungen von „Weltmarkt" über

„Weltjammer“ und „Aufgefressenwerden“ bis „Berlinertum“ kaum tauglich sein, in dem erörterten Kontext argumentative Klarheit zu erreichen. Freilich dürfte bei der nicht recht verständlichen, willkürlich-einseitigen Kombination von „Soldaten und Juden“ noch dazu in vager Assoziation mit potentieller „Entartung“ zumindest eine latent antisemitische Tendenz dieser von Jacoby exemplarisch angeführten Äußerung Paulsens nahe liegen, zumindest nicht ausgeschlossen sein.[11]

Gravierender erscheint indes das Paulsen von Jacoby in diesem Zusammenhang zugeschriebene Zitat seiner „schwer verständlichen antisemitischen Äußerungen“ von der „Kaffeehausatmosphäre“, da es sich in der veröffentlichten Korrespondenz gar nicht bei Paulsen, sondern in einem Brief von Tönnies findet, freilich in einem nicht minder untauglichen, diffusen Zusammenhang als das vorherige, wenn er in ausschweifender Phantasie von fiktiven Zuständen „im Himmel“ spricht, und zwar in aversiv-ausschließender, wenn nicht schon gegenteiliger Weise, nämlich: „Ohne die abscheuliche Kaffeehaus-Atmosphäre, in der wir hienieden spielen müssen: Parlament, Zeitungen, Börse, Offiziere, Juden, Schulmeister und Juristen!“ (TPB: 71). Auch wenn das gemeinte oder unterstellte Kriterium des insgesamt als abscheulich bezeichneten Zusammenhangs der partiell und partikular aneinander gereihten Bezeichnungen einer konstatierten – mit den von ihm entwickelten Zentralbegriffen des Titels seiner wohl bedeutendsten, wirkmächtigsten Schrift – *Gemeinschaft* oder *Gesellschaft*[12] – u. a. ausdrücklich auch „Juden“ – nicht genannt wird, dürfte die übergreifend ausgrenzende negative und damit eindeutig nicht-himmlische Konnotation – wiederum im Kontext „politischen und wirtschaftlichen Lebens“, aber auch – offenbar willkürlich oder zufällig zusammengestellter, jedenfalls heterogen ausgewählter und aneinander gereihter – spezieller Institutionen und Gruppen des zeitgenössischen gesellschaftlichen Lebens – ihre besondere Einbeziehung und Einreihung wohl auch hier eher in antisemitischer Tendenz zu verstehen sein. Sie träfe dann aber bemerkenswerter- wie bezeichnenderweise ebenso nicht Paulsen, sondern seinen Briefpartner Tönnies, bei dem die Sache doch angeblich anders liege.

Nun hat Paulsen sich in seinem Schreiben an Tönnies vom 26. 1. 1881 (TPB: 103) nicht, aber auch in anderen Zusammenhängen des Briefwechsels und seines Werks selbst nie erklärtermaßen oder ausdrücklich bzw. bewusst oder absichtlich antisemitisch geäußert oder gar als Antisemiten bezeichnet oder präsentiert, sondern – ganz im Gegenteil – jeden Vorwurf des Antisemitismus entschieden von sich gewiesen. Ja, beide verurteilen den Antisemitismus in ihrer Korrespondenz durchweg explizit in gelegentlichen, jeweils aktuellen als auch in grundsätzlich formulierten An- oder Bemerkungen. Paulsen, um es wiederum exemplarisch zu verdeutlichen, wenn er – analog zum Briefzitat oder dessen präziser inhaltlicher Erläuterung – in der letzten Fassung seines Werks „System der Ethik“ allgemein konstatiert: „Also ich zähle mich nicht zu den Antisemiten; ich hasse oder geringschätze niemanden, weil er Jude ist; und so liegt mir die Mißachtung des Volks Israel völlig fern“ (Paulsen 1913: 557). Vielmehr wolle er „versuchen, beiden, den Antisemiten und den Juden, zum Bewußtsein zu bringen, was meines Erachtens die einzig mögliche Lösung der Frage ist: nämlich die voll-

11 Eine „Soldaten und Juden“ analoge – wohl nicht minder unzureichende – begriffliche Zuspitzung wählte Paulsen mit dem Begriffspaar in „Regiment der Juden und Professoren“, das er in seinem Brief vom 8. 3. 1881 dem Kronprinzen unterstellt (TPB: 113). *Soldaten* ließen sich – pars pro toto – als Ausdruck der Militarisierung des zeitgenössischen kleindeutsch-preußischen Kaiserreichs deuten, *Juden* entsprechend in der von Paulsen prinzipiell von ihnen geforderten absoluten Assimilation (Paulsen 2008: 353). Hierzu unten und insbesondere auch Philipsen 2010.

12 Tönnies 2019. Der Titel der ersten Auflage hieß „Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und Socialismus als Empirischer Culturformen“ (Tönnies 1887).

ständige Assimilierung der Juden durch die europäischen Nationalitäten.“ Und er fährt fort: „Diesen Prozeß, der sich mit der sogenannten Emanzipation der Juden zu vollziehen begonnen hat, will ich nicht rückgängig machen, wie der Antisemitismus es will, sondern ich erwarte und wünsche seine Vollendung und damit das Verschwinden der Judenfrage.“ (Paulsen 1913: 557 f.).

Das subjektive Selbstverständnis beider Briefpartner schließt ein abweichendes, kontradiktorisches oder gar konträres Werturteil, ebensowenig aber auch ein entsprechend gegenteiliges objektives Sachurteil von anderer oder gegnerischer Seite, insbesondere der öffentlichen Meinung wie der wissenschaftlichen Diskussion, grundsätzlich nicht aus. Im Falle Paulsens bestimmt diese Divergenz unterschiedlicher Positionen des öffentlichen Diskussionsprozesses sogar den historischen wie den aktuellen Stand der Beurteilung seiner Haltung und Stellung zu „den Juden“, wenn ihm bis in die wörtliche Formulierung Judenfeindlichkeit attestiert wird.[13] Tönnies befand sich während ihres Briefwechsels – im Unterschied zu ihm – nie in einer auch nur annähernd ähnlichen Situation, die ihn zu einer publizistischen Äußerung, geschweige denn analogen öffentlichen Rechtfertigung oder gar Selbstverteidigung hätte nötigen können. Und das galt ebenso für seine private Korrespondenz, in der er nicht unter dem Druck einer gleichsam präventiven Rücksichtnahme stand, die er hätte bedenken müssen, um sich nicht durch eine unüberlegte Äußerung einem potentiellen Verdacht auszusetzen.

Und so äußert er sich im brieflichen Dialog mit Friedrich Paulsen gleichsam unter vier Augen durchweg in unbefangener Direktheit. Dabei bringt er im Perspektivwechsel des Blicks auf die Gegenseite tatsächlicher, expliziter und bewusster Judenfeindschaft – um es ebenfalls beispielhaft an einem Brief an Paulsen vom 10. 3. 1881, gut sechs Wochen nach dessen Brief vom 26. 1. 1881, zu demonstrieren – u. a. auch den Fall eines soeben erlebten Ausbruchs von Antisemitismus an der Universität Kiel entrüstet zur Sprache: „Ich besuchte eine studentische Antisemiten-Versammlung. Dort waren wohl ein paar Leute, die eine dunkle ‚Sehnsucht‘ empfinden; aber die da das Wort führten (einen Juristen, 3 Theologen hörte ich, alle fanden ungeheuren Applaus, jeder beräucherte den andern in der widerlichsten Weise), welch eine niedrige Sorte Menschen haben doch unsere Gymnasial- und unsere Zeitungs-Bildung, ein nobles Paar, erzeugt.“ Und er fährt präzisierend fort: „Da ging es weidlich her über Materialismus, Mammonismus, Judentum, die ‚erwachende deutsche Jugend’ wurde gepriesen, Witze gerissen über die alte rummelige Synagoge in Neu-Stettin (ein Nicht-Redner, aber wie ich merkte, auch Mitführer, fragte mich, wie man in meinen Kreisen darüber denke, er und seine Genossen, sie seien so begeistert, daß wohl jeder fähig gewesen wäre, den alten Juden-Tempel anzustecken) usw. usw.“ (TPB: 116).

Hier erscheint es zunächst angebracht, wenn nicht geradezu erforderlich, innezuhalten und sich zu vergegenwärtigen: Ferdinand Tönnies sah und notierte diese konkret für möglich gehaltene Gefahr bereits gut ein halbes Jahrhundert, bevor in der Reichspogromnacht am 9. 11. 1938 Synagogen in Deutschland tatsächlich in Flammen standen! Und noch keine zwei Jahrzehnte seit der Begründung des Deutschen Reichs in Gestalt des kleindeutsch-preußischen Nationalstaats, in dessen Verlauf gut ein halbes Jahrhundert später der rassenideologisch und sozialdarwinistisch begründete Antisemitismus zur faschistischen Staatsideologie mit der Folge öffentlicher, und zwar legislativer und exekutiver Judenverfolgung und schließlich des Juden- und Völkermords werden sollte! Sein Korrespondent Friedrich Paulsen

13 Hierzu Philipsen 2010: 162–164 mit weiterführenden Literaturhinweisen.

befürchtete in den im Rückblick aufgezeichneten Erinnerungen „Aus meinem Leben“ in einer vergleichbar ähnlich düsteren Anwandlung, dass der Antisemitismus „die elementaren Instinkte der landsässigen Nationalitäten gegen sich [die Juden] aufbringen und so zu einer Katastrophe führen müsste“ (Paulsen 2008: 353). Dabei wandte er sich freilich nicht gegen bereits öffentlich wirksame judenfeindliche Tendenzen, sondern bemerkenswerter-, wenn nicht bezeichnenderweise vor allem gegen das von ihm konstatierte „starke Vordringen der Juden in die akademischen Berufe“, das seiner Meinung nach „zu einer Art Monopol der Juden führen“ und die somit an die Wand gemalte Katastrophe auslösen würde. Als einzigen Weg, „dieser Entwicklung vorzubeugen“, sah, beschwor und forderte er die vollständige Assimilation des Judentums an die jeweils sesshaften bzw. – im Unterschied zu ihnen – als „landsässig“ definierten Nationalitäten in Gestalt des jeweils konstitutionellen Staatsvolks (ebd.).

Ein drittes Beispiel dieser Art ist in Paulsens Brief an Tönnies vom 19. 7. 1881 überliefert, freilich auch hart von ihm kritisiert und als „schamlose Insinuation“ zurückgewiesen worden. Dabei handelt es sich um einen Zeitungsartikel des in Berlin wirkenden und mit beiden befreundeten dänischen Literaturkritikers und Schriftstellers Georg Brandes. Paulsen fügte seinen brieflichen Zeilen einen Artikel von Brandes bei und bemerkt hierzu: „Das wird doch allmählich kompromittierend, nämlich für seine Freunde.“ Und er wird sodann konkret, wenn er fortfährt: „diese schamlose Insinuation: Bismarck würde gern ‚Leben und Vermögen‘ der (jüdischen) Bourgeoisie dem Pöbel preisgeben. Ich denke, ich will ihn darauf hin anreden.“ (TPB: 136). In den zu Ende seines Lebens niedergeschriebenen Memoiren heißt es über Brandes: „Es wurden mir allmählich in seiner geistigen Physiognomie Züge sichtbar, die mich reservierter machten, vor allem ein Mangel an Diskretion, der ein paar Mal zu scharfer Kontroverse Anlass gab. Ich weiß nicht, ob auch der in dieser Zeit sich rasch ausbreitende Antisemitismus dazu beitrug, die Aufmerksamkeit auf diese Schwächen einzustellen.“ (Paulsen 2008: 251 f.). Brandes entstammte einer assimilierten jüdischen Familie. Hier zeigte sich nun, dass Paulsen seine rigorose Forderung nach völliger Assimilation selbst nicht konsequent befolgte, wenn er fortfährt: „Anfangs hatte ich gar nicht gewusst, dass er Jude sei, und als ich es erfuhr, war ich dagegen noch völlig gleichgültig. Aber mit der Zeit wurde ich etwas empfindlicher dagegen.“ Der Anlass hierfür waren Brandes’ „gelegentliche Schnödigkeiten über kirchliche-christliche Bräuche“, die Paulsen „als unfein“ empfand und hierzu meinte: „Der Jude sollte hier billig eine gewisse Zurückhaltung beobachten; ich machte auch keine Witze über die Zeremonie der Beschneidung.“ (Paulsen 2008: 252).

Diese wenigen exemplarischen und übergreifenden Hinweise des für angebracht gehaltenen Einhalts mögen hier genügen. Die dadurch unterbrochene Erörterung der mitgeteilten Passage des Briefes von Tönnies an Paulsen vom 10. 3. 1881 schließt sich in allgemeiner Analogie an einen nicht minder extrem negativ urteilenden kulturkritischen, eher schon kulturpessimistischen Passus an, der von einer miterlebten Aufführung der Operette „Die Fledermaus“ im Kieler Stadt-Theater berichtet und dessen Publikum zum „Volk“ macht. Dabei holt er weit aus und empört sich: „Ich sage Dir in feierlichem Ernst: ein Volk, welches so etwas sich vorführen läßt, bewundert und empfiehlt, welches seine *Frauen* und *Töchter* in ein solches zum Hurenhaus gewordenen Theater führt, ein Volk, aus welchem keine Stimme des Protestes lautbar wird gegen solche Schmach“, das „bei *solchem* ‚Anlaß in sich geht‘ – um mit Lüge und Verleumdung wieder herauszukommen, – dieses Volk ist so tief in Gemeinheit versunken, es ist unrettbar verloren, es verdient nichts als Verachtung und Mitleid.“ Im Postskript nahm er „Verachtung“ indes mit großmütig-pathetischer Geste wieder zurück:

„Wenn ich oben von Verachtung und Mitleid sprach, so sage ich nach meinem Gefühle lieber noch verbesssend: *nur* mit Mitleid. Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie tun. Und: wir sind alle der Sünden Knechte." (TPB: 115–117).[14]

Es mag daher durchaus denkbar erscheinen, dass ein solchermaßen in hoher Ereiferung, wenn nicht schon Rage niedergeschriebenes extremes Werturteil auch noch bei der Ausführung der unmittelbar nachfolgenden Passage mit- und nachgewirkt haben könnte. An der grundsätzlichen Ablehnung, besser: Verurteilung des blanken, ebenso primitiven wie aggressiven Antisemitismus dürfte dagegen kein Zweifel aufkommen. „Wahrlich", fährt er dann in moralischer Empörung und engagiertem Tonfall fort, „die Leute, mit denen ich auf Universitäten gewesen bin, es sind ja nicht viele Jahre dazwischen, aber es waren ehrbarere Menschen. – Dies war (ein paar verlorene Schafe, wie gesagt, ausgenommen) eine Gesellschaft von Laffen und Knoten" (TPB: 116), mithin ausgegrenzter Personen.

Nun wäre es gewiss nicht minder interessant gewesen, von Tönnies nach dem schockierenden Erlebnis der studentischen „Antisemiten-Versammlung" auch noch etwas darüber zu erfahren, ob und – falls ja – was er dem „Mitführer" auf dessen offenbar suggestive, wenn nicht schon provokative Frage geantwortet und ob sich daraufhin ein Disput ergeben hat, aber auch, welcher Art die „dunkle ‚Sehnsucht'" beschaffen war, die ein paar anders orientierte „verlorene Schafe" empfunden hätten, und ebenso, was denn die Kommilitonen seines nur kurz – nämlich weniger als ein bis knapp einem halben Jahrzehnt – zurückliegenden Studiums als „ehrbarere Menschen „ in ihrer Haltung gegenüber „den Juden" von der soeben erlebten „Gesellschaft von Laffen und Knoten" genau unterschieden hätte. Dieses Desiderat erscheint daher insoweit umso dringlicher, als beide erörterten Beispiele Jacobys, von denen das erste in der Tat Paulsen, das zweite indes Tönnies nachgewiesen werden konnte, auch – zumindest potentiell – antisemitisch getönte Formulierungen enthalten, die Grenze zwischen subjektiv verworfenem Antisemitismus und latenter Ablehnung oder Ausgrenzung „der Juden" in ihrer Korrespondenz sich keineswegs so eindeutig ziehen lässt, wie beide sie in ihren generellen und prinzipiellen Bekundungen für sich reklamieren. Im Antwortbrief vom 12. 3. 1881 suchte Paulsen den Freund wegen seiner Empörung über die Operettenaufführung wieder zu beruhigen, aber auch ins Gewissen zu reden: „Das geschieht Dir ganz recht! Was willst Du in der Fledermaus? Nun hast Du den Ekel auf der Zunge. Aber nicht recht ist, daß Du das deutsche Volk den Ekel entgelten läßt." Und er fügte in nicht minder drastisch wertendem Urteil hinzu, die er meine, seien „die bekannten 3 Prozent, die mit ihrer Allgegenwart alle Örter füllen, wo Äser faulen." (TPB: 117). Was beide dabei jedoch gemeinsam kennzeichnet, ist eine bemerkenswerte rigoros moralische Abwehrhaltung gegenüber der neuartigen erfolgreichen Operette und damit einer Form der leichteren und unterhaltenden Muse, die Tönnies zudem mit seiner in der Tat beunruhigenden Beobachtung und Verurteilung des studentischen Antisemitismus assoziativ in Verbindung bringt.

Fragt man nach inhaltlichen Kriterien ihrer allgemeinen und grundsätzlichen Übereinstimmung, so scheint auch Ferdinand Tönnies der zentralen Auffassung Friedrich Paulsens gewesen zu sein oder ihr zumindest recht nahe gestanden zu haben, die eine gesellschaftliche und mentale Assimilation des Judentums an die jeweils ansässig-sesshaften und in der Regel staatlich – als National- oder auch Nationalitäten- bzw. Viel- oder Mehrvölkerstaat wie als Staatsnation – organisierten Nationen oder Nationalitäten zumindest befürwortete, wenn nicht auch forderte. In diesem Zusammenhang ist ein Hinweis von Tönnies auf die Zielsetzung

14 Harry Liebersohn hat den Unterschied von Kulturkritik und politischer Kritik bei Tönnies herausgearbeitet (Liebersohn 1991), der sich hier weiterverfolgen ließe.

einer *Israelitischen Freischule* in Hamburg aus dem Jahre 1816 von besonders aufschlussreicher Bedeutung, den er Paulsen am 9.4.1903 allein mit der lapidaren Bemerkung zuschickte: „Für Deine Ansicht von Semi- und Antisem[itismus] interessiert Dich vielleicht folgendes“. Weiterer kommentierender Worte hätte es gewiss auch nicht bedurft, denn der nachfolgende kurze Text dürfte mit seiner expliziten Forderung nach einvernehmlicher vollständiger Assimilation so recht nach Paulsens Herzen gewesen sein. Der sodann mitgeteilte historische Originaltext lautet: „Auslöschung aller Israelitischen Eigentümlichkeit in Sitten und Sprache soll ihr vorzügliches Augenmerk sein, so wie vorzüglich dahin gewirkt wird, die Kinder vom sogenannten Schacher abzulenken und sie zu Professionisten zu bilden, womit jedoch die Eltern freiwillig übereinstimmen müssen; überhaupt sollen die Schüler zu guten und brauchbaren Dienst- und Gewerbsleuten gebildet werden, welche die Religion ihrer Väter durch treue Erfüllung ihrer Pflichten und durch ihre Liebe gegen Staat und Mitmenschen zu erkennen geben.“ (TPB: 370).

Andererseits stand Ferdinand Tönnies der allgemeinen Haltung und den damit verbundenen oder daraus folgenden distanzierenden Einwänden Friedrich Paulsens zu „den Juden“ keineswegs ablehnend oder auch nur prinzipiell kritisch gegenüber, wenn auch er sie nicht nur in individueller, sondern durchaus auch genereller Wahrnehmung ausdrücklich als fremd charakterisieren konnte. So bemerkte er in einem längeren Antwortbrief auf „zwei willkommene Briefe“ vom 25.10.1898, zu einer „sehr anziehenden Skizze“ Paulsens von Jesus zunächst, dass sie ihm „in gewiß wahren Zügen seine Gestalt und Art menschlich nahe“ bringe, fügte hierzu dann jedoch noch – über Paulsen hinausgehend – in näherer Beschreibung und Begründung weiter hinzu, dass ihm „gerade daraus Gesicht und Gebahren des *Juden* in einer Weise aufgefallen“ sei, „die ich nicht als unschön, aber doch als fremd empfinde: er ist eben ein Rabbi, und die gelehrten Juden haben durchweg etwas von dieser weichen, schlauen, schalkhaft vorsichtigen, ausweichenden Art“ (TPB: 339).

II.

Neben den exemplarisch referierten und zitierten Äußerungen und Stellungnahmen sowohl Tönnies’ als auch Paulsens, die – in genereller Übereinstimmung mit den Belegen der „Einleitung“ Jacobys aus Tönnies’ Veröffentlichungen – dem in ihrem Briefwechsel wahrgenommenen zeitgenössischen Antisemitismus explizit und prinzipiell widersprechen, ihn ablehnen und verurteilen, waren – wie beispielhaft verdeutlicht – zugleich in wenig präzisen, assoziativ und übergreifend umrissenen, eher vorläufig und unvollständig, willkürlich oder zufällig wirkenden Zusammenhängen Formulierungen aufgefallen, die sich schwerlich noch mit ihnen vereinbaren ließen, da sie auch und wohl eher eine kaum anders als zumindest latent antisemitische Deutung oder Konnotation nahe legen. Diese Anzeichen einer spezifischen persönlichen Haltung lassen sich ebenfalls an anderen, und zwar bei weitem eindeutigeren Beispielen zeigen und belegen. So etwa, wenn Tönnies im Postskript seines Briefes an Paulsen vom 15.5.1881 in nationalstaatlicher Argumentation Verständnis für die Haltung einer konstituierenden Versammlung der *Sozial-Conservativen* unter Adolph Wagner äußert, Juden grundsätzlich von staatlichen Ämtern auszuschließen: „Wenn sie die Juden von obrigkeitlichen Ämtern ausschließen wollen, so sollen sie das tun, indem sie sie als *Deutsche*

nicht anerkennen, sowenig als etwa einen Trupp Türken, der einwanderte und sich Heimatrecht erwürbe.“ (TPB: 128).

Und wie lässt sich faktisch wie rational anders als antisemitisch begründen und bewerten, wenn er ihm erwähnenswert erscheinende politische Äußerungen des – im unmündigen Alter vom jüdischen Glauben zur evangelischen Konfession des christlichen Glaubens übergetretenen – preußischen Justizministers Heinrich von Friedberg in einem Brief an Paulsen vom 4. 12. 1882 nicht als solche neutral, sondern als die „höchst bemerkenswerten Aussprüche des semitischen Ministers Friedberg“ (TPB: 174) bezeichnet? Denn mit dieser Äußerung dürfte doch wohl die Grenze zwischen legitimem Sach- oder Werturteil zum rassistisch gefärbten Klischee eindeutig überschritten worden sein. Wie übrigens beispielsweise auch bei Paulsens offensichtlich wohlwollend gemeinter Charakterisierung seines Breslauer Kollegen Jakob Freudenthal, der einer jüdischen Familie entstammte. „Ich glaube“, schreibt Paulsen am 3. 6. 1883 an Tönnies, „Du würdest gut mit ihm auskommen. Er sieht nicht wie ein Jude aus und spricht und benimmt sich ebenfalls nicht so.“ (TPB: 188).

Breslau war in Paulsens unmittelbares Interesse gerückt, als ihm Ende Oktober 1882 auf Vorschlag der Philosophischen Fakultät der dortigen Universität vom zuständigen Ministerium der Regierung des Königreichs Preußen ein Ordinariat angeboten worden war (Paulsen 2008: 260). Bis dahin war er während eines langen Jahrzehnts – vom Hauptstudium über Promotion, Habilitation und Lehrauftrag – an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin heimisch geworden, hatte sich dort schließlich vollständig eingelebt und seit 1877 ein Extraordinariat für Philosophie und Pädagogik ausgeübt, das ihn, insbesondere in der Lehre und dem damit verbundenen Umgang mit den Studenten, von denen er als „meinen Studenten“ sprach, ganz und gar erfüllte.[15] Das angebotene Breslauer Ordinariat war nicht nur mit dem höheren öffentlichen und wissenschaftlich-akademischen Ansehen und der einflussreicheren universitären Stellung, sondern auch mit einer erheblich besseren Bezahlung, nämlich einem um das 2,5fache höheren Gehalt verbunden (Paulsen 2008: 260–262).

Wohl aus diesen, hinsichtlich der beruflichen Karriere gleichsam selbstverständlichen persönlichen Gründen, hatte er zugesagt[16], war dann aber aufgrund seines Eindrucks, in den Verhandlungen überredet und „geschoben worden“ zu sein[17], insbesondere aber auch unter der persönlich-subjektiven Wahrnehmung der örtlichen Um- und Zustände in Breslau anderen Sinnes geworden und hatte beim Ministerium eine Rücknahme mit der Aussicht auch auf eine Besserstellung an der Berliner Universität erreicht (TPB: 176), die freilich erst zu Ende des

15 Paulsen hatte Tönnies diesen Aspekt seiner Tätigkeit als Hochschullehrer aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin – ganz im Humboldtschen Verständnis der Lehre als eines wechselseitig bedingten Kommunikations-, Verständigungs- und Lernprozesses – in seinem Brief vom 27. 2. 1880 als wesentlich hervorgehoben und über seine Studenten geschrieben: „Ich liebe in meinen Studenten die Zukunft unseres Volkes und freue mich jedesmal, zu ihnen zu sprechen. Und mir kommt vor, ich habe durch meine 5 Dozentenjahre mehr Fortschritte gemacht, als wenn ich 10 Jahre einsam für Bücher gearbeitet hätte.“ (TPB: 73).

16 In seinem Brief an Tönnies vom 4. 11. 1882 schreibt Paulsen, er habe tags zuvor, mithin am 3. 11. 1882 dem Referenten im Ministerium seine „allgemeine Zusage gegeben.“ (TPB: 172). Dabei hatte er erläuternd vorausgeschickt: „Ich hab so gut wie zugesagt für Breslau. Ich habe getan, was sich mir mehr und mehr als ein Unvermeidliches herausstellte. Die Sache lag nach allem für mich so: ich mußte annehmen oder ins Auge fassen, hier lebenslänglich im Extraordinariat zu bleiben“ bzw. „nach einigen Jahren (im 50sten) mich von der Universität überhaupt zurückzuziehen. Das *kann* ich nicht wollen, erstens um meiner Familie, zweitens um meiner selbst willen“ (TPB: 170).

17 Er war sich indes – angesichts des widerstreitenden persönlichen Interesses – gleichwohl bewusst, wie er hierbei vonseiten des Ministeriums „nach Breslau persuadiert und geschoben“ worden war, bzw. man dort – wie er empfand – „eigentlich meinen Entschluß zur Annahme gelenkt“ hatte.“ (TPB: 171).

Jahres 1893 mit der Ernennung zum ordentlichen Professor für Philosophie und Pädagogik und dem damit verbundenen Eintritt in die Philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin endgültig erfüllt werden sollte. Tönnies hatte sich mit persönlichen Äußerungen zu Paulsens Haltung und Reaktionen zunächst mit Bedacht zurückgehalten, ihn dann aber in seiner Kehrtwendung ausdrücklich bestärkt und aufgefordert, den Ruf nach Breslau, „wenn es irgendwie möglich" sei, „abwendig zu machen." Und zwar mit der Begründung: „Du kämst dort in eine Atmosphäre, welche Dir Deine besten Motive ersticken wird. Von dem bittersten Judenhaß – womit wir unsere Seelen doch nicht mehr, als unvermeidlich ist, beflecken sollten – bleibt dort kein Redlicher frei" (TPB: 172 f.).

Als nähere Begründung des Sinneswandels und der daraus folgenden Revision seiner Entscheidung führt Paulsen in den Lebenserinnerungen in übertriebener Kontrastierung zunächst allgemein an, dass Berlin im öffentlichen Bewusstsein „der Mittelpunkt des Universums, Breslau ein Dorf am Rande" gewesen sei (Paulsen 2008: 260). Bei genauerem Hinsehen war es dann doch wohl – zumindest auch und nicht zum geringsten Teil – ein erheblich weitergehendes, tiefsitzendes aversives Missbehagen am subjektiv wahrgenommenen Gesamtbild der Stadt. Die dort nach der Zusage im Hinblick auf einen Umzug der Familie besichtigten Wohnungen beschreibt er als „schmutzig, dunkel, klebrig, dritte Garnitur" und selbst das Gebäude der Universität als „öde, schmutzig." Schließlich will ihm „alles grau und widrig" erscheinen. Dabei treten nicht zuletzt auch rassistisch-antisemitisch getönte Stereotype ans Licht, wenn es beispielsweise selbst noch aus der Distanz von mittlerweile einem Vierteljahrhundert in den Erinnerungen heißt: „Auch der östliche Typus der Stadtbevölkerung, die vielen krummen Nasen waren mir nicht ermutigend." (Paulsen 2008: 260 f.).

Mit den „krummen Nasen" des osteuropäischen Typs der Breslauer „Stadtbevölkerung" waren offenbar – einem verbreiteten rassistisch-antisemitischen Stereotyp entsprechend – speziell die jüdischen Einwohner Breslaus gemeint. Tönnies bedient sich übrigens gelegentlich ebenfalls rassistischer Stereotype, so z. B. wenn er bei dem von beiden in mehreren Briefen eingehend erörterten Philosophen Schopenhauer „wahrscheinlich *slawisches* Blut" vermutet und als vermeintliche Begründung „das eitle und *kokette* Wesen, die Moll-Melodie (alle slawischen Volkslieder sind in dieser Tonart), ein weiches schwärmerisches, unruhiges Gebahren", anführt. Er gibt dabei zwar zu, dass dies „eine Mutmaßung" sei, „die mir nur so eben gekommen ist," fährt dann jedoch selbstgewiss fort: „alsbald aber zweifle ich schon nicht mehr daran!" (TPB: 163). Und über den von Paulsen verschiedentlich behandelten Gottessohn Jesus sei ihm – um es noch einmal in Erinnerung zu rufen – die Eigenart „des *Juden* in einer Weise aufgefallen", die er als „fremd empfinde." (TPB: 339).

Ein in diesem Zusammenhang besonders drastisches Beispiel aus dem Briefwechsel ist aus Anlass des Wechsels des renommierten Philosophen Wilhelm Dilthey von Breslau nach Berlin überliefert. Tönnies teilt Paulsen unter Berufung auf zwei aus Breslau stammende Hochschullehrer der Christian-Albrechts-Universität Kiel, den von ihm durchweg sehr geschätzten Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung Richard Pischel (Volbehr/Weyl 1956: 147) und den Privatdozenten der Germanischen Philologie Paul Pietsch (Volbehr/Weyl 1956: 211) u. a. mit: „Pischel sagte mir gestern, es sei ein ‚Skandal', daß Dilthey nach Berlin berufen worden: ein solches Faultier, von schmierigem, jüdischem Wesen, er pflege den ganzen Tag auf dem Sofa zu liegen und Romane zu lesen! Pischel ist selber aus Breslau; Pietsch, der auch daher ist, bestätigte; hatte mir auch früher schon erzählt, daß Dilthey in Breslau in üblem Renommee stehe." Und er setzt nach langem Gedankenstrich die bemerkenswert selbstkritische und wohl auch – zumindest inhärent oder immanent –

schuldbewusste, das zuvor Ausgeführte entsprechend relativierende und abwertende Interjektion hinzu, die er zugleich als schwerlich abzulehnende Bitte um Nachsicht, Entschuldigung und Geheimhaltung formuliert hat: „Verzeih die Schluderei! Entre nous." (TPB: 170). In Paulsens Antwortbrief vom 4. 11. 1882 heißt es nicht minder eindeutig: „Was Pischel von Dilthey sagt, stimmt ganz mit dem Eindruck [überein], den er mir macht. Unbestreitbar ist der äußere Schmutz an Leib und Kleidern. Seine kleinen glitzernden Fuchsaugen, die unruhig um sich blicken, geben der kleinen Gestalt etwas Unsicher-Bewegliches. – Von Breslau sprach er offenbar lügenhaft, doch das vergebe ich ihm."[18].

Zunächst erschrickt man spätestens an dieser Stelle des Briefwechsels darüber, wie weit sich bei beiden ein offenbar einvernehmliches, grob subjektiv entstelltes Vor- und Werturteil ausgebildet, aber auch von den Ansprüchen wissenschaftlicher Urteilsbildung entfernt hat, die sowohl Paulsen als auch Tönnies in ihren fachlichen Publikationen gleichsam selbstverständlich weitgehend einzuhalten verstanden und ebenso von anderen erwarteten. Dilthey hatte sich während des zurückliegenden Jahrzehnts als einer der profiliertesten Vertreter der universitären Philosophie erwiesen. Er war 1867 als ordentlicher Professor nach Basel, 1868 nach Kiel und 1871 nach Breslau berufen worden. 1883 folgte schließlich die Endstation und Krönung seiner Universitätskarriere mit einem Ruf nach Berlin. Das alles hätte er schwerlich als „Faultier" erreichen können, das „den ganzen Tag auf dem Sofa" mit Roman-Lektüre verbracht hätte. 1883 war der erste Band seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte" erschienen, den Paulsen in einem Brief an Tönnies als enttäuschend und „allerleilienig" bezeichnete. Von einer persönlichen Begegnung bemerkt er abschließend: „Kürzlich war ich mit ihm im Grunewald: es ist kein Saft darin, sonst mag er ein guter Kerl sein, aber er schmeckt nach gar nichts." (TPB: 188).

Vom angeblich unbestreitbaren äußerlichen „Schmutz an Leib und Kleidern" ist auffälliger Weise in den späteren Erwähnungen Diltheys nicht mehr die Rede. Diese – insbesondere auch angesichts der zahlreichen überlieferten Fotos äußerst unwahrscheinliche – Charakterisierung Diltheys mag möglicherweise durch Tönnies' Übernahme seiner von Pischel kolportierten Desavouierung als „Faultier von schmierigem jüdischen Wesen" assoziiert worden sein, zumal Paulsen sie in seinem Antwortbrief entsprechend ergänzt. Der somit an der persönlichen Erscheinung Diltheys angeblich beobachtete und in der deprimierenden Charakterisierung der allgemeinen öffentlichen Verhältnisse, Um- und Zustände Breslaus anscheinend vorherrschende Schmutz erscheint bei Paulsen schließlich noch ein weiteres Mal als abschreckendes Indiz, wenn er ihn in seinen Erinnerungen – diesmal in nicht minder drastischer Beschreibung – zusammen mit Fett und Juwelen an den Händen – an einem ungarischen Juden wahrnimmt, dem er zu Ende seines Lebens zufällig begegnet ist (Paulsen 2008: 445).

Dilthey war Tönnies und Paulsen keineswegs unbekannt. Sollten sie da nicht gewusst haben, dass er nicht jüdischen Glaubens, ja dass er calvinistisch-reformierter Pfarrerssohn und u. a. auch durch Studium und Examen als Theologe ausgewiesen war? Schmieriges Wesen ist – was auch immer man konkret darunter verstehen mag – eine eindeutig negative Konnotation in Gestalt einer persönlichen Schmähung und Beleidigung, deren zusätzliche Kombination

18 TPB: 172. Bei der Bezeichnung der aus Breslau kolportierten Schilderungen und Beurteilungen als „lügenhaft" verwechselt Paulsen offensichtlich Pischel mit Pietsch, denn nicht jener, sondern Pietsch hatte angeblich über Dilthey geäußert, dass er dort in „üblem Renommee" stehe, und Paulsen dementiert damit zugleich indirekt – wohl aufgrund eigener Wahrnehmungen am Ort – ausdrücklich dessen abfällige Äußerung über Dilthey.

und spezielle Kennzeichnung als jüdisch damit zugleich auf die Gemeinschaft des Judentums im religiösen wie im nationalen Verständnis übertragen wird, so dass sich dessen persönliche Assoziation und Vorhaltung ebenfalls als antisemitische Provokation erweist. Jedoch handelt es sich in der Korrespondenz zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen insgesamt schwerlich um einen ausgeprägten persönlichen primitiv-vulgären Antisemitismus.

Daher sei hier noch einmal ausdrücklich die wörtliche Kennzeichnung des Mitherausgebers ihres Briefwechsels Eduard Georg Jacoby aufgerufen, jedoch nicht länger nur auf Paulsen beschränkt, sondern ebensosehr auch auf Tönnies bezogen, und zwar als Unvermögen, sich nicht immer „von früh gefaßten Vorurteilen", hier speziell eines ernsthaft und verantwortlich nicht zu rechtfertigenden unreflektierten, irrational-aggressiven Antisemitismus, gänzlich „freizumachen" und ihm dann gelegentlich wieder einmal nachzugeben, so dass hier ganz offensichtlich „etwas von den früheren Unbesonnenheiten hängen geblieben war." (TPB: XVI). Auch müssen die beiden Briefpartner sich dieser Art und Natur ihres wohl rational, aber emotional noch nicht völlig gezähmten, geschweige denn überwundenen Antisemitismus auch selbst durchaus bewusst gewesen sein. Wie anders sollte man Tönnies' im Grunde selbstkritisch, jedenfalls unguten, nicht reinen Gewissens hinzugefügten Nachsatz sonst begreifen können, zumal er in einem privaten Brief unter zwei Freunden gleichsam selbstverständlich und somit unnötig gewesen wäre?: „Verzeih die Schluderei! Entre nous."

Dabei darf nicht übersehen werden, dass dieser vulgäre Antisemitismus und Rassismus noch nicht als naturalistisch-biologistischer Sozial- und Vulgärdarwinismus missverstanden werden darf, wie er als substantieller Bestandteil der nationalsozialistischen Herrschaftsideologie während der totalitären Diktatur des Dritten Reiches zur maßgeblichen Richtlinie verbrecherischen staatlich-politischen Handelns werden sollte. Denn die von Paulsen geforderte vollständige Assimilation „der Juden" beruhte auf der unabdingbaren Prämisse ihrer prinzipiellen Fähigkeit zur bewussten und absichtlichen Veränderung und damit insbesondere auch zur soziokulturellen Anpassung. Sie schloss daher die Unterstellung der gleichsam genetisch bedingten Unveränderlichkeit ihrer vermeintlichen Natur und damit zugleich auch jede damit verbundene oder daraus folgende Zwangsläufigkeit ihrer sozialkulturellen und staatlich-politischen Entwicklung von vornherein aus.

Die faktische, der Verzeihung oder zumindest doch der Nachsicht bedürftige Schluderei sollte demnach nur für den persönlichen Adressaten bestimmt sein, geheim bleiben und nicht nach außen dringen, aber doch wohl auch nicht recht ernst genommen werden. Paulsen ist in seinem ungekürzt veröffentlichten Antwortbrief hierauf nicht weiter eingegangen. Aber dass er die eingestandene „Schluderei" als solche gleichsam unter sich, „entre nous", stehen und auf sich beruhen ließ, vor allem aber, dass sie von ihm weder kritisch kommentiert noch gar zurückgewiesen worden ist, sollte doch wohl eher dafür sprechen, dass er somit in ihrem exklusiv-persönlichen Austausch faktisch nichts gegen sie einzuwenden gehabt, sie ebenso verstanden und damit auch geteilt haben dürfte, zumindest aber ohne weiteres hin- und angenommen hat. Im Übrigen bleibt bei alledem unstrittig, dass beide in ihrer einschlägigen Überzeugung, Meinungs- und Urteilsbildung die jüdische Nationalität (noch) nicht wie den jüdischen Glauben analog der übergeordneten Religions-, Glaubens- und Meinungsfreiheit als nationale Gesinnungsfreiheit und damit als ein allgemeines unveräußerliches persönliches Grund-, Menschen- und Bürgerrecht gelten lassen mochten, was Tönnies jedoch später – seit dem zweiten Soziologentag 1912[19] und den brieflichen Diskussionen mit dem dänischen

19 Bereits 1912 spricht Tönnies in einem Diskussionsbeitrag auf dem Zweiten Deutschen Soziologentag dezidiert

Philosophen Harald Höffding aus Kopenhagen (und mittelbar mit dem schwedischen Philosophen und Humanisten Hans Larsson von der Universität Lund) während des ersten Weltkriegs über (nationale) Minderheiten – weitaus differenzierter betrachtet.[20] Paulsen hingegen fordert von deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens, jüdischer Gemeinschaft, Minorität oder Nationalität in seinen prinzipiellen Ausführungen und sukzessiven Nachträgen seines Werks „System der Ethik" apodiktisch ihre vollständige Assimilation.[21]

Man wird Paulsens national- bzw. gegebenenfalls auch nationalitätenstaatlich begründete Haltung daher allen- oder bestenfalls nur in der politischen Zielsetzung und isolierten Blickrichtung oder Sicht parteiischer Argumentation als einseitig wahrgenommenen und behaupteten Antisemitismus be- und (noch) nicht ausdrücklich verurteilen können, da das allgemeine Grund-, Menschen-, und Bürgerrecht der nationalen Gesinnungsfreiheit seinerzeit noch nicht mehr als eine öffentlich vorerst nur vereinzelt erhobene politische Forderung war und noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein keine generelle und prinzipielle nationale und internationale, über- und rechtsstaatliche bzw. staats- und völkerrechtliche Anerkennung besaß. Das gilt analog auch für das von Tönnies im Postskript seines Schreibens an Paulsen vom 15. 5. 1881 geäußerte Verständnis für die nationalstaatliche Option einer sozialkonservativen Versammlung, Juden als nicht Deutsche gegebenenfalls von obrigkeitlichen Ämtern fernhalten und ausschließen zu wollen (TPB: 128).

Beide befanden sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts somit in Übereinstimmung mit dem weiterhin vorherrschenden europäischen Staats- und Völkerrecht. Man wird diese grundsätzliche Differenz der spezifisch-national- oder auch nationalitäten-, mehr- oder vielvölkerstaatlich bzw. staatsnational bedingten und begründeten Ab- und Ausgrenzung jüdischer, aber auch anderer fremdnationaler Bevölkerung oder Einwohner vom jeweiligen Staatsvolk mit der sie begleitenden Forderung nach völliger staatsbürgerlicher Assimilation jedoch nur so lange vom expliziten öffentlichen Antisemitismus und feindseligen Nationalismus abgrenzen und als begründet erachten können, als dieses offizielle Kriterium auch konsequent beachtet und eingehalten wird. Überall dort, wo sie diese objektive systematische Grenzziehung überschreitet und sich eindeutiger antisemitisch-nationalistischer Kampfbegriffe, namentlich rassistischer und sozialdarwinistischer Desavouierung bedient, wird man sie konsequenterweise auch explizit als Antisemitismus zu qualifizieren haben. Nicht nur Paulsen, sondern auch Tönnies hat – wie ihr Briefwechsel zeigt – diese eindeutige Markierung trotz gegenteiliger Beteuerungen und ausdrücklicher Verurteilung des Antisemitismus verschiedentlich unbeachtet gelassen oder verletzt.

Wirkliche Bewegung und tatsächliche Veränderung im öffentlichen Diskurs der übergreifenden inter-, trans-, supra- und multinationalen Thematik und Problematik kam erst infolge der Pariser Vorortverträge nach dem Ersten Weltkrieg zustande, als sich eine deutliche Mehrheit der betroffenen europäischen Nationalitäten in Gestalt organisierter alter oder überkommener und neuentstandener nationaler Minderheiten im – seit 1925 alljährlich zu-

von verschiedenen Nationalitäten innerhalb der Nationen: Tönnies 1913a: 49, 1913b: 73, c: 187; weiterführend dazu Schlüter-Knauer 2024 [2017]: 170 f.

20 Aus seinem Plädoyer für Vielfalt in der Nation zieht Tönnies in diesem gelehrten Gedankenaustausch 1916 normative Konsequenzen, wozu ausdrücklich gehört, nationalen Minderheiten den Gebrauch ihrer Sprache und die Pflege ihrer besonderen Kultur nicht nur zu gestatten, sondern diese sogar explizit zu fördern; Tönnies/Höffding 1989: 123–125; Schlüter-Knauer 2024 [2017]: 176–178.

21 Z. B. „Wollen die Juden an unseren Angelegenheiten als voll- und gleichberechtigte Bürger teilnehmen, so müssen sie die Konsequenz ziehen und aufhören, Juden sein zu wollen. Es geht nicht zusammen: …" (Paulsen 1913: 561). Hierzu mit vielen Belegen: Philippsen 2010: insbesondere 146–155.

sammentretenden –Europäischen Nationalitätenkongress versammelte, ihre akuten und aktuellen Probleme in den traditionellen europäischen Nationalstaaten diskutierte und hierfür in gemeinsamen Forderungen und Stellungnahmen praktisch-politische Lösungsvorschläge erarbeitete, die dann nach und nach in innerstaatliche Regelungen und nachbarstaatliche Gegenseitigkeitsverträge eingeflossen und realisiert worden sind.[22]

Im Verlauf dieser historischen Entwicklung praktisch-politischer Veränderungen, die insgesamt auf eine Besser- oder Gleichstellung der fremd- oder andersnationalen Minderheiten Europas mit dem erklärten Ziel ihrer vollständigen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, Egalität und Integration abzielten, ist es dann zu einem allgemeinen, grundlegenden und bahnbrechenden Paradigmenwechsel vom Nationalstaatsprinzip zum Grundrecht der nationalen Gesinnungsfreiheit gekommen.[23] Im deutschen Bundesland Schleswig-Holstein hat diese zukunfts- und wegweisende Neuerung in der Tradition des europäischen Minderheitenrechts der Zwischenkriegszeit in der „Kieler Erklärung" der schleswig-holsteinischen Landesregierung unter Ministerpräsident Bruno Diekmann vom 26. 9. 1949 seinen prägnanten Ausdruck gefunden, die dann zur allgemeinen staats- und völkerrechtlichen wie praktisch-politischen Voraussetzung und Grundlage der Bonn-Kopenhagener Erklärungen 1955 geworden ist, indem sie im Rückgriff auf bereits etablierte Formulierungen in der Tradition des Europäischen Nationalitätenkongresses die grundsätzliche Trennung von Nationalität und Staatsbürgerschaft vollzog und das „Bekenntnis zum dänischen Volkstum und zur dänischen Kultur" im Sinne der Grundrechte des kurz zuvor in Kraft getretenen Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland für „frei" erklärte, das „von Amts wegen nicht bestritten oder nachgeprüft werden" dürfe.[24]

III.

Damit wären nach der Überprüfung und Korrektur, Interpretation und Einordnung der knappen summarischen Ausführungen des Mitherausgebers des Briefwechsels, Eduard Georg Jacoby, in seiner „Einleitung" – ganz im Unterschied und partiellen Gegensatz zu seiner expliziten Darstellung und Beurteilung – nicht nur Paulsens, sondern auch Tönnies' die wohl nicht unbedingt – wie er sich äußerte – „schwer" verständlichen, sondern methodisch-hermeneutisch durchaus erschließ-, versteh- und erklärbaren „antisemitischen Äußerungen" hinreichend nachgewiesen. Freilich nur ihrem Sinn und ihrer Bedeutung nach, denn sie haben sich im Kontext ihrer gesamten Äußerungen und Urteile nicht im etablierten allgemeinen Verständnis als offen und öffentlich behauptete oder apodiktisch postulierte ideologische Stereotype vulgärdarwinistisch-rassistischen Ursprungs, sondern vielmehr – wie Jacoby treffend anmerkt – als höchstprivat nur „entre nous" geäußerte und daher im Grunde verzichtbare, zumindest jedoch unzureichend bewusst kontrollierte und somit vermeidbare Re-

22 Broszat 1968: speziell 433.

23 In einem Zeitungsinterview mit dem „Neuen Wiener Journal" postuliert Tönnies bereits im Jahr 1926 für die breite Öffentlichkeit und nicht mehr nur im brieflichen Gelehrtendiskurs die kulturellen und sprachlichen Rechte nationaler Minderheiten als inhaltlich auszuweitende Konsequenz der Freiheitsrechte und spricht sich zeitgleich pragmatisch in entspannungspolitischer Absicht scharf gegen die „Unterdrückung nationaler Minderheiten" um der Förderung des Friedens willen aus: Tönnies 1926a: 180 f., 1926b: 68. Dazu weiterführend Schlüter-Knauer 2024 [2017]: 174 f.

24 Jäckel 1959: 51; Hansen 1995: insbesondere ab 126; Hansen 2023: insbesondere 84–95.

siduen „von früh gefaßten Vorurteilen“ oder „früheren Unbesonnenheiten“ (TPB: XVI), d. h. vor allem während der frühen Sozialisation und Edukation der Kindheit, Jugend und Schulzeit in der allgemein vorherrschenden sozialökonomischen, politischen und weltanschaulichen Atmosphäre der fortgeschrittenen deutschen Nationalbewegung und schließlich der kleindeutsch-preußischen Reichseinigung und -gründung auf gleichsam osmotischem Wege unbewusst erworbene und angeeignete, dadurch aber auch umso fester verwurzelte, inzwischen jedoch rational überwundene und als unzutreffend erwiesene Wissens- und Verhaltensbildung herausgestellt.

Hierbei ist allerdings auch eine unübersehbare Grauzone von den „früh gefaßten“ und inzwischen intellektuell überwundenen, offenbar jedoch nicht völlig ausrottbaren „Vorurteilen“ nicht nur Paulsens, sondern auch Tönnies’ bis hin zu ihrem ausdrücklich erklärten und zweifellos aufrichtig bekannten persönlichen Verdikt gegenüber dem in der zeitgenössischen öffentlichen Meinung grassierenden Antisemitismus entstanden. Deren unübersehbare, gleichsam verquere Realität erlaubt kein – von Jacoby für seinen verehrten Lehrer Tönnies suggeriertes und behauptetes – widerspruchsfreies Gesamtbild ihrer erörterten persönlichen Ansichten und Antworten auf die aktuelle Judenfrage. Tönnies’ unkritische Weitergabe der Beschreibung und Beurteilung Diltheys durch Pischel und ihre uneingeschränkte Affirmation in der Antwort Paulsens dürften hieran wohl keinen Zweifel aufkommen lassen. Das gilt analog für Tönnies’ uneingeschränktes Einverständnis mit dem nationalstaatlich begründeten Ausschluss jüdischer Staatsangehöriger von obrigkeitlichen Ämtern. Bei Paulsen konnten diese Widersprüche über den Briefwechsel hinaus gar bis in seine Lebenserinnerungen reichen, die anders als der persönliche Briefwechsel mit Tönnies doch wohl schon von vornherein so angelegt gewesen sein dürften, dass sie nicht nur für einen weiter gefassten privaten, sondern auch einen potentiellen öffentlichen Leserkreis in Betracht kommen sollten.

Dass dies eine Konstante seiner grundsätzlichen Orientierung in der Judenfrage war, die sich bis an sein Lebensende nicht mehr wandeln sollte, möge ein weiteres – bereits angedeutetes – typisches Beispiel aus seinen Lebenserinnerungen bezeugen. In den Ausführungen über sein letztes Lebensjahr, konkret: über erst oder noch gut ein Vierteljahr vor seinem Tod Erlebtes, beschreibt er eine Episode auf der Heimfahrt von der letzten Italienreise: „Unterwegs saßen wir in ängstlichem Gedränge unter allerlei exotischem Volk. Das Schlimmste war die Tischgesellschaft im Speisewagen. Wir hatten zwei ungarische Juden zur Gesellschaft am Vierertisch: der ältere eine geradezu erschreckende Erscheinung. Die von Fett, Schmutz und Juwelen glänzenden Hände waren beständig auf dem Tisch und wühlten im Brotkorb oder hatten andere Geschäfte. Man versteht von solchem zufälligen Begegnis die antisemitische Verstimmung des österreichischen Volks, die seine Politik beherrscht.“ Und er fährt allein aufgrund dieses in extremer Aversion drastisch geschilderten Erlebnisses in zugespitzter imaginierter Alternative von entweder-oder und wenig plausibler Verallgemeinerung fort: „In der Tat, wäre nur die Wahl, von Juden oder Römischen beherrscht zu werden, dann würde ich das klerikale Regiment auch vorziehen.“ (Paulsen 2008: 445).

Beim Rückblick auf die Ausgangskonstellation drängt sich in diesem weiteren Zusammenhang der speziellen Erörterung der Judenfrage des Briefwechsels und ihrer generellen biographischen Beurteilung in der Einleitung schließlich noch ein weiteres, diesmal freilich wirklich „schwer verständliches“ oder zumindest nicht leicht zu verstehendes und zu erklärendes Problem auf: Wie hat Eduard Georg Jacoby als Mitherausgeber, Kommentator und Verfasser der „Einleitung“ des Briefwechsels und Autor der – von fachkundiger Seite als bleibende Pionierleistung gewürdigten – Abhandlung „Die moderne Gesellschaft im sozial-

wissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies“ zu seiner offensichtlich falschen und noch dazu in Inhalt und Form als apodiktisches Sachurteil ausgegebenen Behauptung gelangen können? Weil ihm als Mitherausgeber des Briefwechsels Tönnies’ „Schluderei“ in Form seiner bereitwilligen Weitergabe der drastischen, stark abfälligen Charakterisierung Diltheys durch Pischel an Paulsen wohl nicht wirklich unbekannt gewesen sein kann, muss für diesen bemerkenswerten Widerspruch eine andere spezielle Deutung erwogen und in Betracht gezogen werden, die ihn adäquat aufzulösen und einleuchtend aufzuklären vermag. Und die scheint angesichts der biographischen Konstellationen im Dreieck seines unterschiedlichen persönlichen Verhältnisses zu beiden Partnern des Briefwechsels auch durchaus möglich zu sein, mehr noch: nahe zu liegen und sich geradezu anzubieten.

Anders als der 1908 verstorbene Paulsen ist der knapp ein Jahrzehnt jüngere Tönnies dem Verfasser der Einleitung, Jacoby, nicht nur persönlich bekannt, sondern geradezu vertraut gewesen, wie eingangs beschrieben wurde. Dabei dürften ihn nicht nur das profunde fachwissenschaftliche Werk, sondern vor allem auch die Persönlichkeit seines akademischen Lehrers Ferdinand Tönnies’, namentlich seine öffentliche politische Haltung, erheblich beeindruckt haben. Das galt allem voran – wie es in seiner Einleitung in den Briefwechsel noch deutlich nachwirkt – für Tönnies’ Widerspruch, ja Verdikt, gegen den zeitgenössischen Antisemitismus, mit dem Jacoby sich aufgrund seiner Herkunft aus einer deutsch-jüdischen Familie in persönlicher Betroffenheit auch unmittelbar voll und ganz zu identifizieren vermochte. Und der dürfte ihm – eben deshalb – nicht nur aus der Lektüre der zitierten einschlägigen Textpartien, sondern angesichts der – für ihn zudem auch ganz persönlich – hochbrisanten Aktualität der Thematik und Problematik wie ihrer permanenten öffentlichen Herausforderung ebenfalls, wenn nicht weit mehr noch, durch den alltäglichen direkten Umgang mit ihm lebhaft bekannt, ja gründlich vertraut und überdies äußerst sympathisch gewesen sein.

Andererseits wird Ferdinand Tönnies sich in seinem objektiven Rollenverständnis als akademischer Lehrer gegenüber seinem Studenten und Assistenten Eduard Georg Jacoby auch und insbesondere in der privat-persönlichen Kommunikation, noch dazu in Kenntnis seiner familiären Herkunft, gleichsam selbstverständlich von vornherein wesentlich anders verhalten haben als gegenüber seinem älteren Intimfreund Friedrich Paulsen, so dass allein schon aus diesem individuellen Grunde ausgeschlossen sein dürfte, dass er sich dazu hätte verleiten oder hinreißen lassen können, sich eine analoge und diesmal absolut unverzeihliche „Schluderei“ zuschulden kommen zu lassen. Jacoby wiederum hat und hätte selbst bei einem geäußerten Verdacht keinerlei Grund gehabt, sie seinem verehrten akademischen Lehrer auch nur zutrauen zu können. Das alles erklärt freilich noch nicht, dass er sie als Mitherausgeber und Kommentator des Briefwechsels in ihrer – für einen aufmerksamen und noch dazu hochmotivierten Leser wie ihn – geradezu unübersehbaren Realpräsenz – offenbar nicht als solche wahrgenommen und vermerkt, sie jedenfalls unerwähnt gelassen, sich nicht mit ihr auseinandergesetzt und sie schlichtweg übergangen hat. Unter der Bandbreite möglicher Deutungen mag insbesondere eine irrational-unkontrollierte Abwehrreaktion in Betracht kommen, die sie dann den ansonsten nicht unkritischen Mitherausgeber hat ausblenden lassen, gleichsam nach dem sprichwörtlichen Motto, „dass nicht sein kann, was nicht sein darf.“

Als Mitherausgeber der Korrespondenz können Jacoby die zitierten und erörterten Passagen in Tönnies Briefen an Paulsen somit wohl kaum entgangen sein. Da er sich nicht zu ihnen äußert, sind seine Motive ungewiss. Vielleicht mag er sie – aus welchen Gründen auch immer – nur achtlos beiseite gelassen und übergangen, vielleicht für vernachlässigenswert

gehalten, vielleicht gar missachtet oder auch verdrängt haben. Auf jeden Fall wird man ihm als verantwortlichem Mitherausgeber und Verfasser der Einleitung dieses bemerkenswerte und gewiss nicht unerhebliche Defizit nicht einfach nachsehen dürfen, wie übrigens auch – zumindest indirekt – Irma Fischer und Olaf Klose nicht. Gerade bei seinen sichtlich und einleuchtend mitgeteilten Sympathien für Tönnies und seiner nicht minder deutlichen Kritik an Paulsen sowie vice versa dem Versäumnis Fischers und Kloses wären hier doch wohl adäquate Anmerkungen und Erörterungen, sei es im Vorwort, in der Einleitung oder in den erläuternden Anmerkungen der Fußnoten zu einzelnen Briefen angebracht, ja erforderlich und nötig gewesen. Dabei hätte bereits eine historische Betrachtung und Einordnung allein im Zusammenhang und Rahmen des Briefwechsels für Klarheit sorgen können. So verweist Tönnies in seinem Brief an Paulsen vom 30. 10. 1879 auf eine grundlegende Veränderung seines Denkens und Verhaltens während seiner frühen Studienzeit, wenn er nachdrücklich „auf meine alte Weltanschauung“ zurückblickt, „welche sich in meinen ersten Studentenjahren in Verachtung von Darwinismus und dgl., Leugnung des Fortschritts der Menschheit und solchen kindlichen Paradoxien kundzugeben pflegte.“ (TPB: 62).

Sozial- oder Vulgärdarwinismus und der ihm affine, wenn nicht inhärente, geistes-, mental- und kulturgeschichtlich aber noch nicht konsequent naturalistisch eingefärbte bzw. ausgeprägte Rassismus bilden denn auch den ideologischen Kontext des Erklärungszusammenhangs der gewiss absichtslosen offensichtlichen Rückfälle in die rational überwundene, emotional-irrational jedoch, aufgrund der unbewussten frühkindlichen, vor- und frühpubertären Erziehung und Sozialisation in Elternhaus und Schule tief eingeprägten, fest verwurzelten und daher dauerhaft nur schwer überwindbaren – um Jacoby noch einmal zu Wort kommen zu lassen – „früh gefaßten Vorurteile“, die bei mangelnder bewusster Kontrolle nur allzu leicht eine privat-persönliche entre-nous- wie „eine unbedachte öffentliche Bemerkung“ zur Folge haben können (TPB: XVI). Intellektuelle Fairness und humaner Anstand gebieten indes, sie auch konsequent als solche handzuhaben, zu verstehen und zu erklären. Friedrich Paulsen und Ferdinand Tönnies haben ihre umfangreiche Korrespondenz als persönlichen Austausch über gut drei Jahrzehnte und selbstverständlich „entre nous“ geführt. Wenn Tönnies diese Kennzeichnung seiner „Schluderei“ über Dilthey auch noch einmal ausdrücklich hinzufügte, so doch wohl kaum als Hendiadyoin, sondern als vorsorgliche Aufforderung, ihn im Zweifelsfall für sich zu behalten und nicht an die Öffentlichkeit dringen zu lassen.

Tönnies’ Bezeichnung „Schluderei“ ist übrigens keineswegs eindeutig. Neben der im rezenten „Duden“ festgehaltenen Erläuterung von hochdeutsch „schludern“ für „nachlässig arbeiten“ (Duden 2013: 942) steht im Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch Otto Mensings, der ein Zeitgenosse beider und Kieler Kollege von Tönnies für niederdeutsche Germanistik war, für „sludern“ vor allem auch: „schludern, schwatzen, klatschen“ und „über den Nächsten herziehen, verleumden“ und für „Sluderie“ „Klatsch“ (Mensing 1932: Sp 500 f.). Tönnies dürfte mit „Schluderei“ wohl beides gemeint haben, nämlich ebenso nachlässige wie ehrenrührige Nachrede, mit der er – wenn auch nicht öffentlich und lauthals, so doch in kulturanthropologisch antisemitisch-rassistischem Jargon – über Dilthey hergezogen habe. Und den er sich dann daraufhin – höchstwahrscheinlich eben deshalb – eingestandenermaßen zur Last legte und Paulsen um Verzeihung und Geheimhaltung bat, wobei er allerdings als „Schluderei“ unter sich immerhin insoweit noch für tragbar hielt, dass er sie stehen ließ, statt sie gänzlich zurückzunehmen und aus dem Brief zu entfernen.

Hier stellt sich die Frage, ob die Herausgeber des Briefwechsels damit vielleicht sogar einen Tabubruch begangen haben könnten. Sie gehen hierauf nicht ausdrücklich ein, scheinen

sich diese Frage aber auch gar nicht ernsthaft gestellt zu haben. Der als primus inter pares, nämlich – unter Nichtbeachtung, ja faktischen Umkehrung der alphabetischen Reihenfolge – erstgenannte unter den Herausgebern, der Direktor der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek und alleiniger Unterzeichner des Vorworts Olaf Klose, stellt die Edition der Korrespondenz gleich zu Beginn seiner Ausführungen als eine Selbstverständlichkeit, wenn nicht ein faktisches Gebot dar: Während „der Zeit der geistigen Unfreiheit", mithin der NS-Diktatur, sei mehrfach „bedrohtes Geistesgut vor der Gefährdung oder der Vernichtung bewahrt geblieben". Damals sei der „Briefwechsel Paulsen–Tönnies" von der Landesbibliothek übernommen worden, ohne dass – wie denn auch? – „an eine Veröffentlichung gedacht worden wäre." Als sich dann der 100. Geburtstag von Ferdinand Tönnies genähert habe, sei es als „eine selbstverständliche Aufgabe für die Landesbibliothek" erschienen, ihn zu publizieren. Dies hätte nicht eingehalten werden können. Ihm komme indes solche Bedeutung zu, dass das Datum seiner Veröffentlichung unwesentlich sei. Entscheidend seien vielmehr sein großer Wert „für die Geschichte der deutschen und europäischen Wissenschaft" und „das geistige und kulturelle Leben Schleswig-Holsteins in der preußischen Zeit" gewesen (TPB: VII).

Inwiefern Paulsen und Tönnies ihrem Briefwechsel vielleicht eine besondere Bedeutung beigemessen haben, ist nicht klar, zumindest haben sie ihn sorgfältig aufbewahrt und in ihrem Nachlass erhalten, was aber jedenfalls bei Tönnies kein singuläres Vorgehen war. Persönliche Rücksicht mag bei der Edition eine Rolle gespielt haben, wie Kloses obengenannter Hinweis auf Briefe „persönlichen Charakters" (TPB: VII) andeutet. Tönnies' oben besprochene Ausführungen der – noch dazu antisemitischen – Diffamierung Diltheys gehörten für Jacoby, Fischer und ihn selbst offensichtlich nicht dazu. Gleichwohl und unabhängig von alledem: der grundsätzliche persönliche Respekt in Form und Gestalt der historisch distanzierten Achtung, Beachtung und Rücksichtnahme sollten jedenfalls und in jeder Hinsicht integraler Bestandteil der generellen historiographischen Selbstverpflichtung sein, methodisch-kritische Geschichtswissenschaft in Forschung, Lehre und Studium nicht anders als aus objektiver Distanz nach der traditionellen Devise ‚sine ira et studio' zu betreiben und zu schreiben.

Abschließend bliebe noch, den kritischen Blick auf die Edition des Briefwechsels zwischen Tönnies und Paulsen wieder aufzunehmen, und zwar exemplarisch anhand der hier zentral behandelten Korrespondenz über die Berufung Diltheys nach Berlin. Sie beginnt mit Tönnies' Mitteilung aufgrund der Äußerungen Pischels am 29. 10. 1882 und endet zwei Monate später mit einer letzten Erwähnung in Tönnies' Brief an Paulsen am 29. 12. 1882. Die Korrespondenz beider in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek umfasst für diesen Zeitraum jeweils vier Briefe Ferdinand Tönnies' vom 29. 10. 1882, 11.11., 4.12. und 29. 12. 1882[25] und Friedrich Paulsens vom 4.11., 12.11., 1.12. und 8. 12. 1882.[26] Die Veröffentlichung des Briefwechsels hat davon alle vier Briefe von Tönnies und zwei von Paulsen übernommen, wobei Tönnies' Brief vom 29.10. vollständig veröffentlicht und der vom 11. 11. 1882 um gut die Hälfte reduziert worden ist. Beim Brief vom 4.12. ist weniger als ein Drittel seines Umfangs weggelassen worden, wobei das dreizeilige Postskript gar nicht in Erscheinung tritt, mithin keine Auslassungsbezeichnung (…) erhalten hat. Der Brief vom

25 SHLB, TN, Cb 54.51: Paulsen, 70–73. Die vollständigen Texte der Briefe von Tönnies an Paulsen sind inzwischen einsehbar in der digitalen Ferdinand Tönnies-Briefedition: https://ftbe.de.

26 SHLB, TN, Cb 54.56: Paulsen, 113–116.

29. 12. 1882 ist umfassend gekürzt worden[27], es fehlen zwei Zeilen von S. 1, die komplette Seite 2 sowie 2/3 von S. 3 Von Paulsens vier Briefen haben nur der erste und der letzte (vom 4.11. und 8. 12. 1882) Aufnahme gefunden, wobei der vom 4.11. ganz und der vom 8. 12. 1882 zu Zweidrittel seines Umfangs abgedruckt worden ist.

Schließlich sei hier – namentlich im Blick auf das gestellte Thema – noch ausdrücklich angemerkt, dass ein weiterer von den Herausgebern ebenfalls vollständig ausgelassener Brief Paulsens – und zwar der vorletzte, der seinen vier aufgeführten Briefen an Tönnies voranging – vom 21. 10. 1882 die selbst gestellte und für die Beurteilung seiner Haltung in der Angelegenheit seines Rufs nach Breslau doch wohl kaum als „unwichtig" zu beurteilende Frage enthält: „Soll ich Berlin fahren lassen[,] um im Osten mit einem widerwärtigen Collegen (Weber) u. einer jüdisch-polnisch-katholischen Studentenschaft mich zu plagen? Ich bin ganz rathlos u. weiß schlechterdings noch nicht, was geschehen wird."[28] Dieser Brief und Tönnies' ebenfalls ausgelassener Antwortbrief vom 24. 10. 1882 enthalten außerdem auffällige Spuren einer Episode atmosphärischer Missstimmung während eines privaten Besuchs von Tönnies im Hause der Familie Paulsen, deren Ausblendung sich – nach den Kriterien Kloses – vielleicht mit „unwichtig" oder auch damit begründen ließe, dass sie „ganz persönlichen Charakter" trage. Gleichwohl ist sie keineswegs bedeutungslos und überdies vorzüglich geeignet, ein seltenes Schlaglicht auf – wie Tönnies gegenüber Paulsen anmerkt – „ein so reizendes Gemälde Eures Familienlebens"[29] zu werfen, so dass ein hieran orientiertes Interesse wohl eher verhindert hätte, sie von der Veröffentlichung auszuschließen.

Fragt man nach den Gründen der vollständigen Auslassung zweier Briefe und einiger Textpassagen unterschiedlichen Umfangs in vier anderen Briefen, so sind hiervon namentlich die wechselseitigen Erörterungen des jeweiligen Standes von Paulsens Ruf an die Universität Breslau und die damit verbundenen Verhandlungen und Entscheidungen sowie der Austausch über das Manuskript einer potentiellen Dissertation betroffen, das der Reformpädagoge Berthold Otto seinem Kollegen Paulsen zur Beurteilung übersandt und dieser dann – wegen dessen vorrangiger fachlicher Zuständigkeit – an Tönnies weitervermittelt hatte. Die Herausgeber haben sich dabei jedoch nicht nach den von Klose im Vorwort angegebenen Kriterien gerichtet und nur rein Persönliches oder Unwichtiges ausgelassen, sondern überdies auch inhaltliche Streichungen vorgenommen, die für das Verständnis beider Komplexe von nicht unerheblicher Bedeutung sind. Wer sich über beides hinreichend informieren und es im Gesamtzusammenhang der Korrespondenz historisch verstehen, geschweige denn rekonstruieren will, wird es aufgrund des veröffentlichten Briefwechsels nicht können, weil ihm durch die Auslassungen wichtige inhaltliche Kenntnisse vorenthalten bleiben.

Die Herausgeber haben den Briefwechsel zudem orthographisch nicht nur normalisiert, sondern auch konsequent modernisiert, schriftliche Abkürzungen einzelner Worte und paläographische Kürzel stillschweigend aufgelöst und damit seine genuine Orthographie des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts in die der Mitte des 20. Jahrhunderts transformiert, die mittlerweile freilich auch schon wieder überholt und damit selbst historisch geworden ist. Die

27 Es fehlen zwei Zeilen der ersten Seite, die komplette Seite 2 sowie Zweidrittel der dritten Seite. Die Auslassung ist mit … gekennzeichnet worden. Außerdem fehlt der dreizeilige Schlusssatz mit den Wünschen zum neuen Jahr.

28 SHLB, TN, Cb 54.56: Paulsen, 111, 21. 10. 1882, S. 2. Bei dem genannten Kollegen handelt es sich um den von 1872–1890 an der Universität Breslau, danach in Bonn lehrenden Professor für Philosophie Theodor Weber, der altkatholischer Konfession war und seit 1896 als Bischof der Altkatholiken in Bonn amtierte (Paulsen 2008: 260).

29 SHLB, TN, Cb 54.51: Paulsen, 69, 24. 10. 1882, S. 3. Der Brief ist einsehbar unter https://ftbe.de/letter/208.

einbändige Veröffentlichung der weitgehend einheitlich bearbeiteten ausgewählten Korrespondenz war zweifellos ein erheblicher Fortschritt in der nunmehr ermöglichten allgemeinen Zugänglichkeit und direkten Kenntnis der gut drei Jahrzehnte umfassenden engen persönlichen Freundschaft in ihrem privaten und öffentlichen Umfeld sowie beider Wirksamkeit auf ihren wissenschaftlichen Arbeitsfeldern. Nichtsdestoweniger war sie damit aber auch mit mehr oder weniger bewusst oder fahrlässig eingegangenen Schwächen, Mängeln und Defiziten behaftet, die mit der Zeit ihrer Nutzung umso deutlicher in Erscheinung treten mussten, als sie sich nur durch den Rückgriff auf die Originale im Nachlass beheben lassen. Es erscheint daher mittlerweile an der Zeit, wenn nicht geboten zu sein, sie durch eine vollständige historisch-kritische Ausgabe zu ersetzen, die sich an den inhaltlichen und formalen Anforderungen wie den methodischen Standards moderner wissenschaftlicher Editionspraxis orientiert. Diese dürfte dann – inklusive des erforderlichen kritischen Apparats und der nötigen Kommentierung – auf eine voluminöse Ausgabe in etwa des doppelten Umfangs der vorliegenden hinauslaufen. Im Aufbau befindlich ist bereits die digitale Ferdinand Tönnies-Briefedition, in der zumindest alle Briefe von Tönnies an Paulsen enthalten sein werden.[30]

Literatur

Alwast, Jendris (1982): Ferdinand Julius Tönnies. In: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 6. Neumünster: Wachholtz, S. 279–284.

Bickel, Cornelius (2010): Tönnies im Licht meiner Erfahrungen. In: Tönnies-Forum 19, 1, S. 25–35.

Blättner, Fritz (1970): Friedrich Paulsen. In: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 1. Neumünster: Wachholtz, S. 215–217.

Broszat, Martin (1968). Außen- und innenpolitische Aspekte der preußisch-deutschen Minderheitenpolitik in der Ära Stresemann. In: Kluxen, Kurt/Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Politische Ideologien und nationalstaatliche Ordnung. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Theodor Schieder. München/Wien: Oldenbourg, S. 393–445.

Carstens, Uwe (2010): Paulsen und Tönnies – eine lebenslange, nicht immer einfache Freundschaft. In: Steensen, Thomas (Hrsg.): Friedrich Paulsen. Weg, Werk und Wirkung eines Gelehrten aus Nordfriesland. Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, S. 165–177.

Duden (2013): Band 1. Die deutsche Rechtschreibung, 26. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hg. v. der Dudenredaktion. Berlin: Dudenverlag.

Eriksen, Trond Berg/Hark, Håkon/Lorenz, Einhart (2019): Judenhass. Die Geschichte des Antisemitismus von der Antike bis zur Gegenwart. Unter Mitarbeit v. Izabela A. Dahlet. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Hansen, Reimer (1995): Die historischen Wurzeln und die europäische Bedeutung der „Kieler Erklärung“ vom 26. 9. 1949. In: Timmermann, Heiner (Hrsg.): Die Kontinentwerdung Europas. Festschrift für Helmut Wagner zum 65. Geburtstag. Berlin: Duncker & Humblot, S. 119–130.

Hansen, Reimer (2023): Paradigmenwechsel im politischen Diskurs der nationalen Frage. Vom Nationalstaatsprinzip zum Grundrecht der nationalen Gesinnungsfreiheit. In: Auge, Oliver/Frandsen, Sten Bo/Weber, Carolin Elisabeth (Hrsg.): Grenz-Raum-Narrative. Die deutsch-dänische Grenz-

30 Frei zugänglich und durchsuchbar unter https://ftbe.de [27. 2. 2025]. Es werden grundsätzlich nur Briefe von Tönnies’ Hand erfasst und ediert.

region von 1920 bis heute (= Kieler Schriften zur Regionalgeschichte 9). Kiel/Hamburg: Wachholtz, S. 49–98.

Hundt, Wulf D. (2018): Der ‚jüdische Nigger' Lassalle. Marginalie zu einem Brief von Karl Marx. In: Sozial.Geschichte Online 24, S. 103–130. https://doi.org/10.17185/duepublico/47940.

Jäckel, Eberhard (Hrsg.) (1959): Die Schleswig-Frage seit 1945. Dokumente zur Rechtsstellung der Minderheiten beiderseits der deutsch-dänischen Grenze. Frankfurt/M./Berlin: Alfred Metzner.

Jacoby, Eduard (1999): Pädagogik als angewandte Soziologie. In: Tönnies-Forum 8, 2, S. 27–42.

Jacoby, Eduard Georg (1970): Philosophie und Soziologie. Ferdinand Tönnies' wissenschaftlicher Weg. Kiel: Hirt.

Jacoby, Eduard Georg (2013 [1971]): Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies. Eine biographische Einführung. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen v. Arno Bammé. München: Profil [Zuerst 1971: Stuttgart: Enke].

Kiesewetter, Hubert (2017): Karl Marx und der Untergang des Kapitalismus. Berlin: Duncker & Humblot.

Klose, Olaf/Jacoby, Eduard Georg/Fischer, Irma (Hrsg.) (1961): Ferdinand Tönnies – Friedrich Paulsen, Briefwechsel 1876–1908 (= Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft. Neue Folge – Nr. 27). Kiel: Hirt **[TPB].**

Kotowski, Elke-Vera/Schoeps, Julius H./Wallenborn, Hiltrud (Hrsg.) (2013): Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa. 3. Aufl. Darmstadt: WBG.

Liebersohn, Harry (1991): „Gemeinschaft und Gesellschaft" und die Kritik der Gebildeten am deutschen Kaiserreich. In: Clausen, Lars/Schlüter, Carsten (Hrsg.): Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft". Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske + Budrich, S. 17–30.

Mensing, Otto (Hrsg.) (1932): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Bd. 4. Neumünster: Wachholtz.

Paulsen, Friedrich (1913): Friedrich Paulsen, System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre, Bd. 2. 9. und 10. Auflage. Stuttgart und Berlin: J.G. Cotta.

Paulsen, Friedrich (2008): Aus meinem Leben. Vollständige Ausgabe. Hg. v. Dieter Lohmeier und Thomas Steensen. Bredstedt: Nordfriisk Instituut.

Philipsen, Bernd (2010): Friedrich Paulsens „System der Ethik" und die „Judenfrage". In: Steensen, Thomas (Hrsg.): Friedrich Paulsen. Weg, Werk und Wirkung eines Gelehrten aus Nordfriesland. Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, S. 145–164.

Schäfer, Peter (2020): Kurze Geschichte des Antisemitismus. München: C.H. Beck.

Schlüter-Knauer, Carsten (2017): Ferdinand Tönnies' Demokratietheorie und die Minderheiten. In: Steensen, Thomas (Hrsg.): Nationale Minderheiten. Bräist/Bredstedt, S. 165–183 [2. Auflage: (2024): München/Wien: Profil].

Silberner, Edmund (1962): Sozialisten zur Judenfrage. Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1914. Berlin: Colloquium.

Tönnies, Ferdinand (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und Socialismus als Empirischer Culturformen. Leipzig: Fue's.

Tönnies, Tönnies (1904): Ammons Gesellschaftstheorie. Nach einem Vortrag. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Soziapolitik 19, 1, S. 88–111.

Tönnies, Ferdinand (1913a): [Diskussionsbeitrag]. In: Verhandlungen des Zweiten Deutschen Soziologentages vom 20.–22. Oktober 1912 in Berlin, Tübingen: Mohr **[Verhandlungen]**, S. 49 [erneut in: Tönnies, Ferdinand (2000): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 9 (1911–1936). Hrsg, v. Arno Mohr in Zusammenarbeit mit Rolf Fechner. Berlin/New York: Walter de Gruyter **[TG 9]**, S. 372–373 unter dem Titel „[Nation und Nationalitäten]"].

Tönnies Ferdinand (1913b): [Diskussionsbeitrag]. In: Verhandlungen, S. 73 [erneut in: TG 9, S. 374 als „[Die moderne Nation]"].

Tönnies Ferdinand (1913c): [Diskussionsbeitrag]. In: Verhandlungen, S. 187 [erneut in: TG 9, S. 375 als „[Der Begriff der Nation]“].

Tönnies Ferdinand (1926a): Die deutschen Minderheiten. Eine kulturelle, aber keine staatsrechtliche Frage. Aus einem Gespräch. In: Neues Wiener Journal. Unparteiisches Tagblatt 34, Nr. 11.801, 28. September 1926, S. 2. [erneut in: Tönnies, Ferdinand (2010): Schriften zur Staatswissenschaft. Hrsg. v. Rolf Fechner. München/Wien: Profil, S. 358–360].

Tönnies Ferdinand (1926b): Wege zu dauerndem Frieden? Erweiterte Umarbeitung (Drittes Tausend) der Schrift ‚Menschheit und Volk‘ [1918]. Leipzig: C.J. Hirschfeld.

Tönnies, Ferdinand (1932): Das Breslauer Ereignis. In: Vossische Zeitung, 31. 12. 1932, Nr. 627, Morgen-Ausgabe, S. 1 f. [erneut in: Tönnies, Ferdinand (1998): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 22 (1932–1936). Hrsg. v. Lars Clausen. Berlin/New York: de Gruyter, S. 354–356].

Tönnies, Ferdinand (1991 [1928]): Antisemitismus. In: Clausen, Lars/Schlüter[-Knauer], Carsten (Hrsg.): „Ausdauer, Geduld und Ruhe“. Aspekte und Quellen der Tönnies-Forschung. Hamburg: Rolf Fechner Verlag, S. 315–318 [zuerst in: Der Igel 1, 7 (1928), S. 6–8] [erneut in: Tönnies-Forum 3, 2 (1994), S. 46–48, abrufbar unter: https://ferdinand-toennies-gesellschaft.de/downloads/Tonnies-Forum-2-94-3.-Jg.pdf].

Tönnies, Ferdinand/Höffding, Harald (1989]: Briefwechsel. Hrsg. v. Cornelius Bickel und Rolf Fechner, Berlin: Duncker & Humblot.

Tönnies, Ferdinand (2002 [1922]): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 14: Kritik der Öffentlichen Meinung (1922). Hrsg. v. Alexander Deichsel, Rolf Fechner und Rainer Waßner. Berlin/New York: de Gruyter.

Tönnies, Ferdinand (2019): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 2: Gemeinschaft und Gesellschaft (1880–1935). Hrsg. v. Bettina Clausen (†) und Dieter Haselbach. Berlin/Boston: de Gruyter.

Treitschke, Heinrich von (1929 [1879]): Unsere Aussichten. In: Ders.: Aufsätze, Reden und Briefe. Hrsg. v. Karl Martin Schiller, Bd. 4: Schriften und Reden zur Zeitgeschichte 2. Meersburg: F.W. Hendel, S. 481 [Zuerst: Berlin, am 15. November 1879. Preußische Jahrbücher 44].

Volbehr, Friedrich/Weyl, Richard (1956): Professoren und Dozenten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665–1954. 4. Aufl. Bearbeitet v. Rudolf Bülck, abgeschlossen v. Hans-Joachim Newiger. Kiel: Hirt.

Zander, Jürgen (1998): Das verlorene Paradies. Auf den Spuren des aus Kiel emigrierten Sozialwissenschaftlers Eduard Georg Jacoby. In: Tönnies-Forum 7, 1, S. 114–118.

Zander, Jürgen (2006): Eduard Georg (Peter) Jacoby. In: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 12. Neumünster: Wachholtz, S. 228–232.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Ferdinand Tönnies Beneath and Beyond Post-Colonial Sociology

Or: Das Kind mit dem Bade ausschütten

David Inglis[1]

Zusammenfassung: Es ist unklug, "das Kind mit dem Bade auszuschütten", wie ein altes Sprichwort besagt. Was Ferdinand Tönnies betrifft, haben Kritiker lange Zeit das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und das setzt sich bis heute fort. Dieser Aufsatz thematisiert mögliche postkoloniale Zurückweisungen der Soziologie Tönnies'. Er versucht zu zeigen, dass Tönnies und sein soziologisches Denken subtiler, komplexer und interessanter sind, als es verzerrt negative Bewertungen seiner Ideen erfassen können. Er sollte nicht aus vereinfachenden und fadenscheinigen Gründen aus dem soziologischen Kanon gestrichen werden. Der Aufsatz plädiert dafür, Tönnies' Soziologie nicht als Feind der postkolonialen Anliegen in der Soziologie zu betrachten, sondern als einen potenziellen Verbündeten derselben. Dies geschieht, indem Tönnies als kreativer post-kantianischer kosmopolitischer Denker betrachtet wird, dessen Kategorien in sensibler Weise auf nicht-westliche und postkoloniale Kontexte, wie z. B. in Indien, angewandt werden können, und dessen Konzepte potentiell weiterhin Interpretationen imperialer und kolonialer Phänomene beleben können.

Stichworte: Tönnies, postkolonial, klassische Soziologie, Kanon, Imperialismus, Indien

Abstract: It is unwise 'to throw the baby out with the bath water', as an old saying goes. Critics have for a long time been throwing the baby out with the bath water as far as Ferdinand Tönnies is concerned, and this continues today. This essay is focused on potential post-colonial dismissals of Tönnies' sociology. It seeks to show that Tönnies and his sociological thought are more subtle, complex, and interesting than any caricatured negative appreciation of his ideas can grasp. He should not be ejected from the sociological canon on simplifying and spurious grounds. The essay makes a case for Tönnies' sociology not as an enemy of post-colonial concerns in sociology but as a potential ally of them. This is done by considering Tönnies as a creative post-Kantian cosmopolitan thinker, one whose categories can be applied in sensitive ways to non-Western and post-colonial contexts, such as in India, and one whose concepts can potentially continue to animate interpretations of imperial and colonial phenomena.

Keywords: Tönnies, post-colonial, classical sociology, canon, imperialism, India

1 David Inglis is Professor of Sociology at the Faculty of Social Sciences, University of Helsinki.

Introduction

Thomas Murner's satirical book of verses, *Narrenbeschwörung* (The Conjuration of Fools), is not the first text that social theorists today reach for, dating as it does from the year 1512. But they should consider reading it, for it contains some valuable advice for them.

Its eighty-first chapter has the heading "Das kindt mit dem bad vß schitten". This translates into modern English as "to throw the baby out with the bath (water)". It is the first known written version of this German proverb, which would become popular in the UK and the United States in later times. It is a warning to those foolish persons who, in seeking to rid themselves of something perceived to be bad, destroy whatever good there is in it too (Mieder/ Hand 1991).

Every age invents its own versions of Ferdinand Tönnies (König 1955, Bond 2009, 2013a). Some critics have for a long time been throwing the baby out with the bath water as far as Tönnies is concerned, and they continue to do so. It is against that set of tendencies that this essay is ranged. I will focus on actual and possible post-colonial dismissals of Tönnies' sociology. I will seek to show that the case of Tönnies is more subtle, complex, interesting, and flexible than any caricatured negative appreciation of his ideas can grasp.

Tönnies' Shifting Reputations

To the extent that he continues to be heard of outside of specialist scholarly circles, Ferdinand Tönnies is most known as the progenitor of the distinction between *Gemeinschaft* and *Gesellschaft* (1957 [1887]). More people are probably aware of his substantive use of the distinction than of his other deployments of it. In the first case, he used it to describe historical shifts in Europe in two distinct periods, the transition from Rome as a small city-state to the centre of a huge empire, and the transition from feudalism to modernity in northern Europe. Both involved shifts from a situation whereby tightly bound, affectively based groups were the main sorts of social formations, to one where rationally calculating, selfish individuals occupied centre-stage in the social order (Tönnies 1957 [1887]: 234). "The implication is that the transition could also happen at other times and in other parts of the world." However, Tönnies also understood the *Gemeinschaft / Gesellschaft* distinction to involve ideal-typical models that could be applied to *any* social circumstances. One might examine a particular social order and find within it mixtures of *Gemeinschaft* and of *Gesellschaft.*

Gemeinschaft and *Gesellschaft* are themselves derived from two more fundamental notions. Tönnies regards two different types of 'will' as the fundamental building-blocks of human reality. These are the ways in which an individual conceptualises the world around them, especially other people, and acts within and upon it. Tönnies' two types of 'will' are Wesenwille (natural will) and Kürwille (rational will). While the former involves a judgment as to the intrinsic value of an act rather than its practicality, the latter involves a conscious choice of specific means for the pursuit of a specific end. While Wesenwille – characterised by strong affectivity and group-oriented feelings – describes the typical psychological and social-relational dispositions that constitute *Gemeinschaft*, Kürwille describes dispositions – involving high levels of individualistic calculation – that constitute *Gesellschaft.*

In the post-WWII period, the debate in German-speaking intellectual life over Tönnies' posthumous reputation partly took the form of responses to Georg Lukacs' (1980 [1962]) claim that his sociology was an expression of broader irrational politics of the kind that made possible, and was extended by, the Nazi regime, and so should be rejected *in toto*. Tönnies himself had already rejected before the war the romanticising and ultra-right interpretations of *Gemeinschaft* that had circulated in the first few decades of the 20th century (Samples 1987). However, the bellicose and anti-Allies tone of Tönnies' writings during WWI could be held up as evidence for the prosecution (Mitzman 1971, Bond 2024a).

In the mid-1960 s, the eminent social scientist Ralf Dahrendorf (1965) also helped to create a negative intellectual atmosphere around Tönnies. Conversely, various attempts to rehabilitate his sociology were made in the decades after WWII. This happened both in Western Europe, where his liberal, Social Democratic, and eventually explicitly anti-Nazi credentials were asserted (Bond 2013b). Some leftist intellectuals, notably Fritz Pappenheim (1959), regarded Tönnies as a viable source for theorising social issues of the day (Klauke 2021). Intellectual rehabilitation was also done, but using different sorts of argumentation, in the Eastern bloc, especially by Rudolph (1968, 1995), where Tönnies relatively high level of compatibility with, and indebtedness to, Marxism were stressed (Klauke 2024). In Rudolph's (1995: 223) book version of his original work from the 1960s, he also noted Tönnies' positions against colonialism and racial discrimination (Klauke 2024: 93).

The various sorts of rehabilitators generally won that reputational battle, such that Tönnies could become once again mentioned in the respectable company of the other 'European' founders of the discipline of sociology (Stafford 1994). Lukacs nowadays is generally viewable as having wildly overstated the case for throwing out both baby and bath water.

Today, however, another two sets of developments, contradictory of each other, are at work in Anglophone sociological circles. On the one hand, going beyond presentations of Tönnies to English-speaking audiences of a generation or so earlier (Mitzman 1971, Cahnman 1973), a small number of dedicated scholars have worked to bring Tönnies' ideas back into widespread circulation in English-speaking sociology (e. g. Bond 2009, 2012, 2013a/b/c, 2024a/b, Adair-Toteff 1995, 2016, 2023).

On the other hand, another and much broader trend threatens to undermine any sort of Tönnies renaissance in such circles. It brings further controversy over the nature and status of Tönnies' politics and his sociological conceptual system, bringing in its wake a potentially fractious debate which could become quite as virulent as the earlier polemics mentioned above.

The latter trend reflects much wider polemics about the allegedly colonialist and imperialist, arrogantly and blindly metropolitan, falsely universalizing, naively 'Western', chronically 'European', and deeply conceptually parochial nature of what was once unproblematically taken as 'classical sociology'. One of the major points of departure for both post-colonial sociology and the de-colonising of sociology movement is the de-constructive critique of the Eurocentric canon of the 'great sociologists' of the past, and the re-construction of which thinkers and writings should be taken as the contemporary discipline's major antecedents and reference points (Connell 1997, 2010, Bhambra 2007a/b, 2016, Kemple/Mawani 2009, Boatcã/Costa/Gutiérrez-Rodríguez 2010, Seidman 2013, Santos 2016, Alatas/Sinha 2017, Al-Hardan 2018, Go 2023).

Critics of broadly post-colonial and/or anti-Western dispositions, especially those operating in the English-speaking intellectual world, now would tend to regard Tönnies – if they

think of him at all – with a mixture of disdain and dismissal. His sociology would be taken to be representative and expressive of the various sins of broader 'classical sociology': it is replete with unthinking Eurocentric biases, far too rooted in Global North assumptions to be of any use there still today, let alone to be of any ongoing utility in the Global South, and ,with its apparently wholly endogenous account of social transformation towards 'modernity' within 'Europe' erroneously taken in isolation from the rest of the world, utterly blind to the imperial and colonial social, political, cultural, and economic conditions which produced it (Connell 2007). There would be nothing lost, but indeed much to be gained, in the decolonising throwing out of this particular colonialist baby with its imperialist bath water (Bhambra/Holmwood 2021).

It is not Tönnies himself who is usually the specific object of these critics' righteous ire. Such critics are much more focused on what they take to be more major figures, who are seen to be in more urgent need of being decentred, taken out of the sociological canon, and in intellectual terms toppled like statues of colonial rulers and slavers. The likes of Comte, Durkheim, Marx, and Weber are far more on the receiving end of the storm of criticism than is Tönnies (Connell 1997, Go 2013a, 2013b, Bhambra/Holmwood 2021).

Instead of being singled out for critique, Tönnies' name is much more likely to be mentioned in passing while apparently more important, or at least dominant, figures of the past are excoriated. A recent textbook which summarises the current conventional wisdom of post-colonial sociology in the English language does not engage with Tönnies, while concentrating its rather simple and repetitive critique on what are now the obvious targets and usual suspects, namely Marx, Durkheim and Weber (Bhambra/Holmwood 2021). Oftentimes, he is not explicitly mentioned by name in the post-colonial and anti-Western taking down of the 'classical sociologists' in general. Nonetheless, he would be assumed to be guilty by association with his nowadays more famous compeers, tacitly understood to breathe the same fetid intellectual air as those bathetic apologists of so-called European superiority (Go 2013a, 2013b, 2016a, 2016b, 2020).

Even within a major source of more serious critique of classical sociology, undertaken within the paradigm of the 'new' sociology of empires (Steinmetz 2013: 84, 134, 137), Tönnies is mentioned only passing. Go briefly mentions Tönnies' presence at the Congress of Arts and Sciences during the St. Louis World's Fair of 1904, which on Go's account was a thoroughly imperialist, racist and Western triumphalist affair:

> The European speakers were Ferdinand Tönnies and Gustav Ratzenhofer. The roster of American speakers included Lester Frank Ward, Franklin Giddings, George Edgard Vincent, William I. Thomas, and Edward A. Ross – all of whom would later take their turn as presidents of the American Sociological Society formed the subsequent year. They gave their lectures at the Congress at the very same time that fairgoers outside were watching reenactments of the Boer War and living exhibits of Filipinos eating dog. (Go 2013c: 84)

Tönnies is thereby condemned by association and insinuation. In the same volume, Zimmerman (2013) writes thus:

> The tension between the primitive and the rationalized, seen in German sociologists from Ferdinand Tönnies to Georg Simmel to Max Weber to Jürgen Habermas, emerged in the decades before World War I in conjunction with practical discussions among national economists about internal colonization in the German East and overseas colonization in German Africa. These national economists not only founded the discipline of sociology in Germany but also shaped the discipline in the United States through, perhaps most important, Robert E. Park and the Chicago School … Although not every German sociologist supported German colonial efforts, colonialism nonetheless sustained the

emergent discipline intellectually and institutionally. Traces of German colonialism thus remain present in much German sociology. (Zimmerman 2013: 167–168)

Whether the latter claim holds water or not is an open question. But it is clear that within this sort of intellectual milieu and with its typical modes of presentation of the past, no-one today is likely to champion Tönnies as an avatar of projects of de-colonising sociology (Meghji 2021). Instead, he is much more likely to be thrown wholesale out with the bath water. This is so in two ways, each of which reinforces the other.

First, given that the critics often do not even bother to name him directly in their polemics, let alone engage with his wider *oeuvre* in any detail, the whole life's work is generally reduced to his production of the terms *Gemeinschaft* and *Gesellschaft.* These in turn are (wrongly) conflated with other, ostensibly similar dyads, especially Durkheim's (1889) conceptions of mechanical and organic solidarity (Bendix 1967, Bond 2024a). This is a conflation that Tönnies himself rejected, and that present-day Tönnies' scholarship obviously must reject. Any subtleties of interpretation and usage, by Tönnies himself or by later interpreters, are passed over in silence, as if they did not exist. A complex body of work, elaborated over several decades, is thereby reduced to a few stereotypes, making it so much easier to reject in total.

Second, Tönnies can also be ejected from the canon in a wholesale manner because he is assumed to be simply the same as, and certainly no better than, the more prominent figures also being expelled. Having been damned by association with the bigger villains, there is no need to consider his case in any further detail and a negative sentence can be passed. Thereby his reputation is sunk, not even because of targeted condemnation, but simply as the result of collateral damage.

There is a minority of more acute post-colonial and anti-Western critics who actually may bother to read the original texts of the figures they are criticising, at least in (probably imperfect) translation (Steinmetz 2013, 2014). The majority, however, seem to have very imperfect knowledge about their objects of criticism. Why become an expert in the detailed ins and outs of a given thinker if the whole point is ultimately to reject them on general or *a priori* grounds? The cultivation of expertise in such persons would be a complete waste of time.

Conversely, becoming an expert may make one somewhat too reluctant to discern intellectual flaws where they exist, including those of the sort that more considered post-colonial critique may identify. For example, the recent monograph-length reintroduction of Tönnies to English-speaking audiences by Adair-Toteff (2023) impresses with its great scholarship but does not take on post-colonial and de-colonial criticism of his thought, thereby leaving the question open as to what sort of use Tönnies' thinking may or may not possess for the purposes of sociological theorising today.

A middle-ground position would involve defending a figure like Tönnies where one reasonably thinks they deserve it, and admitting flaws and problems where, on an open-minded appraisal, they are seen to exist (Inglis 2026 forthcoming). There is no point in wholesale rejection of post-colonial thinking and its typical modes of critique of Western sociology, for to do that would be to throw out another baby and its bath water (Felsch 2023). Giving post-colonial and de-colonial appraisals of 'classical sociology' a fair hearing (McLennan 2003, 2014), while not slavishly buying into all of their claims and not accepting all of their assumptions, is what is required (Inglis/Almila 2020). It is in that vein that I will mount a partial defence of Tönnies from some actual and potential post-colonial critique.

Acknowledging Complexity

If post-colonial and de-colonial criticisms of so-called 'classical sociology' become too generalising, involving un-nuanced and blanket criticism of all aspects of all thinkers hitherto consecrated as members of the Western canon, then they risk creating their own kinds of epistemological myopia and historical silencing. They would fail to appreciate how some versions of classical sociology were more attuned to, and sometimes explicitly critical of, imperial and colonial matters than may otherwise be admitted (Smith 2022).

One could make such an argument concerning the appreciation of colonial Others that pertained in early 20th century French sociology and anthropology, which led to self-critical awareness of the limits of Western sociological concepts previously dominant in the discipline, and a concomitant rethinking of what the nature and bases of 'modernity' were (Kurasawa 2003). Contentions as to the attuning of major figures to colonial matters are perhaps particularly abstruse and conflicted when they are applied to the critical appreciation of Marx (1969) and Marxism, which have long and very complicated relations to imperial and colonial phenomena (Anderson 2010, Chibber 2013).

Moreover, the ethnicities of some of the major figures in the Western canon raise further complicating issues. Such matters are made even more acute by the fact that some of the major Western sociological figures, including such famous luminaries as Durkheim and Simmel were of Jewish extraction (Stoetzler 2014). They faced antisemitic prejudice in various forms during their lifetimes, and their sociological perspectives embody very complexly mediated relations to their own, often challenging, social circumstances. Consequently, they cannot simply be lumped together with more obviously complacent or triumphalist Eurocentric thinkers of the time. Their Jewishness, in terms of how others saw them and how they saw themselves, involves matters of some subtlety that should not be ignored in any account of them and the texture of their sociological imaginings (Dawson 2021).

Clearly, more dominant figures such as Max Weber hailed from the upper reaches of dominant ethnic groupings of their time, partly accounting for their ethnocentric biases. But not all such personages enjoyed such privileged positions within European societies, and this affected the nature of their sociological visions in complicated ways (Smith 2022)

Tönnies presents a rather nuanced case in this regard. He came from a Frisian peasant community in a peripheral rural region located between Germany and Denmark (Mitzman 1971). This was a socio-biographical situation which was one of the bases for his precarious position within the German academic system for much of his working life, and generative of his political sympathies for underdog groups. He did not hail from a central or metropolitan environment, nor did he occupy any sort of ascendant social position within Germany. He was not by any means simply a dominant figure from a dominant social grouping within the country. His sociological vision expresses that situation in multiply-layered ways (Adair-Toteff 2023). The title of Uwe Carstens' (2013) book nicely locates Tönnies as being both Frisian and "Weltbürger" – cosmopolitan citizen of the world – and therefore existing intellectually betwixt and between small-scale, delimited *Gemeinschaft* and boundless global *Gesellschaft.*

Bond (2013a) speculates that the affinity Tönnies had with Adam Ferguson's account of the development of civil society is partly rooted in the biographical fact that Ferguson grew up in the southernmost part of the Scottish Highlands, and to some extent his theorising of pre-

modern and modern social orders reflected that experience (Brewer 2007). Both thinkers "emerged from the relatively backward periphery of a prosperous civilization" (Bond 2013a: 144). The history of Scottish resentment towards control from London has certain similarities with the inhabitants of Schleswig finding rule from Berlin problematic in various ways.

One could add in a post-colonial vein that both societies in each thinkers' adulthoods were peripheries of the central regions of the core countries of burgeoning overseas empires, in one case late 18th century England, and in the other case Prussian-dominated unified Germany in the late 19th and early 20th centuries. Nonetheless, none of the sorts of detailed considerations of social, geographical, and historical locations and located-ness noted above can easily make their way into the post- and de-colonial critique machine. Neither Ferguson nor Tönnies were straightforwardly 'metropolitan' thinkers in the sense that post-colonial and related thinking typically operate with (Connell 2010). These issues remain awkward facts that post-colonial critique cannot and should not just chew up and spit out regardless.

Post-colonial critique is complicit in the ingoing construction of an entity it calls 'classical sociology' (Connell 1997), defining this as simply and homogeneously 'European' or 'Western', seeking its deconstruction or destruction, at the same time as it reproduces this entity. In so doing, it omits to account for social and intellectual complexities, both within the countries where such sociology was produced, and in relations between them and those of the rest of the world. The Germany of Tönnies' time is an acute case in point here. As Manjapra (2014) points out, formally unified late 19th century Germany exhibited massive complexity politically and ideationally. This did not just involve tensions deriving from Prussian dominance of the rest of the territory. It also was characterised by politico-intellectual divisions among German thinkers, as to how like or unlike Germany was, or should be, from the Western European imperial powers of Britain and France.

It was eminently possible for 'Germany' to be constructed as something wholly antithetical to the latter, both apparently exhibiting more idealistic cultural traits than the money-grubbing capitalistic English in their empire, and more strong orientations towards community than did the individualistic rationalism of the French in theirs. Many German speakers "increasingly identified with an anti-Western and Asianate Europe that ferociously proclaimed its distance and superiority vis-à-vis British and French civilization[s]" (Manjapra 2014: 291).

Manjapra (2014: 291) interprets Tönnies as in effect drawing "a line straight down the continent, vindicating German 'community' (Gemeinschaft) over Western European 'society' (Gesellschaft)". While this oversimplifies complex matters of Tönnies' political sympathies and epistemological orientations, it does nonetheless point to the location of Tönnies within a broader splintering of opinion in the late 19th century as to what 'Europe' was or should be. It was certainly not the homogeneous bloc of some present-day post-colonial imaginings.

Simultaneous with the development of German critique of the perceived flaws of British and French modes of social organisation, both domestically and in their empires, went a growing sense of Germany being a superior role model to be followed and viewed sympathetically, which arose among anti-colonial intellectuals within the French and, especially, British empires. Among anti-British thinkers in India, Germany was both a rising European powerhouse that was to be admired as an alternative to the British one, and a great intellectual storehouse to be entered into and learned from (Manjapra 2014). This group included some Indian students of sociology, who travelled to Germany to study with German sociological masters such as Sombart. In so doing, they imbibed the intellectual atmosphere which was in part influenced by Tönnies (Repp 2000).

The current vogue for finding alternative forms of social theory in 20th century anti-colonial thought, as championed by the likes of Go (2020), does not properly account for the fact that already in some ways Tönnies' thought was a contributing factor to an intellectual atmosphere which an earlier generation of anti-colonial intellectuals had already taken inspiration from. Such genealogies of intellectual influence, especially those of a more subterranean and indirect character, need to be brought to the surface, in order to combat simplifying narratives as to the allegedly homogeneously colonialist and imperialist characteristics of late 19th and early 20th century sociology in Germany, and elsewhere too.

On the Complexity of Intellectual Sources

One may from a post-colonial position characterise the thinking of any given thinker as 'Eurocentric' on the basis of demonstrating that all of the thought-tools that they utilised were provided by European thinkers, all of whom themselves were deeply Eurocentric in their thinking too. Thus, the very intellectual fabric woven out of previous ideas can be proven to be Eurocentric through and through. On the face of it, Tönnies would seem to be easily characterisable in this regard. The intellectual resources he drew upon are very much either of the standard European social scientific canon, such as Hobbes, or very much of their time, like Sir Henry Maine, and whose appreciation of non-Western societies is hugely limited by both available sources and by the prejudices of their scholarly habitus (Bond 2013a).

However, matters are again much more complicated than a simplifying post-colonial critique can or would admit. The great and nuanced indebtedness to Marx already complicates the picture, both in terms of how critically German – and more broadly modern European – society is characterised by Tönnies, and of the ways in which he could represent the European empires, both the British and French ones, and the developing German one. Ambivalence and acute awareness of great contradictions mark Marx's own thoughts on matters of empires and colonies, and anyone indebted to Marx would inherit at least some of those ambivalences and ambiguities (Smith 2022).

To the extent that Tönnies' sociological system is based upon the fundamental distinction of Wesenwille and Kürwille, it is less a social-structural one than one oriented to the study of modalities of action by persons and the corresponding characteristic modes of interaction between them. The concept of 'will' comes out of Nietzsche (Rudolph 1990) and beyond him, Schopenhauer and the latter's reworking of Kant (Bond 2013a). Schopenhauer's concept of will was also inspired by what the philosopher found in East Asian philosophies (Brobjer 2004). Thus, in an indirect manner, Tönnies' system has some non-Western roots, that play in interesting, if subterranean ways, with his more obviously 'European' intellectual sources. This is a feature of his sociology certainly unremarked upon by post-colonial criticism, for it does not fit the template of characterising everything within classical sociology as simply and exclusively 'European'. Moreover, the indebtedness of some of Tönnies' thinking about the human will and other phenomena to Spinoza – a figure both Jewish and in some senses an intellectual renegade as far as some Western intellectual and religious orthodoxies were concerned – also does not fit any neat and homogenising account of the supposedly purely 'Western' nature of classical sociology's intellectual antecedents (Ferraresi 2017).

Complexity also reigns with regards to Tönnies' intellectual relations to another very major figure of the European philosophical and social scientific canons, Immanuel Kant (Bond 2013a). A post-colonial debate has raged over the last two decades about the Eurocentric biases and racist overtones of the lineage of European cosmopolitan thought (Bhambra/Narayan 2016). An important part of those debates has considered how Kant's cosmopolitan philosophy may actually be a deeply Eurocentric form of intellectual parochialism. Kant's broader intellectual projects in the human sciences have also been accused of being fundamentally flawed by the author's racism, involving his disparagement of non-white groups and setting up of white people as the progressive drivers of human history (Uimonen 2020). The ongoing debates consider how Kant's racial biases might "infect his best-known philosophical writings", and whether the wider *oeuvre* must be "be rejected as a set of tainted goods" (Mensch 2017: 125). The debates are too convoluted, involving subtleties of interpretation and counter-interpretation, to allow clear-cut condemnations or absolutions of Kant. My own view is that Mensch (2017: 144) is correct to say that, while "Kant is certainly impugned" by failing to observe his own universalising moral standards, "the standards themselves are not axiomatically tainted as well".

Samples (1987) notes the complex position of Kantian political philosophy in Tönnies' thought, as regards the status and nature of individualism within modern forms of community association (also Bond 2013a). Samples (1987: 262) reads Tönnies' major contribution to neo-Kantian political thinking as involving his "indicating the ways in which modernity threatens its own ideals of freedom and democracy". The Kantian background to Tönnies' theorising is certainly Eurocentric in some ways, but not necessarily in all ways, nor is it reducible to Kant's own tendencies towards racism, at least in some texts and in some parts of his career. Yet some post-colonial critics find all such thinking hopelessly flawed by the original Kantian taints (Giri 2018). This is a position that seems to me more to do with importing a sense of irredeemable original sin into the narration of the history of thought than it is of carefully drawing up a balance-sheet of what remains workable today in historical thinkers and what should be jettisoned (Mensch 2017).

I have argued at length elsewhere that a non-Eurocentric, and certainly non-racist, account of globalization, understood as the global spread of *Gesellschaft*, can be reconstructed today from Tönnies' writings (Inglis 2009). I find evidence of a relatively direct influence of Kant's cosmopolitan writings in Tönnies' account of what today can be called 'globalization'. I understand Tönnies as a major post-Kantian global and cosmopolitan thinker in a sociological vein (Inglis 2014), at least as noteworthy as Durkheim in that respect (Inglis/Robertson 2008). (But for differences between Kant and Tönnies on ideas of a 'world state', see Bond 2013a: 144).

In his own time, Kant (2006a/b) discerned only the beginnings of a world-level cosmopolitical order. But he was confident that a universal cosmopolitan condition will come into being at some point in the future (Kant 2006b). He discerned in his own time the first flourishing of a world-level moral community. Within this "a violation of rights in [any] one place is felt *throughout the world*" (2006b: 83; emphasis added). This is an important early anticipation of later notions of a world-spanning moral culture, based around sentiments of revulsion for, and condemnation of, actions which undermine human rights. Regardless of where those actions might happen, the condemnation that follows is literally *global:* it comes from all over the world, and in effect is the moral response of the *whole world*, understood as a single moral entity (2006b: 83).

This view of the really existing nature of a global moral culture furnished Kant with the grounds strongly to criticise colonizing European states which had gone to "terrifying lengths" to subjugate other peoples, stealing their lands from them (2006b: 83). Kant describes how inter-group trade, which should be naturally oriented to peaceful intercourse between groups, can be abused by the powerful. In India, the English "under the pretence of establishing economic undertakings … brought in foreign soldiers and used them to oppress the natives, excited widespread wars among the various states, spread famine, rebellion and perfidy, and the whole litany of evils which afflict mankind" (2006b: 83). The basis from which Kant believes he can meaningfully criticise the European powers is the emerging world-level moral culture that itself is a product of globalizing historical processes. If colonialism is a facet of globalization, so too is the very globe-spanning moral culture that provides grounds for colonialism's condemnation. Globalization simultaneously produces both colonialism, and the moral norms and means (e. g. newspapers of global reach) for condemning it.

About a century later we find Tönnies elaborating on some of these themes. A mega-city like Berlin

> … contains representatives from a whole group of nations, i. e. of the world. In the metropolis, money and capital are unlimited and almighty. It is able to produce and supply goods and science for the entire earth as well as laws and public opinion for all nations. It represents the world market and world traffic; in it world industries are concentrated. Its newspapers are world papers, its people come from all corners of the earth, being curious and hungry for money and pleasure (Tönnies 1957 [1887]: 266–267).

Tönnies echoes Kant's points about the emergence of global public opinion through the emergence of trans-national media. The metropolis has a press that publishes "world papers", which both report events from all parts of the world and express opinions that can reverberate all around the planet. Thus

> the press is not confined within natural [sic] borders, but, in its tendencies and potentialities, it is definitely international … [I]ts ultimate aim [is] to abolish the multiplicity of states and substitute for it a single world republic, coextensive with the world market, which would be ruled by thinkers, scholars and writers and could dispense with means of coercion other than those of a psychological nature. Such tendencies and intentions will perhaps never find a clear expression … but their recognition … [shows] that the existence of … [nation-]states is but a temporary limitation of the boundaryless *Gesellschaft* (Tönnies 1957 [1887]: 221).

Planet-wide *Gesellschaft* brings with it new forms of association which cross national borders, bringing into being a new "world republic" governed by the force of reason. Here we see the more positive side of rationalistic Kürwille. Rational will involves not only selfish calculation, but also the capacity to sift evidence and provide reasoned opinions, the elements of rationality that Habermas (1997), also working with some originally Kantian terms, has sought more recently to recuperate.

Tönnies furthermore emphasised that in the huge urban agglomerations, "the arts must make a living; they are exploited in a capitalistic way. Thoughts spread and change with astonishing rapidity. Speeches and books through mass distribution become stimuli of far-reaching importance" (Tönnies 1957 [1887]: 227–228). The capitalist commodification of thoughts and opinions is at the root of metropolitan life's faddishness and orientation towards the ever new. Novel ideas, opinions and styles are created. They are at first taken up by metropolitan elites. In metropolitan conditions, "the views of the upper and ruling classes … are formed outside of custom … These views partially originate in deviant new usages and

habits, and the latter are frequently based on an imitation of strangers" and foreigners more generally (Tönnies 1961 [1909]: 114). In these ways, ideas and realities are constantly being cosmopolitised – an anticipation of claims later made by Ulrich Beck (2002).

Different elite strata play variant roles: 'younger' elite groups (e. g. *nouveau riche* groups, 'new money') import new ideas from abroad, thus exhibiting globally oriented, cosmopolitan *Gesellschaft*-style tendencies. Meanwhile, 'older' elite groups ('old money', the traditionalistic aristocracy and long-established upper bourgeoisie) do not just try to retain, but also in fact *create*, more apparently 'traditional' *Gemeinschaft*-style forms of culture. That the latter group do not just attempt to reproduce 'traditional' cultural forms, but also in fact have to invent and perform the allegedly traditional, is indicated by Tönnies' comment that a de-traditionalised metropolitan *Gesellschaft* "is inclined to idealize its opposite; the antique becomes the [contemporary] style. One longs to return to nature; old castoffs are resurrected; old forms of life and old customs are valued and preserved" (1961 [1909]: 135).

Through a series of what are nowadays called "inventions of tradition" (Hobsbawm/Ranger 2012), compelled by the conditions of metropolitan *Gesellschaft*, particular elite groups try to construct forms of culture that are allegedly expressive of older forms of *Gemeinschaft.* The lower middle and working classes eventually take up the cultural forms, both (supposedly) native and more cosmopolitan, imported or invented by their social superiors (Tönnies 1961 [1909]: 117). Once the elites of metropolises create, and are compelled to have, culturally complex dispositions – expressing both new modes of *Gemeinschaft* and cosmopolitan *Gesellschaft* – the lower social classes eventually enter into such conditions too, with the realities lived by all social groups becoming thoroughly cosmopolitised over time.

Tönnies thereby provides an interesting, and I would say still generally valid, post-Kantian account of the globalisation of *Gesellschaft* and of how it generates new forms of *Gemeinschaft*. The general dynamics he alludes to have operated in both Global North and Global South, both in his period and down to our own time.

Tönnies and/in India

The question remains as to whether a Tönnies-derived sociology of these and related processes can be sensitively and successfully applied in particular non-Western contexts. I will briefly argue now that India provides an example of how this has already been to some extent achieved or is in principle achievable.

Under British rule, India was often regarded by the imperial masters as much as a mirror through which to make sense of the nature of their own society, as it was an object of social scientific investigation in its own right. Within the latter, India was scrutinised through the twin lenses of the need for colonial control and a deeply layered series of orientalist myths, which themselves bedevilled Indian sociology in its early days (Turner 1974).

Ever since Indian independence, there have been lively, sometimes fraught, debates about how appropriate or inappropriate originally Western sociological concepts are for understanding society and social change in India (Chaudhury 2015, Jayaram 2020, Sharma/Borgohain 2024). Indian sociologists have looked back to the Western roots of the discipline, either with a view to rejecting them altogether, or in finding alternative sources of inspiration

within more neglected or more heterodox writings (Momin 1978). There have also been multiple attempts to indigenise originally Western sociological concepts for the purposes of making them work more effectively in the Indian setting (Mucha 2012).

Tönnies has been a *prima facie* candidate for use for Indian sociological purposes (D'Souza 2006). This is partly because 'community' and its juxtaposition to more impersonal forms of social organisation have been seen by many Indian sociologists to be vital themes for understanding the nature of the country (Venkatesan 2006). It was also because modernising India was seen to be a very complex admixture of residues of medieval social structure and rising forms of individualism, with varying effects on the nature of communal and individual identities (D'Sousa 2006, Hegde 2001).

An early attempt to operationalise Tönnies' thought for the comprehension of Indian society was carried out by the highly influential French scholar of caste Louis Dumont (1980). Interestingly, Dumont (1986: 184, 211) found the work of Tönnies far less restrictively Eurocentric in its nature and assumptions than that of Max Weber (Berg 2015). Dumont indeed finds Weber's development of *Gemeinschaft and Gesellschaft* into more active processes, by rendering them into the verbs *Vergemeinschaftung and Vergesellschaftung*, less useful than others might have thought. Instead, Tönnies is championed over Weber for providing a more useful sociological vocabulary for connecting very long-term social processes to more immediate ones in the study of caste in India. Dumont's animadversions in this direction were in turn criticised by Béteille (1986), with the status of the usefulness of Tönnies for the sociological understanding of Indian social phenomena remaining unclear in its wake.

Nonetheless, for at least some Indian sociologists, the general thrust of Tönnies' sociology remains appropriate for understanding the very broad transformations in Indian society that have pertained over the post-independence period. While forms of *Gesellschaft* develop in the very large cities, supplanting the *Gemeinschaft* of villages and small towns as it does so, at the same time *Gesellschaft* compels the creation of newer forms of *Gemeinschaft* too (D'Souza 2006: 289).

Going further back in time, into the British colonial period, Tönnies' terms become workable for the purposes of analysis if they are not read in a fashion that assumes that *Gesellschaft* necessarily obliterates and replaces *Gemeinschaft*. Instead, colonial policy-making can be understood as creating new hybrid social forms characterised by mixtures of *Gemeinschaft* and *Gesellschaft.* Some 'traditional' forms of association, such as the domination of local elites over subaltern groups and the continuation of the caste system, commingle with newer modes of colonialist political power and capitalist socio-economic relations (Devapriya 2023).

Devapriya (2023) reads the situation in late colonial period Sri Lanka as being "neither *Gemeinschaft* nor *Gesellschaft*". But it could equally be understood as involving *both Gemeinschaft* and *Gesellschaft*, if the context is comprehended in the spirit of Tönnies' investigations into empirically existing admixtures of ideal types. At least in some ways, then, Tönnies' concepts can be put to work to understand both colonial and post-colonial contexts.

Conclusion

This essay has defended the sociology of Ferdinand Tönnies from actual and possible post-colonial criticism. To say what I have said in Tönnies' favour is not to engage in special pleading, or arbitrary and *ad hominem* defences. But it is to demand nuance in judgment, which post-colonial and de-colonial perspectives are not well set up to provide when dealing with figures deemed too 'Western', and thereby already pre-condemned already.

Tönnies' life and works may certainly be describable as 'Eurocentric' in a very general sense. But that general sense is not good enough for serious intellectual purposes. If critical appraisal is to take account of nuances and differences, as post-colonial thinking itself otherwise often avers, then his sociology cannot simply and fully be lumped together with that of more hegemonic, and in some senses more obviously 'Eurocentric', figures like Max Weber. The reasons for Tönnies' potential expulsion from the sociological canon may not be as straightforward as they may seem to those too unaware of the details of his social positioning, his long and complicated intellectual career, and his sociological position-takings as these developed over the decades.

Tönnies need not be necessarily construed as either antagonist to post-colonial thinking or as a victim of its moves to dislodge older European thinkers from the sociological canon. Rudolph (1995: 223) already some decades ago highlighted Tönnies' criticisms of colonialism and racial discrimination (Klauke 2024: 93), which post-colonial critique of him should certainly not ignore. Moreover, the neglected writing of Henricksen (1992) points a possible constructive way forward. That author sought to develop a Tönnies-inspired literary hermeneutics to interpret the novels of Joseph Conrad and the multiplicity of narrative voices at play within them. The interpretation is applied to novels which have already had deep, if ambivalent, significance for post-colonial literary scholarship. How Tönnies' categories of *Gemeinschaft* and *Gesellschaft*, as well as Wesenwille and Kürwille, could be put to work in creative ways to understand post-colonial matters – as to ongoing coloniality around the world today, and of how neo-imperialist phenomena operate – remains an open but vital question. Some of the possibilities in that direction have been alluded to in this brief paper.

As Meghji (2021: 150) remarks, while "building a decolonial canon [in sociology, or elsewhere] may appear to be a justifiable course of action … we may continue to reproduce inequalities if we merely put new scholars on the sociological pedestal". That point applies to attempts to canonise both post-colonial and de-colonial scholars of previous generations, and also those of the current generation (Moosavi 2020, 2022). A more genuinely inclusive canon-formation process involves preservation and extension as well as destruction. Tönnies' place in the canon as it moves forward throughout the 21st century is not guaranteed. It must be carefully and convincingly argued for. This paper has attempted to contribute to the beginnings of such a conversation.

References

Adair-Toteff, Christopher (1995): Ferdinand Tönnies: Utopian Visionary. In: *Sociological Theory*,13, 1, pp. 58–65.

Adair-Toteff, Christopher (2016): The Anthem Companion to Ferdinand Tönnies. London: Anthem.

Adair-Toteff, Christopher (2023): Reintroducing Ferdinand Tönnies. London: Routledge.
Alatas, Syed F./Sinha, Vineeta (2017): Sociological Theory Beyond the Canon. London: Palgrave.
Al-Hardan, Anaheed (2018): The Sociological Canon Reconfigured: Empire, Colonial Critique, and Contemporary Sociology. In: International Sociology 33, 5, pp. 545–557.
Anderson, Kevin B. (2010): Marx at the Margins. Chicago: University of Chicago Press.
Beck, Ulrich (2002): The Cosmopolitan Society and Its Enemies. In: Theory, Culture and Society 19, 1–2, pp. 17–44.
Bendix, Reinhard (1967): Tradition and Modernity Reconsidered. In: Comparative Studies in Society and History 9, 3, pp. 292–346.
Berg, Dag-Erik (2015): Caste, Hierarchy and Race in a World-Historical Perspective: Louis Dumont and His Critique of Max Weber. In: Journal of Intercultural Studies 36, 4, pp. 413–430.
Béteille, Andre (1986): Individualism and Equality. In: Current Anthropology 27, 2, pp. 121–128.
Bhambra, Gurminder K. (2007a): Rethinking Modernity. Basingstoke: Palgrave.
Bhambra, Gurminder K. (2007b): Sociology and Postcolonialism: Another "Missing" Revolution?. In: Sociology 41, 5, pp. 871–884.
Bhambra, Gurminder K. (2016): Postcolonial Reflections on Sociology. In: Sociology 50, 5, pp. 960–966.
Bhambra, Gurminder K./Holmwood, John (2021): Colonialism and Modern Social Theory. Cambridge: Polity.
Bhambra, Gurminder K./Narayan, John (2016): European Cosmopolitanism. London: Routledge.
Boatcã, Manuela/Costa, Sergio/Gutiérrez-Rodríguez, Encarnacion (2010): Introduction: Decolonizing European Sociology: Different Paths Towards a Pending Project. In: Boatcã, Manuela/Costa, Sergio/Gutiérrez-Rodríguez, Encarnacion (Eds.): Decolonizing European Sociology. London: Routledge, pp. 1–12.
Bond, Niall (2009): Gemeinschaft und Gesellschaft: The Reception of a Conceptual Dichotomy. In: Contributions to the History of Concepts 5, 2, pp. 162–186.
Bond, Niall (2012): Ferdinand Tönnies and Max Weber. In: Max Weber Studies 12, 1, pp. 25–58.
Bond, Niall (2013a): Ferdinand Tönnies and Enlightenment: A Friend or Foe of Reason? The European Legacy 18, 2, pp. 127–150.
Bond, Niall (2013b): Ferdinand Tönnies' Appraisal of Karl Marx: Debts and Distance. In: Journal of Classical Sociology 13, 1, pp. 136–162.
Bond, Niall (2013c): Understanding Ferdinand Tönnies' "Community and Society". Social theory and political philosophy between enlighted liberal individualism and transfigured community. Berlin/New York: LIT.
Bond, Niall (2024a): Ferdinand Tönnies and the French Speaking World. In: Bond, Niall (Ed.): The Concept of Community in Global Perspective. Leiden: Brill, pp. 99–124.
Bond, Niall (2024b): Tönnies on the Tension between Community and Society During the First World War. In: Journal of Classical Sociology 24, 4, pp. 375–388.
Brewer, John D. (2007): Putting Adam Ferguson In His Place. In: The British Journal of Sociology 58, pp. 105–122.
Brobjer, Thomas H. (2004): Nietzsche's Reading About Eastern Philosophy. In: The Journal of Nietzsche Studies 28, pp. 3–35.
Cahnman, Werner J. (1973): Ferdinand Tönnies. A New Evaluation. Leiden: Brill.
Carstens, Uwe (2013): Ferdinand Tönnies: Friese und Weltbürger. Eine Biographie. Bredstedt: Nordfriisk Instituut.
Chaudhury, S.K. (2015): Indian Sociology: Some Issues. In: Gupta, Surendra K./Kumar, Vinay Srivastava (Eds.): Exploring Indian Society. Delhi: Indus Publications, pp. 169–182.
Chibber, Vivek (2013): Postcolonial Theory and the Specter of Capital. London: Verso.
Connell, Raewyn W. (1997): Why is Classical Theory Classical?. In: American Journal of Sociology 102, 6, pp. 1511–1557.

Connell, Raewyn (2007): Southern Theory. Cambridge: Polity Press.
Connell, Raewyn (2010): Periphery and Metropole in the History of Sociology. In: Sociologisk Forskning 47, 1, pp. 72–86.
Dahrendorf, R. (1965): Gesellschaft und Demokratie in Deutschland. München: R. Piper & Co.
Dawson, Matt (2021): Whiteness, Judaism and the Challenge of the Postcolonial Critique. In: Thesis Eleven 167, 1, pp. 145–148.
Devapriya, Uditha (2023): Neither Gemeinschaft Nor Gesellschaft: Sri Lanka Under British Rule', Medium, March 27, https://udithadevapriya.medium.com/neither-gemeinschaft-nor-gesellschaft-f7239b76225e [11.03.2025].
D'Souza, Victor S. (2006): Individuation in Indian Society: From Collective Identity to Individual Identity. In: Sociological Bulletin 55, 2, pp. 281–299.
Dumont, Louis (1980): Homo Hierarchicus. Chicago: University of Chicago Press.
Dumont, Louis (1986): Essays on Individualism. Chicago: University of Chicago Press.
Durkheim, Émile (1889): Ferdinand Tonnies. Gemeinschaft und Gesellschaft. In: Revue Philosophique de la France et de l'Étranger 27, pp. 416–422.
Felsch, Maximilian (2023): The Scientific Shortcomings of Postcolonial Theory. In: International Studies 60, 1, pp. 113–130.
Ferraresi, Furio (2017): Between Hobbes and Spinoza: Research on the Philosophical Matrix of Ferdinand Tönnies' Sociological Categories. In: Scienza & Politica. Per Una Storia Delle Dottrine 29, 56. https://doi.org/10.6092/issn.1825-9618/7103 [18.03.2025].
Giri, Ananta K. (Ed.) (2018): Beyond Cosmopolitanism. Basingstoke: Palgrave.
Go, Julian (2013a): For a Postcolonial Sociology. In: Theory and Society 42, 1, pp. 25–55.
Go, Julian (2013b): Postcolonial Sociology. Bingley: Emerald.
Go, Julian (2013c): Sociology's Imperial Unconscious: The Emergence of American Sociology in the Context of Empire. In: Steinmetz, George (Ed.) (2013): Sociology and Empire: The Imperial Entanglements of a Discipline. Durham: Duke University Press, pp. 83–105.
Go, Julian (2016a): Global Sociology, Turning South: Perspectival Realism and the Southern Standpoint. In: Sociologica 10, 2, pp. 1–42.
Go, Julian (2016b): Postcolonial Thought and Social Theory. Oxford: Oxford University Press.
Go, Julian (2020): Race, Empire and Epistemic Exclusion: Or the Structures of Sociological Thought. In: Sociological Theory 38, 2, pp. 79–100.
Go, Julian (2023): Thinking Against Empire: Anticolonial Thought as Social Theory. In: British Journal of Sociology 74, 3, pp. 279–293.
Habermas, Jürgen (1997): Kant's Idea of Perpetual Peace, With the Benefit of Two Hundred Years Hindsight. In: Bohman, James/Lutz-Bachmann, Matthias (Eds.): Perpetual Peace. Essays on Kant's Cosmopolitan Ideal. Cambridge, Mass.: MIT Press, pp. 113–154.
Hegde, Sasheej (2001): On the Tracks of Community and Identity. In: Jodhka, Surinder S. (Ed.): Community and Identities: Contemporary Discourses on Culture and Politics in India. Delhi: Sage, pp. 59–79.
Henricksen, Bruce (1992): Nomadic Voices: Conrad and the Subject of Narrative. Urbana: University of Illinois Press.
Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (2012): The Invention of Tradition. Cambridge: Cambridge University Press.
Inglis, David (2009): Cosmopolitan Sociology and the Classical Canon: Ferdinand Tönnies and the Emergence of Global Gesellschaft. In: British Journal of Sociology 96, 12, pp. 813–832.
Inglis, David (2014): Cosmopolitanism's Sociology and Sociology's Cosmopolitanism: Retelling the History of Cosmopolitan Theory from Stoicism to Durkheim and Beyond. In: Distinktion 15, 1, pp. 69–87.
Inglis, David (2026 forthcoming): Probing the Post-Colonial: Some Problems and Risks of Post-Colonial and De-Colonising Sociologies, and Some Ways to Overcome Them. In: Maddanu, Simone/

Yassine, Rachid Id/Rebughin, Paolo (Eds.): The Routledge International Handbook of Post-Colonial Sociology. London: Routledge.
Inglis, David/ Robertson, Roland (2008): The Elementary Forms of Globality: Durkheim and the Emergence and Nature of Global Life. In: Journal of Classical Sociology 8, 1, pp. 5–25.
Inglis, David/Almila, Anna-Mari (2020): Sociological Masters of the World: For and Against 'Global Sociology. In: Rassegna Italiana di Sociologia LXI, 4, pp. 741–769.
Jayaram, Narayana (2020): Towards Indigenization of an Uncertain Transplant: Hundred Years of Sociology in India. In: Tajseer 1, 2, pp. 99–122.
Kant, Immanuel (2006a): Idea for a Universal History from a Cosmopolitan Perspective. In: Kleingeld, Pauline (Ed.): Toward Perpetual Peace and Other Writings on Politics, Peace, and History. New Haven: Yale University Press, pp. 3–16.
Kant, Immanuel (2006b): Toward Perpetual Peace; A Philosophical Sketch. In: Kleingeld, Pauline (Ed.): Toward Perpetual Peace and Other Writings on Politics, Peace, and History. New Haven: Yale University Press, pp. 45–66.
Kemple, Thomas J./Mawani, Renisa (2009): The Sociological Imagination and its Imperial Shadows. In: Theory, Culture & Society 26, 7–8, pp. 228–49.
Klauke, Sebastian (2021): Zur linken Rezeptionsgeschichte von "Gemeinschaft und Gesellschaft" bis 1936: Eine Spurensuche. https://www.soziopolis.de/zur-linken-rezeptionsgeschichte-von-gemeinschaft-und-gesellschaft-bis-1936.html [18. 03. 2025].
Klauke, Sebastian (2024): Günther Rudolph – A Sketch of the Life and Work of a Tönnies Scholar in East Germany. In: Bond, Niall (Ed.): The Concept of Community in Global Perspective. Leiden: Brill, pp. 86–98.
König, Rene (1955): Die Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft bei Ferdinand Tönnies. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7, pp. 348–420.
Kurasawa, Fuyuki (2003): Primitiveness and the Flight from Modernity: Sociology and the Avant-Garde in Inter-War France. In: Economy and Society 32, 1, pp. 7–28.
Lukacs, Georg (1980 [1962]): The Destruction of Reason. London: Merlin.
Manjapra, Kris (2014): Transnational Approaches to Global History: A View from the Study of German-Indian Entanglement. In: German History 32, 2, pp. 274–293.
Marx, Karl (1969): Colonialism and Modernization. Garden City: Anchor.
McLennan, Gregor (2003): Sociology, Eurocentrism and Postcolonial Theory. In: European Journal of Social Theory 6, 1, pp. 69–86.
McLennan, G. (2014): Complicity, Complexity, Historicism: Problems of Postcolonial Sociology. In: Postcolonial Studies 17, 4, pp. 451–464.
Meghji, Ali (2021): Decolonizing Sociology. Cambridge: Polity.
Mensch, Jennifer (2017): Caught between Character and Race: "Temperament" in Kant's Lectures on Anthropology. In: Australian Feminist Law Journal 43, 1, pp. 125–144.
Mieder, Wolfgang/Hand, Wayland D. (1991): "(Don't) Throw The Baby Out With The Bath Water": The Americanization of a German Proverb and Proverbial Expression. In: Western Folklore 50, 4, pp. 361–400.
Mitzman, Arthur (1971): Tönnies and German Society, 1887–1914: From Cultural Pessimism to Celebration of the Volksgemeinschaft. In: Journal of the History of Ideas 32, 4, pp. 507–524.
Momin, A.R. (1978): Indian Sociology: Search for Authentic Identity. In: Sociological Bulletin 27, 2, pp. 154–172.
Moosavi, Leon (2020): The Decolonial Bandwagon and the Dangers of Intellectual Decolonisation. In: International Review of Sociology 30, 2, pp. 332–354.
Moosavi, Leon (2022): Turning the Decolonial Gaze Towards Ourselves: Decolonising the Curriculum and "Decolonial Reflexivity" in Sociology and Social Theory. In: Sociology 57, 1, pp. 137–156.
Mucha, Janusz (2012): Sociology of India, Sociology in India, Indian Sociology. In: Polish Sociological Review 178, pp. 145–150.

Pappenheim, Fritz (1959): The Alienation of Modern Man: An Interpretation Based on Marx and Tönnies. New York: Monthly Review Press.
Repp, Kevin (2000): Reformers, Critics and the Paths of German Modernity. Cambridge: Cambridge University Press.
Rudolph, Günther (1968): Die Einwirkungen des 'Kapitals' von Karl Marx auf den bürgerlichen Demokraten Ferdinand Tönnies. In: Wirtschaftswissenschaft 5, pp. 760–778.
Rudolph, Günther (1990): Friedrich Nietzsche und Ferdinand Tönnies. "Der Wille zur Macht" widerlegt von den Positionen eines "Willens zur Gemeinschaft". In: Rudolph, Günther (Ed.): *Der Nietzsche-Kultus: Eine Kritik.* Berlin: Akademie-Verlag, pp. 107–139.
Rudolph, Günther (1995) Die Philosophisch-Soziologischen Grundpositionen von Ferdinand Tönnies (1855–1936). Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der Bürgerlichen Soziologie. Hamburg: Rolf Fechner.
Samples, John (1987): Kant, Tönnies, and the Liberal Idea of Community in Early German Sociology. In: History of Political Thought 8, 2, pp. 245–262.
Santos, Boaventura D. S (2016): Epistemologies of the South. London: Routledge.
Seidman, Steven (2013): The Colonial Unconscious of Classical Sociology. In: Political Power and Social Theory 24, pp. 35–54.
Sharma, Chandan K./Borgohain, Bhaswati (2024): Indigenization and Vernacularization of Social Science in India: Revisiting the Debate. In: Postcolonial Studies 27, 2, pp. 229–247.
Smith, Andrew (2022): Tearing Asunder the Pretty Fancies of Capitalism: Reflections on Marx and Empire. In: Journal of Classical Sociology 22, 4, pp. 402–409.
Stafford, William (1994): Ferdinand Tönnies: A Candidate for the Canon?. In: Politics 14, 1, pp. 15–20.
Steinmetz, George (Ed.) (2013): Sociology and Empire: The Imperial Entanglements of a Discipline. Durham: Duke University Press.
Steinmetz, George (2014): The Sociology of Empires, Colonies, and Postcolonialism. In: Annual Review of Sociology 40, pp. 77–103.
Stoetzler, Marcel (Ed.) (2014): Antisemitism and the Constitution of Sociology. Omaha: University of Nebraska Press.
Tönnies, Ferdinand (1957 [1887]): Community and Society, transl. and ed. by Charles D. Loomis. London: Routledge.
Tönnies, Ferdinand (1961 [1909]): Custom: An Essay on Social Codes. New York: Free Press.
Turner, Bryan S. (1974): The Concept of Social "Stationariness": Utilitarianism and Marxism. In: Science and Society 38, 1, pp. 3–18.
Uimonen, Paula (2020): Decolonising Cosmopolitanism. In: Critique of Anthropology 40, 1, pp. 81–101.
Venkatesen, Soumhya (2006): Shifting Balances in a "Craft Community": The Mat Weavers of Pattamadai, South India. In: Contributions to Indian Sociology 40, 1, pp. 63–89.
Zimmerman, Andrew (2013): German Sociology and Empire: From Internal Colonization to Overseas Colonization and Back Again. In: Steinmetz, George (Ed.) (2013): Sociology and Empire: The Imperial Entanglements of a Discipline. Durham: Duke University Press, pp. 83–105.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Signs for an Act of *Consignatio.*

Herta Herzog's Contributions to Sociology and Communication Studies[1]

Iside Gjergji[2]

Zusammenfassung: Herta Herzog (1910–2010), eine Pionierin in Soziologie und Kommunikationswissenschaften, ist immer noch eine der am meist übersehenen und dennoch einflussreichen Wissenschaftlerinnen des 20. Jahrhunderts. Sie schaffte Bahnbrechendes im Bereich der Forschung zur Soziologie der Massenmedien, entwickelte innovative interdisziplinäre Methodologien, darunter die Erfindung der Fokusgruppe, und schuf die Grundlage für den uses and gratifications Ansatz in der Kommunikationswissenschaft. Trotz ihrer wegweisenden Arbeit, wurden ihre Beiträge häufig überschattet oder fälschlicherweise männlichen Kollegen zugeordnet, wie Robert K. Merton und Hadley Cantril, was den systemischen Gender Bias in der Wissenschaft widerspiegelt. Diese Abhandlung untersucht ihre methodischen und theoretischen Innovationen, ihre Rolle bei der Formung der qualitativen Sozialforschung und die Hürden, die ihr als Soziologin in einem männerdominierten Feld im Weg standen. Konkretes Ziel ist es, ihre Beiträge mithilfe der Technik der consignation nach Derrida zu beleuchten, d. h. Sammeln und Neuzusammenstellen von Hinweisen aus unterschiedlichen Quellen, um ihr intellektuelles Vermächtnis zu rekonstruieren.

Abstract: Herta Herzog (1910–2010), a pioneering figure in sociology and communication studies, remains one of the most overlooked yet influential scholars of the 20th century. She made groundbreaking strides in sociological and mass media research, developing innovative interdisciplinary methodologies, including inventing the focus group and laying the foundation for the uses and gratifications approach in communication studies. Despite her seminal work, her contributions were often overshadowed or misattributed to male colleagues, such as Robert K. Merton and Hadley Cantril, reflecting systemic gender biases in academia. This paper explores her methodological and theoretical innovations, her role in shaping qualitative research, and the barriers she faced as a woman sociologist in a male-dominated field. The specific aim is to shed light to her contributions through a Derridean act of consignation – gathering and reassembling signs from various sources to reconstruct her intellectual legacy.

1. Introduction

W.E.B. Du Bois (2017 [1935]) exposes in his book Black Reconstruction in America the complicity of many social science academics with the slave system and concludes his argument with a specific call for ethical standards in research:

1 The paper is based on my talk at the Conference "Women in the History of Sociology" at the University of Braunschweig on November 9–11, 2022 as well as on an entry in the online-series published by Soziopolis: "Herta Herzog (1910–2010). The Real Inventor of the Focus Group and a Pioneer for Qualitative Research in Communication Studies" (Gjergji 2023a).

2 Iside Gjergji is associate professor at the Department of Humanities and Social Sciences at the eCampus University (Italy).

> If history is going to be scientific, if the record of human action is going to be set down with that accuracy and faithfulness of detail, which allow its use as a measuring rod and guidepost for the future of nations, there must be set some standards of ethics in research and interpretation (Du Bois 2017: 637).

These same ethical standards invoked by Du Bois must be applied when critically examining dominant narratives surrounding the contributions of early women sociologists, which have often been misrepresented or entirely omitted from mainstream scholarly discourse (Lengermann/Niebrugge 1998). Such distortions of truth in academic narratives, shaped by the biases of (white) male-dominated academic groups, have turned research and knowledge into devices of exclusion. To fulfill the discipline's potential in understanding and interpreting social phenomena – or even in resisting "all forms of […] power-loaded transactions and institutions" (Touraine 2007: 71) – it is paramount to confront and rectify the gender-based discriminations within its community.

Herta Herzog's case serves as a poignant example. From the 1930 s onward, she pioneered studies in sociology of communication and developed important empirical methodologies. However, despite her groundbreaking contributions, her name has been largely erased. The primary goal of this article is to recover parts of her contributions from oblivion. To achieve this, textual ethnography (Clifford/Marcus 1986) will be employed as a method to investigate works and biographies (Laslett 1991). Sources will be scrutinized – *i. e.* scientific essays, documents, interviews, private letters and even FBI files – and signs will be gathered in order to shed light on the 'Herzog scandal' within the history of sociology.[3] It is a Derridean act of consignation, where signs are collected to "articulate the unity of an ideal configuration":

> By consignation, we do not only mean, in the ordinary sense of the world, the act of assigning residence or of entrusting so as to put into reserve (to consign, to deposit), in a place and on a substrate, but here the act of consigning through gathering together signs. It is not only the traditional *consignatio*, that is, the written proof, but what all *consignatio* begins by presupposing. *Consignatio* aims to coordinate a single corpus, in a system or synchrony in which all the elements articulate the unity of an ideal configuration (Derrida 1996: 3).

2. Herta Herzog: A Brief Biographical Portrait

Herta Herzog (1910–2010) was born in Vienna to a bourgeois Jewish family, although formally converted to Catholicism (Fleck 2021: 56). From a young age, she developed a passion for ancient languages and enrolled at the University of Vienna. Her academic trajectory shifted after meeting Karl Bühler, a prominent German linguist and director of the Institute of Psychology in Vienna (along with his wife, Charlotte Bühler), who became her mentor and inspired her interest in psychology (Herzog 1994: 1).

Within the vibrant and female-supportive intellectual milieu[4] of the Institute of Psychology, Herzog collaborated with groundbreaking scholars such as Charlotte Bühler, Marie Jahoda, Else Frenkel, Käte Wolf, and Paul F. Lazarsfeld, who also supervised her PhD

3 It is important to acknowledge that a significant progress in this direction was made with the book *What Do We Really Know About Herta Herzog?* (Klaus/Seethaler 2016).

4 "Bühler Institute was one of the most fertile environments supporting women in their academic efforts early on" (Fleck 2021: 51).

thesis Stimme und Persönlichkeit (Herzog 1933). It was during this period that Herzog initiated innovative sociological investigations into radio communication.

In 1935, Herzog emigrated to the United States to escape Nazi persecution. She married Paul F. Lazarsfeld in 1936 and joined him at the Bureau of Applied Social Research as senior researcher in 1937, following a brief period as research assistant to Robert Lynd. At the Bureau, she made significant contributions to the advancement of qualitative research in sociology and communication studies.

Herzog left academia in 1943 – not (quite) voluntarily – to pursue a successful career in market research, joining McCann Erickson, where she became a celebrated innovator in advertising and was later inducted into the Market Research Council's Hall of Fame in 1986. After retiring, she moved back to Europe in the 1970 s, initially settling in Germany and then in Austria following the death of her second husband, Paul Massing, a former member of the *Frankfurt Institut für Sozialforschung* (Wiggershaus 1993: 43). In the 1980 s and 1990 s, Herzog re-engaged with qualitative research in the field of mass media and resumed the academic teaching at the universities of Tübingen and Vienna. She passed away in Leutasch, Austria, in 2010.

3. Herzog's Contributions to Sociology and Communication Studies

Herzog's studies, particularly in the field of mass media research, firmly established her as a foundational figure in sociology of culture and communication studies (Katz et al. 2003). Her doctoral thesis explored the relationship between the speaker's personality and voice in radio communication. This study laid the groundwork for her innovative sociological approach to mass media analysis. By combining Bühler's theory of language with Lazarsfeld's empirical methods, Herzog developed a unique theoretical and methodological framework that integrated the sociology of communication with psychoanalytic concepts and methods. She further advanced this approach in the United States, at the Columbia University's Bureau of Applied Social Research. Indeed, from 1935 onward, Herzog's research largely focused on radio audiences' reception of mass media communication, resulting in several papers published in prestigious journals and books: Professor Quiz: A Gratification Study (1940); On Borrowed Experience: An Analysis of Listening to Daytime Sketches (1941); What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners? (1944); Radio: The First Post-War Year (1946); Psychological Gratifications in Daytime Radio Listening (1947); Motivations and Gratifications of Daily Serial Listeners (1954); Why Did People Believe in the "Invasion from Mars"? (1955).

During the 1980 s, Herzog redirected her attention from the audience reception of radio programs to that of television series, notably exploring German audiences' reactions to American soap operas such as Dallas and Dynasty. Her research culminated in three key articles: Decoding Dallas (1986a); Dallas in Deutschland: Eine Pilotstudie (1986b); and Der Stich ins Böse. Dallas und Denver Clan, garantiert anders als der Alltag (1990).

In these works, Herzog pioneered the study of serial programs as a distinct genre and, most importantly, established the foundational principles of what is now recognized as the uses and gratifications approach in communication and reception studies. She was the first

scholar to investigate the socio-psychological motivations behind mass media consumption, the gratifications it provided and how consumers used mass media products. This represented quite a revolutionary perspective in the reception studies, shifting the emphasis from communication content and quantitative audience measurement towards the underlying motivations behind audience behaviors. Her favorite question was: "why?" (Herzog 1994: 3). Not *how* or *what* people listen to on the radio or watch on television, but primarily *why* they choose to listen or watch certain programs. "The art of asking 'why'" (Herzog 1994: 2) was a defining feature of the qualitative interview which, as Herzog highlighted in an interview, was "the specialty that had been developed in Vienna at the *Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle*" (Gladwell 1999: 79) where Herzog had worked before her emigration.

Yet, Herzog's remarkable contributions extend beyond these achievements. She authored numerous texts that remain unpublished, which, according to Christian Fleck (2011: 346–347), are at least thirteen, composed of 457 pages.[5] However, there are additional works and methodological innovations by Herzog that are not credited to her, being instead attributed to male colleagues. Therefore, any comprehensive evaluation of Herzog's contributions must consider these overlooked yet significant aspects of her academic trajectory.

4. Herta Herzog and the Saga of the Focus Group

To map Herzog's intellectual contribution to social science, one should begin with what she was most proud of: the focus group, one of the most important research methods of qualitative sociology. As she said to Gerhard Kleining a few months before her passing: "That is my invention. I did not invent very much, but the focus group for sure" (Kleining 2016: 133). Nevertheless, Robert K. Merton is widely recognized as the inventor of the focus group, as documented in sources such as Wikipedia[6], academic textbooks, and mass media communication. An emblematic example could be the obituary published by the New York Times upon his passing:

> His adoption of the focused interview to elicit the responses of groups to texts, radio programs and films led to the 'focus groups' that politicians, their handlers, marketers and hucksters now find indispensable. Long after he had helped devise the methodology, Mr. Merton deplored its abuse and misuse but added, "I wish I'd get a royalty on it" (Kaufman 2003).

When explicitly asked about Merton, Herzog categorically stated: "He was interested in the program analyzer that Paul [Lazarsfeld] invented, and he was mainly interested in theory" (Kleining 2016: 134). Herzog's response leaves no room to suggest that Merton had any claim to the invention of the focus group. This does not imply that he does not deserve credit for formalizing and further developing the renowned qualitative research method, making it applicable in much broader contexts than Herzog had ever done. However, he was neither the one who invented it nor the first to implement it.

5 Fleck's research, which is limited to the archive housed at Columbia University, also reveals that Herta Herzog was the lowest-paid member of the research group at the Bureau of Applied Social Research (Fleck 2011: 350). Currently, there is no single archive that gathers all of Herzog's unpublished works.

6 Following the publication of my book on Herzog's research (Gjergji 2023b), the Italian-language Wikipedia page now attributes the invention of the focus group to Herta Herzog.

To understand how Merton came to receive credit for Herzog's invention, it is necessary to trace a series of signs that lead back in time. The first one appears in the 1946 article by Robert Merton and Patricia Kendall, published in the *American Journal of Sociology*, and titled *The Focused Interview.* In this article, Herzog's name is mentioned twice, acknowledging her role as the first scholar to use the focused interview:

> The focused interview was initially developed to meet certain problems growing out of communications research and propaganda analysis. The outlines of such problems appear in detailed case studies by Dr. Herta Herzog, dealing with the gratification found by listeners in such radio programs as daytime serials and quiz competitions (Merton/Kendall 1946: 542).

The second sign can be found in the 1956 manual authored by Merton, Kendall, and Fiske, also titled *The Focused Interview*, where Herzog's name is mentioned three times: once in the preface and twice in the introductory paragraph, which contains merely repeated sentences from the earlier article. However, in the preface Herzog is thanked for her assistance while working with the manual's authors: "We are indebted also to Herta Herzog for her considerable help while she was working with us on studies of mass communications" (Merton et al. 1956: v). This thorny acknowledgment, rather than recognizing Herzog as the inventor of the new research method, somehow serves to distance her. It portrays Herzog as an external collaborator of the research group who worked on and reflected upon *The Focused Interview*, thereby implicitly dismissing the possibility of attributing its invention to her.

The final sign is found in Merton's 1987 article, *The Focused Interview and Focus Groups: Continuities and Discontinuities.* Here, Merton attributed the invention to a chance encounter with Lazarsfeld:

> It all started in my first inadvertent work session – a thoroughly unplanned work session – with Paul Lazarsfeld back in November 1941. That story has been told in print several times […], but never in tracing the seedbed of the focused interview. I retell it here in that new context (Merton 1987: 551).

Considering that this article was later used as the introduction to the new edition of The Focused Interview (Merton et al. 1990), it becomes evident how Herzog's name was progressively and effectively erased as the inventor of the renowned qualitative research method.

Yet, a lingering question haunts the saga of the focus group: why did Herzog remain silent, never challenging the claims staked by Merton and his colleagues over the years? Her silence, no doubt, played a role in erasing her name as the 'mother' of the focus group. While one could endlessly speculate, Christian Fleck's evocative arguments in his article Lazarsfeld's Wives, or What Happened to Women Sociologists in the Twentieth Century offer valuable insight on the matter. Herzog's muted response – or complete lack thereof – may stem from her deliberate detachment from the (male) "academic reputation game" (Fleck 2021: 56), a stance shared by many early women sociologists. It also seems reasonable to assume that, since Herzog did not claim 'motherhood' for such a long time, Merton may have rightfully come to see himself as the 'single parent' of the focus group, having theorized, described, and further developed it.

5. A Male Academic Divorce and its Collateral Damage

The history of The Invasion from Mars: A Study in the Psychology of Panic (Cantril 1940) – one of the most influential works in Communication Studies and Social Psychology – requires revision to rightfully acknowledge Herta Herzog's substantial contribution to the book. This calls for a thorough examination of both FBI[7] (Gentry 1991; Keen 1999) and academic archives (Calhoun 2007). Recent findings reveal that Hadley Cantril, the author of the book, was not only under FBI surveillance but also acted as an informant for the agency (Schwarzkopf 2016: 202). In the FBI records there are signs of a contentious dispute between Cantril and Paul Lazarsfeld, whom the FBI nicknamed "The Viennese Romeo" (Schwarzkopf 2016: 202). The conflict seems to have arisen when Cantril accused Lazarsfeld of sexually harassing his wife, Mavis L. Cantril, as detailed in Stefan Schwarzkopf's research on the FBI's engagement with American sociologists:

> Sometime in 1938, [Lazarsfeld] and [my wife] and [retracted name][8] and I were to have dinner together. We were to meet at [Lazarsfeld's] apartment. My wife arrived a little ahead of me and later she told me that Paul put his arm around her and his hands started to roam. [My wife], naturally, stopped him as she was very embarrassed and mortified. Paul, according to [my wife], thought nothing of the incident and he did not bother [my wife] anymore. I called Paul on the incident and he was very apologetic. I, naturally, was very mad at the time as no one had ever made any passes at [my wife] before (Schwarzkopf 2016: 203).

This conflict led to what might be described as an "academic divorce" between the two male scholars. Meanwhile, Herta Herzog – who had conducted, as Cantril states in his book, "an independent survey"[9] and "the initial study of the checks attempted by the listeners and analyzed the case studies reported in Chapter VIII" (Cantril 1940: xiii) – was excluded as a co-author of The Invasion from Mars[10]. Additional evidence from academic archives, as noted by Peter Simonson, reveals that Cantril heavily relied on Herzog's notes and reports to shape the book's overall structure:

> I hate to impose on Herta – and at the same time, I simply haven't the freedom not to do the job myself, much as I should like to. The situation is that I simply MUST have the piece finished for the press around the middle of November at the latest…. So COULD Herta go at the job in the very near future? […] God knows what her reward will

7 In the early 20th century, many sociologists in the United States found themselves under the watchful eye of the FBI. This relentless scrutiny likely stemmed from sociology's inherently critical approach to social phenomena. Ironically, however, in the absence of other archival sources, the FBI's records sometimes provide a window into the lives of many women sociologists.

8 Most probably, the retracted name was that of Herzog.

9 It may be useful to note that Herzog, in the letter sent to Perse, writes: "I still recall with pleasure the interviewing the day after the CBS broadcast of 'The Invasion from Mars' to find out why some listeners had been scared" (Herzog 1994: 6). While Cantril, in the preface to his book, states: "The interviewing began one week after the broadcast and was completed in about three weeks". In Herzog's essay, titled *Why Did People Believe in the 'Invasion from Mars'?* (Herzog 1955), there is an editorial note beneath the title: "On the morning after the famous Orson Welles broadcast, Frank Stanton, then Research Director of the Columbia Broadcasting System, commissioned a small number of detailed interviews. The purpose was to discover the main factors which accounted for people becoming excited under the impact of broadcast. The present selection is a memorandum written to Dr. Stanton by Dr. Herzog, who was in charge of these interviews. Her observations are clearly organized around an accounting scheme in the sense of this section. Subsequently, a major study was carried out and published by Cantril, Herzog, and Gaudet, The Invasion from Mars (Princeton: Princeton University Press, 1940)" (Herzog 1955: 420).

10 On the cover of the first edition of Cantril's book (Cantril 1940), a subtle line, written in smaller print, reads: "With the assistance of Hazel Gaudet and Herta Herzog". Over time, however, this modest acknowledgment quietly vanished from the covers of subsequent editions and was only preserved on the title page.

be – except my continued admiration for her ability and a eulogistic footnote in the last chapter (Simonson 2016: 66; Cantril to Lazarsfeld, n.d.; Princeton folder, Lazarsfeld Archives, University of Vienna).

Although Herzog's response to this intellectual ostracism remains unknown, Lazarsfeld voiced his disagreement with Cantril. Many years later, Lazarsfeld wrote that he had hoped that Dr. Herzog would have received a significant credit for the study that ultimately resulted in The Invasion from Mars (Lazarsfeld 1982: 54). But, as noted by Jefferson D. Pooley and Michael J. Socolow,

> the book was produced at the peak of an already-bitter dispute between the two men [*Cantril and Lazarsfeld*]. Archival evidence suggest that the pair reached a negotiated settlement in 1939: Lazarsfeld dropped his and Herzog's claims to IFM [*The Invasion from Mars*] credit, and Cantril agreed to the PRRP [*Princeton Radio Research Project*] move to Columbia University. In the scholarly equivalent of divorce proceedings, Cantril got the book, and Lazarsfeld the research institute (Pooley/Socolow 2013: 1921)[11].

Taking all these elements into account, Cantril's actions bear the signs of a calculated act of 'revenge' against Lazarsfeld. Once again, Herzog's scientific contributions seem to have been collateral damage in this retaliation, played out within the confines of a male-dominated sociology. However, her silence remains somewhat inexplicable. Her passive role in this unpleasant episode (which occurred before the focus group saga began) in her academic life may have stemmed from either a lack of interest in the academic reputation game – as her focus was more on exploring uncharted territories of research than on recruiting admirers – or from a combination of factors defining her situation: she was a woman, an immigrant, Jewish, and held a low position in the academic hierarchy. Unlike Cantril or Lazarsfeld, she was not a professor; she was a researcher. Yet, she could have spoken out in later years, after leaving academia, but clearly chose not to. This attitude may have, to some extent, facilitated the predatory approach towards her work.

6. The Uses and Gratifications Model and Herzog's Contribution

The uses and gratifications model, as previously mentioned, redirects the focus of investigation from the functions mass media perform in reproducing social systems and their effects on audiences to how individuals, groups, and organizations use mass media to meet their needs. Thus, a media message's effectiveness is believed to rely on its ability to meet audience expectation. This approach is now widely acknowledged in textbooks as the most distinctive application of the structural-functionalist theory of Parsons, Merton and Wright to mass media communication.

Elihu Katz is widely regarded as the pioneer of this new communication paradigm: "The uses and gratification approach was first described in an article by Elihu Katz (1959) in which he was reacting to a claim by Bernard Berelson (1959) that the field of communication research appeared to be dead" (Severin 2014: 293). However, Elihu Katz, Hadassah Haas, and Michael Gurevitch, in their talk at the 20th International Congress of Psychology, held in Tokyo in August 1972, and then published under the title On the Use of the Mass Media for Important Things (1973), classified Herzog's article – Professor Quiz: A Gratification Study –

11 All the explanations in square brackets within the citation are mine.

as the foundational work in gratification studies, but inexplicably they attributed it to Hadley Cantril:

> Early in the history of communications research (Cantril 1942), an approach was developed to studying the "gratifications" which attract and hold audiences to the kind of media and the types of content which satisfy their social and psychological needs. Although its career has been chequered, and it has been much overshadowed by the study of "campaigns" to change opinions and attitudes, this approach has persisted, grown in sophistication, and even undergone something of a revival lately (Katz et al. 1973: 164).

This misattribution was unlikely a simple error, as Cantril is repeatedly cited as the founder of gratification studies, even in the article's explanatory footnote, where Herzog's name is also mentioned, among others, but, curiously, only as the author of an article published fourteen years after Professor Quiz (Herzog 1954):

> The early studies are essentially based on lists of functions suggested or confirmed by respondents. The best known examples are Cantril's (1942) analysis of quiz programs; Herzog's (1954) and Warner and Henry's (1948 studies of the functions of the daytime serial; […] (Katz et al. 1973: 164).

To understand the origins of this misattribution, it may be useful to examine whether and how the editorial context of Herzog's article contributed to this outcome. Published in Radio and the Printed Page, a book edited by Paul Lazarsfeld in 1940 (and not 1942, as Katz and colleagues suggest), Herzog's name – as the author of the article Professor Quiz: A Gratification Study – did not appear in the book's index or beneath the article's title, as editorial conventions typically require, but rather in a small footnote:

> This study was conducted and written up for this publication by Dr. Herta Herzog. Dr. Herzog wishes to express her appreciation of the help she received from Professor Hadley Cantril (Lazarsfeld 1940: 64).

Herzog's name was also mentioned by Lazarsfeld on the last page of the foreword to the book: "Dr. Herta Herzog contributed the study of the Professor Quiz program which she conducted and wrote under the direction of Dr. Cantril" (Lazarsfeld 1940: x). However, the book was presented on the title page as a work authored by Lazarsfeld, rather than edited by him. As a result, any distracted reader or someone unfamiliar with scholarly essays easily might overlook the footnote. However, this should not be the case for Katz and colleagues. The ambiguous way in which Herzog's name was presented in Lazarsfeld's book, combined with Lazarsfeld's statements in the foreword and Herzog's expression of gratitude toward Cantril – "for the help she received"[12] – allow Katz and colleagues to believe that both Lazarsfeld and Cantril had collaborated with Herzog. However, this was quite insufficient to support the claim of Cantril's authorship of the article Professor Quiz: A Gratification Study. Either deliberately or unintentionally other male sociologists seem to have played a role in diminishing Herzog's scholarly merits.

7. A Misconceived 'Mother'

In Canonic Texts in Media Research (2003), Elihu Katz and colleagues adopt a rather unusual approach to Herzog's theoretical contributions. On the one hand, they formally position

12 It is worth noting that the sentence, crafted in the third-person singular, signals Lazarsfeld as its author, not Herta Herzog.

Herzog's *oeuvre* within the framework of the Columbia School, while on the other hand, upon closer content analysis, they associate it with the Frankfurt School, which is traditionally considered as opposed to the uses and gratification approach: "the Frankfurt School refused to accept that audience likes and dislikes had any bearing on understanding the culture industry" (Katz et al. 2003: 10).

This (apparent) schizophrenic interpretation may largely result from a classificatory zeal, typical of a project aiming to establish canonical texts. However, what Tamar Liebes writes about Herzog reflects the intellectual unease shared by a significant group of scholars who align themselves with the uses and gratifications paradigm, as developed by Katz and colleagues (1973) and further expanded by others (McQuail/Gurevitch 1974). She acknowledges Herzog's study on radio listeners to soap operas – *On Borrowed Experience* (Herzog 1941) – as pioneering within the uses and gratifications tradition and "first in line of women scholars who study feminine genres from a feminist perspective" (Liebes 2003: 44), but also questions whether it should be considered a classic:

> In the tradition of uses and gratifications, Herta Herzog's study on listeners to daytime soaps on radio is regarded as a pioneer. "On Borrowed Experience" (1941) is an example of early research based on listening to listeners (that is, asking *them* to report on what they are getting out of media), one which attributes greater power to audiences than did earlier research. The question is whether Herzog's study is correctly remembered. Should it be considered a classic in the gratification tradition? Does it contribute to the image of audiences as empowered consumers, aware of their needs, who make considered choices vis-à-vis both the media and their social environment (Liebes 2003: 39).

In general, Liebes argues that typical gratification research views audience members as conscious consumers, capable of making informed choices in their interactions with mass media and within broader social contexts. In other words, they are seen as active receivers. In contrast, Herzog, from Liebes's perspective, seems to adopt a fundamentally different stance:

> Herzog does not adopt the perspective of her interviewees […] but rather that of a distanced observer who psychoanalyzes their unconscious layers from a strictly predetermined Freudian perspective. Her analysis draws a picture of disempowered listeners driven by unconscious motives and 'fulfilled' by false and harmful satisfactions (Liebes 2003: 40).

Thus, what Liebes rejects as part of the gratification tradition is Herzog's critical interpretation of audience words and behaviors. Herzog's dual approach – allowing the audience to speak for itself and then somehow undermine it through critical interpretation – is seen as incompatible with the core principles of gratification research. That is why Liebes concludes that "Herzog's analysis fits beautifully into the Frankfurt School tradition" (2003: 42) and, moreover, her view of audience is "a far cry from that of the type of research she is supposed to represent" (2003: 43).

Years later, Liebes no longer completely excluded Herzog from the gratification tradition. She argued that, in some ways, "Herzog was able to combine two seemingly opposing theoretical and methodological traditions: Columbia and Frankfurt" (Liebes/Klein-Shagrir 2016: 87) However, she also noted that this synthesis was made possible by the still-developing discipline of communication research in the 1940 s, as well as "Herzog's closer affinity to scholars of opposing critical theories" (Liebes/Klein-Shagrir 2016: 88).

Yet, Liebes and her colleagues did not address why Herzog continued to use this 'combined approach' in her 1980 s research on television soap opera viewers, when communication research had become much more solidified, nor did they mention that Herzog's

interest in psychological issues stemmed from her research experiences at the *Wiener Institut für Psychologie*, rather than the *Frankfurt Institut für Sozialforschung.*

8. On Herzog's Methodological Approach

Both sociology and psychoanalysis emerged as scientific disciplines almost simultaneously at the beginning of the twentieth century, drawing on the exceptional intellectual and social ferment of that historical period (Bastide 1972). In many respects, these disciplines also faced similar challenges in gaining public recognition and securing a place in academic institutions, which led them to view themselves as transformative sciences, particularly in relation to earlier intellectual approaches (Chancer/Andrews 2014). The close relationship and shared conditions between the two fields form the basis of the scientific approach at the Vienna Institute of Psychology, directed by Karl and Charlotte Bühler. Indeed, every scholar at the Institute embraced this unique fusion of sociological and psychoanalytic perspectives to explore the complexities of social phenomena. It was not merely about acknowledging the complementarity between the two disciplines, but about crafting a qualitative and interpretative methodology inspired by psychoanalysis, which they integrated with quantitative data. Herzog's studies stand as the most representative of this approach.

In her PhD thesis, Herzog employs psychoanalytic tools to both construct and interpret questionnaires. In subsequent studies, these tools are seamlessly integrated into her interview techniques, where she applies listening methods commonly used in psychoanalytic sessions. For Herzog, the interviewer – much like a psychoanalyst – should be attuned to capturing everything: words, tone of voice, context, and the biographical and social backgrounds of the interviewees. It is not merely what is said that holds significance, but also what remains unsaid:

> It was interviewing not with direct questions and answers but where you open some subject of the discussion relevant to the topic and then let it go. You have the interviewer not talk but simply help the person with little questions like 'And anything else?' As an interviewer, you are not supposed to influence me. You are merely trying to help me. It was a lot like the psychoanalytic method. […] Later on, I added all kinds of psychological things to the process, such as word-association tests, or figure drawings with a story. Suppose you are my respondent and the subject is soap. I've already talked to you about soap. What you see in it. Why you buy it. Dislike about it. Then at the end of the interview I say, 'Please draw me a figure – anything you want – and after the figure is drawn tell me a story about the figure' (Gladwell 1999: 79).

Herzog's methodology also blends the interpretation of words and voices with a psychodynamic exploration of respondents, seeking to form a coherent syndromic set. In On Borrowed Experience, for example, she not only analyzes the interviewees' responses but also uncovers and exposes the subtle aggressiveness they project through their words and behavior:

> How closely the aggressiveness against the radio characters is tied up with the listener's desire to find compensation for her own troubles is demonstrated in the following remark of a listener. She has had a hard time bringing up her children after her husband's death. She choses programs which have as their heroine a self-sacrificing woman. Her comment about one of them is: "*I like Hilltop House. The woman there is always doing things for children … I wonder whether she will ever get married. Perhaps it isn't right for her to do it and give up the orphanage. She is doing such a wonderful thing. I really don't think she would get married*". This listener compensates for her resented fate by wishing a slightly worse one upon her favorite radio character. In return for the death of her own husband she wants the heroine

to have no husband at all. She expects her to sacrifice herself for orphan children, whereas she herself is sacrificing herself for her own (Herzog 1941: 73).

Herzog's interest in the psychological insight of her interviewees led her to also incorporate projective personality tests and even the eye camera into her research. In her study of German television viewers of *Dallas*, for instance, she used these projective tests to identify sado-masochistic personalities among the participants:

For viewers having a hard time to maintain control of themselves "Dallas" provides a chance to let go emotionally. A retired government employee with marked sadomasochistic tendencies he controls with great difficulty says: "I am looking forward to this weekly sprinkler". It is of course "mindless night entertainment", he stresses yet he furnished unusually detailed descriptions of many of its incidents, mostly the catastrophic ones. The process of watching is for him the opportunity to experience feelings, to emote, something he ordinarily does not permit himself (Herzog 1986a: 75).

The historical context and psychosocial evolution of a given community are crucial elements in the mosaic that Herzog creates to unravel the unconscious motivations of her interviewees. In *Professor Quiz* (1940), for instance, it is the psychosocial context that enables her to interpret certain listeners' aversion to the radio quiz program:

The Puritan attitude toward pleasure is still influential in this country. So, if recreation can be combined with serious effort, people feel less guilty about spending time in recreation. On the other hand, a resigned reluctance to undertake any serious hobby also exists. If serious activities can be combined with fun, the reluctance decreases, because there is a stimulus strong enough to overcome the feeling that one is "not able anyhow" (Herzog 1940: 82–83).

This in-depth exploration leverages individual perspectives to interpret and explain social phenomena. Herzog's approach proved valuable in the field of communication during the early twentieth century, a time marked by remarkable technological advancements. The rapid pace and growing complexity of communication technologies bridged distances between places and individuals, fostering new social habits and relationships while challenging people's sense of self and their perception of the world.

To understand the impact of radio (or television) programs on listeners (or viewers), Herzog believed it was essential to lower the analytical perspective to their everyday lives. This meant stepping into the rooms where they listened to the radio, observing their environments and the objects that surrounded them, listening to their words and voices, and situating all of this within the context of their psychological biography and personality. Within this complex analytical framework, Herzog identified and 'measured' the uses and gratifications of radio listeners and television viewers, as well as the capacity of soap opera content to influence their behaviors. From this 'lowered' and necessarily focused perspective, an active audience emerged – one that engaged with radio and television programs in ways that were gratifying. This view portrayed listeners and viewers as dynamic and involved, rather than passive.

However, when the research perspective was broadened to include the content of communications (or market dynamics in the communication field), the autonomy of listeners' and viewers' decisions seemed less distinct to Herzog, appearing more like instinctive response to external stimuli. This led Herzog to consistently emphasize the importance of analyzing the content of radio and television programs, which she believed to be one of the most significant factors influencing the behavior of mass media audiences:

It seems essential to me that research systematically and impartially collects data on the social role of these programs and compares their quite differentiated functions in the lives of viewers, as suggested by the present study. This

includes, however, not only information about the ways that these programs are experienced and implemented in social experience, but also the systematic, critical analysis of their 'texts': the screen content in general that triggers the audience reaction. (Herzog 1990: 207–208)

Psychoanalysis not only shaped Herzog's methodological approach, but also influenced her theoretical inclination towards *totality.* By totality is not meant here a top-down perspective that seeks to encompass all that is visible in the analysis; rather, it is a tendency to explore the hidden realms –the unconscious desires and behaviors that shape human experiences.

9. Brief Concluding Remarks

All signs recorded and illustrated in the previous paragraphs offer only a glimpse into the vast tapestry of Herta Herzog's work. Much remains to be uncovered, studied, and interpreted to construct a fuller portrait of her trailblazing oeuvre. But reconstructing the contributions of early women sociologists is no easy task. Their names and studies are often overlooked, textbooks remain silent, and archives rarely offer more than scattered remnants. Only a few letters, brief mentions, and faint traces of their work survive, often found in the correspondence of their better-known male colleagues.

It requires time, patience, and dedication to piece together a complex mosaic of forgotten biographies, intellectual contributions, and historical documents. Moreover, this effort demands interdisciplinary study and collaboration between universities and, of course, the "archive fever" (Derrida 1996). This means that a broad and collective effort has a much better chance of achieving the desired outcome: *i. e.* restoring early female sociologists to their rightful place in the history of sociology and establishing much-needed ethical standards in research.

However, this collective project could hold deeper significance beyond historical justice. For contemporary women sociologists, it would serve as a vital means to address what Melanie Klein (1948) describes as the primitive anguish of abandonment, *i. e.* the profound pain of perceiving themselves as 'motherless' within the intellectual lineage of the discipline. Addressing this symbolic void could do more than heal historical erasure; it would set the stage for the necessary metaphorical 'matricide', which Julia Kristeva (2001) conceives as a foundational act in the process of subjectification and the *conditio sine qua non* for accessing the symbolic order:

And yet […], the cult of the mother, which is paramount, is transformed into *matricide.* The loss of the mother – which for the imaginary is tantamount to the death of the mother – becomes the organizing principle for the subject's symbolic capacity (Kristeva 2001: 129–130).

References

Bastide, Roger (1950): Sociologie et psychanalyse. Paris: Presses Universitaires de France.

Berelson, Bernard (1959): The state of communication research. In: Public Opinion Quarterly 23, pp. 1–6.

Calhoun, Craig (2007): Sociology in America: A History. Chicago/London: The University of Chicago Press.
Cantril, Hadley (1940): The Invasion from Mars. A Study in the Psychology of Panic. With the complete Script of the famous Orson Welles Broadcast. Princeton: Princeton University Press.
Chancer, Lynn/Andrews, John (2014): The Unhappy Divorce of Sociology and Psychoanalysis. Diverse Perspectives on the Psychosocial. New York: Palgrave Macmillan.
Clifford, James/ Marcus, George E. (Eds.) (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley: University of California Press.
Derrida, Jacques (1996): Archive Fever. A Freudian Impression. Chicago: University of Chicago Press.
Du Bois, W.E.B. (2017 [1935]): Black Reconstruction in America. Toward a History of the Part Which Black Folk Played in the Attempt to Reconstruct Democracy in America, 1860–1880. London/New York: Routledge.
Fleck, Christian (2011): A Transatlantic History of the Social Sciences: Robber Barons, the Third Reich and the Invention of Empirical Social Research. Oxford: Bloomsbury.
Fleck, Christian (2021): Lazarsfeld's wives, or: what happened to women sociologists in the twentieth century. In: International Review of Sociology 31, 1, pp. 49–71.
Gentry, Curt (1991): J. Edgar Hoover: The Man and the Secrets. New York: W.W. Norton.
Gladwell, Malcom (1999): True colors: Hair dye and the hidden history of postwar America. In: The New Yorker, 22 March, pp. 70–81.
Gjergji, Iside (2023a): Herta Herzog (1910–2010). The Real Inventor of the Focus Group and a Pioneer for Qualitative Research in Communication Studies. In: Holzhauser, Nicole (Ed.): Die Unsichtbare Hälfte. Frauen in der Geschichte der Soziologie, https://www.soziopolis.de/herta-herzog-1910-2010.html (03. 02. 2025).
Gjergji, Iside (2023b): Il volto acustico della voce. Pubblico, serialità e genere in Herta Herzog. Milano: Meltemi.
Herzog, Herta (1933): Stimme und Persönlichkeit. In: Zeitschrift für Psychologie 130, 3–5, pp. 300–369.
Herzog, Herta (1940): Professor Quiz: A Gratification Study. In: Lazarsfeld, P.F. (Ed.): Radio and the Printed Page. An Introduction to the Study of Radio and its Role in the Communication of Ideas. New York: Duell, Sloan and Pearce, pp. 64–93.
Herzog, Herta (1941): On Borrowed Experience: An Analysis of Listening to Daytime Sketches. In: Studies in Philosophy and Social Science 9, 1, pp. 65–95.
Herzog, Herta (1944): What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners?. In: Lazarsfeld, P.F./ Stanton, F.N. (Eds.): Radio Research 1942–1943. New York: Duell, Sloan and Pearce, pp. 3–33.
Herzog, Herta (1946): Radio: The First Post-War Year. In: The Public Opinion Quaterly 10, 3, pp. 297–313.
Herzog, Herta (1947): Psychological Gratifications in Daytime Radio Listening. In: Newcomb, T.M./ Hartley, E.L. (Eds.): Readings in Social Psychology. New York: Henry Holt, pp. 561–566.
Herzog, Herta (1954): Motivations and Gratifications of Daily Serial Listeners. In: Schramm, W. (Ed.): The Process and Effects of Mass Communication. Urbana: University of Illinois Press, pp. 50–55.
Herzog, Herta (1955): Why Did People Believe in the 'Invasion from Mars'?. In: Lazarsfeld, P. F./ Rosenberg, M. (Eds.): The Language of Social Research: A Reader in the Methodology of Social Research. Glencoe: Free Press, pp. 420–427.
Herzog, Herta (1986a): Decoding Dallas. In: Culture and Society 24, 1, pp. 74–77.
Herzog, H. (1986b): Dallas in Deutschland: Eine Pilotstudie. In: Rundfunk und Fernsehen 34, 3, pp. 351–367.
Herzog, Herta (1990): Der Stich ins Böse. Dallas und Denver Clan, garantiert anders als der Alltag. In: Medien Journal 14, 1, pp. 191–208.
Herzog, Herta (1994): Letter from Herta Herzog to Elizabeth M. Perse (12 September). Retrieved from http://outofthequestion.org/userfiles/file/Herta%20Herzog%20%28Sept%2012%201994%20to%

20Elisabeth%20Perse%29.pdf [20.08.2022]. Now, the feminist archive "Out of the Question" seems to no longer be available online.
Katz, Elihu (1959): Mass communication in research and the study of popular culture. In: Studies in Public Communication 2, pp. 1–6.
Katz, Elihu/Gurevitch, Michael/ Haas, Hadassah (1973): On the Use of the Mass media for Important Things. In: American Sociological Review 38, pp. 164–181.
Katz, Elihu/Durham, John D./Liebes, Tamar/Orloff, Avril (2003): Canonic Texts in Media Research. Are There Any? Should There Be? How About These?. Cambridge: Polity Press.
Kaufman, Michael T. (2003): Robert K. Merton, Versatile Sociologist and Father of the Focus Group, Dies at 92. In: The New York Times, 24 February, https://www.nytimes.com/2003/02/24/nyregion/robert-k-merton-versatile-sociologist-and-father-of-the-focus-group-dies-at-92.html?searchResultPosition=1 [03.02.2025].
Keen, Mike F. (1999): Stalking the Sociological Imagination. J. Edgar Hoover's FBI Surveillance of American Sociology. Connecticut/London: Greenwood Press.
Klaus, Elisabeth/Seethaler, Joseph (Eds.) (2016): What Do We Really Know About Herta Herzog? Exploring the Life and Work of a Pioneer of Communication Research. New York: Peter Lang.
Klein, Melanie (1948): Contributions to Psycho-Analysis. London: The Hogart Press.
Kleining, Gerhard (2016): The Discovery Process in Herta Herzog's Research on Radio Daytime Serials. With an Appendix on the Invention of the Focus Group. In: Klaus, E./Seethaler, J. (Eds.): What Do We Really Know About Herta Herzog?: Exploring the Life and Work of a Pioneer of Communication Research. New York: Peter Lang, pp. 117–136.
Kristeva, Julia (2001): Melanie Klein. New York: Columbia University Press.
Laslett, Barbara (1991): Biography as Historical Sociology. The Case of William Fielding Ogburn. In: Theory and Society 2, pp. 511–538.
Lazarsfeld, Paul F. (Ed.) (1940): Radio and the Printed Page: An Introduction to the Study of Radio and its Role in the Communication of Ideas. New York: Duell, Sloan and Pearce.
Lazarsfeld Paul F. (1982): An Episode in the History of Social Research: A Memoir. In: Kendall, P.L. (Ed.): The Varied Sociology of Paul F. Lazarsfeld. New York: Columbia University Press, pp. 11–69.
Lengermann, Patricia M./ Niebrugge, Gillian (1998): The Women Founders. Sociology and Social Theory 1830–1930. Long Grove: Waveland Press.
Liebes, Tamar (2003): Herzog's 'on Borrowed Experience': Its Place in the Debate over the Active Audience. In: Katz, E. et al. (Eds.): Canonic Texts in Media Research. Are There Any? Should There Be? How About These?. Cambridge: Polity Press, pp. 39–54.
Liebes, Tamar/Klein-Shagrir, Oranit (2016): Two Step Analysis: From a Lonely Kitchen to a Lively Living Room. In: Klaus, E./Seethaler, J. (Eds.): What Do We Really Know About Herta Herzog?: Exploring the Life and Work of a Pioneer of Communication Research. New York: Peter Lang, pp. 83–96.
McQuail, Denis/Gurevitch, Michael (1974): Explaining Audience Behavior: Three Approaches Considered. In: Blumler, J./Katz, E. (Eds.): The Uses of Mass Communication. Beverly Hills/London: Sage, pp. 287–302.
Merton, Robert K./Kendall, Patricia L. (1946): The Focused Interview. In: American Journal of Sociology 51, 6, pp. 541–557.
Merton, Robert K./Kendall Patricia L./Fiske, Marjorie (1956): The Focused Interview. Glencoe: The Free Press.
Merton, Robert K. (1987): The Focused Interview and Focus Groups: Continuities and Discontinuities. In: Public Opinion Quarterly 51, pp. 550–566.
Merton, Robert K./Kendall, Patricia L./Fiske, Marjorie (1990): The Focused Interview: A Manual of Problems and Procedures. New York: Free Press.

Pooley, Jefferson D./Socolow, Michael J. (2013): Checking Up on the Invasion from Mars: Hadley Cantril, Paul F. Lazarsfeld, and the Making of a Misremembered Classic. In: International Journal of Communication 7, pp. 1920–1948.

Schwarzkopf, Stefan (2016): Too many compromises: survey research and the spectre of communism. In: Journal of Historical Research in Market 8, 1, pp. 197–214.

Severin, Werner (2014): Communication Theories. Origins, Methods and Uses in the Mass Media. 5th ed. Essex: Pearson Education Limited.

Simonson, Peter (2016): Herta Herzog and the Founding Mothers of Mass Communication Research. In: Klaus, E./ Seethaler, J. (Eds.): What Do We Really Know About Herta Herzog? Exploring the Life and Work of a Pioneer of Communication Research. New York: Peter Lang, pp. 60–83.

Touraine, Alain (2007): Public Sociology and the End of Society. In: Clawson, Dan et al. (Eds.): Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-First Century. Berkeley: University of California Press, pp. 67–78.

Wiggershaus, Rolf (1993): Die Frankfurter Schule. Geschichte. Theoretische Entwicklung. Politische Bedeutung. München-Wien: Karl Hanser.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Der Streit früher Soziologen mit dem ›anthropozentrischen Postulat‹[1]

Rafael Alvear[2]

Zusammenfassung: Im Folgenden wird die Perspektive der sogenannten ‚Heiligen Dreifaltigkeit der Soziologie' – also Marx, Durkheim und Weber – in Bezug auf ‚den Menschen' rekonstruiert, um die Inhalte und Ursachen dessen, was hier als eine anti-anthropozentrische Positionierung beschrieben wird, besser zu verstehen. Dabei wird die These vertreten, dass diese frühen Soziologen eine Art ‚Verdrängung des Menschen' vollzogen haben – eine Verdrängung, die zwar in ihrem epistemischen Ansatz verankert ist, aber durch ihre sozialinstitutionelle Grundlage ergänzt wird. Die Interpretation war schon damals mehr oder weniger klar: Inmitten eines aufkommenden Kampfes um wissenschaftliche Anerkennung erwies sich der philosophische Charakter der Frage nach ‚dem Menschen' als Hindernis für eine Wissenschaftlichkeit, die erst durch seine Verdrängung vollständig erreicht werden könnte.

Abstract: This text reconstructs the perspective of the so-called 'Holy Trinity of Sociology' – namely Marx, Durkheim, and Weber – in relation to 'the human being', in order to better understand the contents and causes of what is described here as an anti-anthropocentric position. The thesis put forward is that these early sociologists engaged in a form of 'displacement of the human being' – a displacement that, while rooted in their epistemic approach, is also complemented by its socio-institutional foundation. The interpretation was more or less clear even then: In the midst of an emerging struggle for scientific recognition, the philosophical nature of the question of 'the human being' proved to be an obstacle to a scientificity that could only be fully achieved through its displacement.

Einleitung

Dem reflexiven Denken von Gelehrten und Laien ist – insbesondere in Renaissance und Aufklärung – die Frage nach ‚dem' Menschen immer wieder ein wichtiger Gegenstand gewesen, so dass Immanuel Kants *Logik* die drei Grundfragen der Philosophie in „weltbürgerlicher Bedeutung" schließlich in eine vierte, sie alle übergreifende, einmünden lässt: „Was ist der Mensch?" (1978 [1800]: 448 (A 25); vgl. Alvear 2020: 58). Zwar wird diese Frage bereits während der klassischen Antike mit dem homo-mensura-Satz des Protagoras nachdrücklich aufgeworfen – auch in Auseinandersetzung mit den hegemonialen Ansprüchen des

1 Dieser Artikel orientiert sich an der Argumentation des ersten Kapitels meiner 2020 im Transcript Verlag veröffentlichten Dissertation *Soziologie ohne Mensch? Umrisse einer soziologischen Anthropologie* (Alvear 2020) und wird, wo angemessen, an geeigneten Stellen ergänzt. Aus Gründen der Lesbarkeit verzichte ich auf eine ausführliche Kennzeichnung von Eigenzitaten. Für hilfreiche Anmerkungen danke ich der KsR-Redaktion, insbesondere Carsten Schlüter-Knauer.

2 Rafael Alvear ist assoziierter Wissenschaftler am Centro de Estudios del Desarrollo Regional y Políticas Públicas (CEDER) der Universität Los Lagos (Chile). Zuvor war er Postdoktorand an der Europa-Universität Flensburg und der Universidad Adolfo Ibáñez (Chile) mit Forschungsstipendien der Fritz Thyssen Stiftung und der CONICYT (Chilean National Commission for Scientific and Technological Research).

Göttlichen – aber die explizite Befassung mit ihr war dann lange unterbrochen. Insofern hat ‚der Mensch' als solcher innerhalb der Vielfältigkeit der neuzeitlichen wissenschaftlichen Fachrichtungen stets eine Art Reaktion ausgelöst. Abgesehen davon, ob die Frage nach ‚dem' Menschen absichtlich bzw. unabsichtlich in die Beobachtung auf- oder von ihr ausgenommen wird, scheint eine Stellungnahme zu ihm gewiss zu sein – auch in der Differenzierung von Geistes- und Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts. So gesehen ist die Herausbildung der Soziologie in der einen oder anderen Form gleichfalls davon betroffen: Wichtige Protagonisten der Soziologie vertreten mit der Entwicklung ihrer soziologischen Perspektiven eine dezidiert anti-anthropozentrische Position ‚zum Menschen', die heutzutage in verschiedenen zeitgenössischen Varianten wie etwa der Systemtheorie beobachtet werden kann (vgl. Alvear 2020). Anspruchsvolle Ursprünge einer solchen gemeinsamen soziologischen Perspektive, die gewissermaßen eine weitere ‚kopernikanische' Wende des bisherigen Denkens darstellt, finden sich bereits im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert bei Vertretern wie u. a. Karl Marx, Émile Durkheim und Max Weber – der sogenannten ‚Heiligen Dreifaltigkeit' der Soziologie (vgl. u. a. Käsler 2002b: 206; auch Williams 2005). Denn sie fragen nach den ökonomischen Verhältnissen, kollektiven Denkhaltungen und sinnhaften Orientierungen sozialen Handelns, ohne sich auf ‚den Menschen' beziehen zu müssen. Wie ist aber diese frühe soziologische Position zum Menschen zu interpretieren?

Im Folgenden wird beabsichtigt, jene Perspektive dieser frühen Soziologie in Bezug auf ‚den' Menschen zu rekonstruieren. Ziel ist es, die Inhalte und Ursachen einer solchen anti-anthropozentrisch angelegten soziologischen Positionierung genauer zu verstehen. Die Rückgriff auf einige ‚klassische' Autoren[3], die maßgeblich an der frühen Entwicklung der Soziologie beteiligt waren – wie Marx, Durkheim und Weber – soll dazu beitragen, die damit verbundene Problematik nachzuvollziehen. Die These des Artikels ist, dass diese frühen Soziologen, mit einer Formulierung Durkheims von 1895 gesagt, sich „gegen viele Überreste des anthropozentrischen Postulats" verwehren, „die hier wie anderwärts der Wissenschaft den Weg versperren" (1970 [1895]: 101), und damit eine Position zum Menschen einnehmen, welche im Unterschied zur bisherigen aufklärerischen Sicht als ein *Ansatz zu seiner Verdrängung* aufgefasst werden kann. Ohne notwendigerweise im freudianischen Sinne verstanden werden zu müssen, wird diese *Verdrängung des Menschen* hier als eine Art ‚Abwehrmechanismus' der frühen Soziologie interpretiert. Die systematische Verschiebung des Menschen aus dem Zentrum soziologischer Analysen soll an dieser Stelle jedoch nicht daraufhin untersucht werden, ob sie tatsächlich erfolgreich war, sondern vielmehr um zu hinterfragen, was sie konkret bedeutet und warum sie unternommen wurde. Um es ebenfalls als Frage zu formulieren: Wovor soll die Verdrängung schützen bzw. was soll sie abwehren? Es geht also um eine systematische Problematisierung dieser Haltung zum Menschen, die der soziologischen Selbsterkenntnis dienen soll.

Eine solche Befassung mit der soziologischen Perspektive, die sich mit der Verdrängung ‚des' Menschen näher auseinandersetzen soll, kann über verschiedene Zugangswege erfolgen. Eine Möglichkeit wäre, diese Verdrängung als ein *praktisch-politisches Thema* zu untersuchen (siehe Alvear 2020: 51 ff.), was die Diskussion in verschiedene Richtungen lenken könnte – etwa als Diskurs über die gegenwärtige Situation oder sogar über die Zukunft ‚des'

3 Siehe hierzu die interessante Debatte zum Kanon der Soziologie in *Soziopolis*, eingeleitet von Nicole Holzhauser und Karsten Malowitz (2024).

Menschen.[4] Ein anderer Zugang wäre es, die Verdrängung als *soziohistorischen Effekt* einer breiteren Verdrängungsbewegung zu verstehen, die in der Gesellschaft selbst – als Ausdruck eines übergreifenden gesellschaftlichen Phänomens – stattfindet.[5] Der Zugang hier besteht aber darin, die Verdrängung im Rahmen einer *wissenschaftssoziologischen Perspektive* zu betrachten, welche über praktisch-politische, soziohistorische und andere Ansätze hinausgeht und die spezifischen theoretischen sowie institutionellen Bedingungen der Soziologie selbst unter die Lupe nimmt. Anstatt eine einseitige Analyse vorzunehmen, verstehen wir die Verdrängung als Folge eines komplexen Zusammenspiels von kognitiven (d. h. epistemischen) und sozial-institutionellen (d. h. disziplinären) Faktoren – sowohl konzeptuelle als auch soziale Komponenten werden daher in die Analyse einbezogen (s. jüngst für einen verwandten Ansatz Haker 2024). So wie die frühe Soziologie ihren gesamten epistemischen Bereich im Hinblick auf die soziale Wirklichkeit etabliert hat – ‚den' Menschen aus ihren Theorien ausklammernd – wurde ihre disziplinäre Struktur zur fundamentalen Stütze dieser epistemischen Verdrängungsbewegung, so das hier vertretene Argument, gerade insoweit ihr sozialer Kampf um generelle wissenschaftliche Anerkennung zunehmend an Bedeutung gewinnt. Das aber würde durch eine hypothetische Einbeziehung der seit jeher philosophischen Figur des Menschen, damit also in vorsoziologischer Weise, infrage gestellt werden.

Der Artikel ist in fünf Abschnitte gegliedert. Die ersten beiden Abschnitte widmen sich einer *epistemischen* Betrachtung der Rolle des Menschen in den soziologischen Perspektiven der oben als „heilige Trias" ausgewählten Soziologen – i. e. von Marx, Durkheim und Weber. Dabei werden sowohl die Erkenntnisziele [1] als auch die Erkenntnisformen [2] dieser soziologischen Klassiker skizziert. Ausgehend von dieser epistemischen Analyse, die die kognitive Institutionalisierung der Soziologie umfasst, wird im dritten Abschnitt die Position dieser frühen Soziologen eben als eine *Verdrängung ‚des' Menschen* interpretiert [3]. Der vierte Abschnitt behandelt die Gründe für die Verdrängung, die nun nicht mehr aus einer *epistemischen*, sondern aus einer *disziplinären* Perspektive betrachtet werden. In diesem Zusammenhang spielt die Philosophie eine zentrale Rolle, da diese klassischen Soziologen – im Kontext der noch in den Anfängen stehenden sozialen Institutionalisierung der Soziologie – bereits davon ausgegangen seien, dass eine explizite Auseinandersetzung mit ‚dem' Menschen eine Nähe zur Philosophie impliziere, was wiederum ihre wissenschaftliche Legitimität gefährden könnte [4]. Abschließend wird der Standpunkt vertreten, dass diese frühen Soziologen ‚den' Menschen bewusst ausklammern wollen, um sich von der Philosophie abzu-

4 Dieser praktisch-politische Zugang entspricht nicht zufällig dem, was Habermas (1971) als kritisches und konservatives Denken in der Soziologie unterscheidet. Entgegen der genuin wissenschaftlichen Verdrängung, die wir untersuchen, bleibt die Frage nach der Situation des Menschen für die klassischen Soziologen in praktischer Hinsicht jedoch weiterhin von zentraler Bedeutung und steht im Mittelpunkt ihrer praktisch-politischen Überlegungen (siehe Alvear 2020: 51 ff.). Dabei geht es aus einer kritischen Perspektive um die Entfremdung des Menschen und die Suche nach deren Überwindung (siehe Marx/Engels 2017: 37 ff.; auch Fromm 1988: 49 ff.), um die Verteidigung des moralischen Individualismus (siehe Durkheim 1986; auch Giddens 1981: 109–110), oder aus einer eher konservativen Perspektive um den Versuch, sich von solchen normativen Bewertungen zu distanzieren (siehe Weber 1988b: 157 ff.; auch Käsler 1979: 188). So oder so bleibe der Mensch im Zentrum praktisch-politischer Aufgaben der frühen Soziologie.

5 Dieser soziohistorische Zugang steht im Zusammenhang mit den verschiedenen Zeitdiagnosen der frühen Soziologen, die eine zunehmende Entkopplung der Gesellschaft von den Menschen thematisieren – sei es durch eine entfesselte kapitalistische Produktionsweise (vgl. Marx 1971: 49), durch eine der Anomie in wachsendem Maße hingegebene Gesellschaftsordnung (vgl. Durkheim 1996) oder durch die rationalisierte Entfaltung einer entzauberten Welt (vgl. Weber 1988d: 594). Die in der soziologischen Theorie sichtbare Verdrängung erscheint hier in der Tat als eine Folge dieser gesellschaftlichen Prozesse, die den Menschen faktisch immer weiter an den Rand drängen und ihm die Kontrolle über seine eigene Existenz entziehen.

grenzen und so den Status ihrer neuen Disziplin als eigenständige Wissenschaft zu festigen [5].

Die kognitive gegenüber der sozialen Institutionalisierung der Wissenschaft

In einem Aufsatz aus der Mitte der 1970er Jahre führt Richard Whitley (1974) eine Unterscheidung zwischen *kognitiver* und *sozialer Institutionalisierung* der Wissenschaft ein, die eine differenzierte Analyse der Entwicklung der intellektuellen Struktur wissenschaftlicher Disziplinen ermöglicht. Dieser Ansatz will den bahnbrechenden Beitrag von Thomas Kuhn über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen nicht ersetzen, wohl aber um eine ebenfalls systematische Perspektive ergänzen. Es handelt sich dabei, wie Peter Weingart sagt, um den „überzeugendsten Versuch, die unterschiedlichen Beobachtungen der *Disziplinentwicklung*" in „einen theoretischen Rahmen zu integrieren" (2013: 50). Im Rahmen dessen, was Whitley unter *kognitiver Institutionalisierung* versteht, lassen sich mehrere interne Faktoren bei der Herausbildung wissenschaftlicher Bereiche erkennen, unter denen zwei Elemente hervorzuheben sind: die *Erkenntnisziele* und die *Erkenntnisformen* (Methoden) einer aufkommenden wissenschaftlichen Disziplin. Dabei deuten die manchmal diffusen gemeinsamen Intentionen in Hinsicht auf die erwähnten *Erkenntnisziele* und *Erkenntnisformen* darauf hin, dass unterschiedliche Autoren ein gleiches „Problem in gleicher Weise wahrnehmen" (Stölting 1986: 27), sodass ein „minimum of consensus on this low level of knowledge" (Whitley 1974: 73) besteht. Im Unterschied zur *sozialen Institutionalisierung*, die ihrerseits „refers to the creation and maintenance of formal structures which demarcate members of a cognitive structure" (Whitley 1974: 75), bezieht sich diese *kognitive* Dimension vielmehr auf die intellektuelle Basis eines neuen wissenschaftlichen Faches, also auf dessen *epistemische Pfeiler* (Weingart 2013: 146).

In meinem Werk *Soziologie ohne Mensch?* entwickle ich die These, dass ‚cum grano salis' auch die Entstehung der Soziologie im 19. Jahrhundert insgesamt mit diesen Mitteln besser verstanden werden kann, was hier aber nur für die genannten Protagonisten – i. e. Marx, Durkheim und Weber – entwickelt wird (Alvear 2020: 21–64). Indem einige Denker *eine besondere Weise* ausarbeiten (d. h. eine Erkenntnisform), ihr *entstehendes* Forschungsobjekt (d. h. ihr *Erkenntnisziel*) zu betrachten, tragen sie wesentlich zum kognitiven Formierungs- und Ausdifferenzierungsprozess ihrer Disziplin bei. So lässt sich nachvollziehen, wie diese Denker auf unterschiedliche Weise dazu beitragen, ihre Projekte in einem übergreifenden epistemischen Leitmotiv zusammenzuführen, das letztlich in diesen kognitiven Prozessen Ausdruck findet. Da, wie Weingart (2013: 46, 54) argumentiert, die Entwicklung der epistemischen Strukturen eines wissenschaftlichen Faches nicht nur von ihrem sozial-institutionellen Gegenpol abgekoppelt sein kann, sondern ihm auch üblicherweise vorausgeht, wird hier also zu einigen, doch wichtigen Anfängen der epistemischen Strukturen der Soziologie zurückgekehrt, um diese in ihrem inneren Aufbau zu verstehen. So soll es durch die Auseinandersetzung mit den *Erkenntniszielen* und *-formen* dieser klassischen Soziologen möglich werden, nicht nur den Ursprung der Beziehung zwischen Soziologie und ‚Mensch' aufzu-

spüren, sondern auch grundlegende intellektuellen Fundamente genauer zu erkennen, auf denen die soziologische Theorie dieser zentralen Autoren überhaupt basiert.

1. Soziologische Erkenntnisziele Marx', Durkheims und Webers

Im Zentrum der Analyse der *Erkenntnisziele* stehen jene Konzepte, die in der Logik der wissenschaftlichen Forschung typischerweise als Gegenstand oder Forschungsgegenstand einer Disziplin definiert werden. Diese erweisen sich als kognitiver Zweck einer wissenschaftlichen Fachrichtung. Daher lohnt es sich gleich zu fragen: Welche Form nimmt das Erkenntnisziel bzw. der Forschungsgegenstand in der kognitiven Entstehungszeit der Soziologie an? Was ist die Besonderheit der neuen soziologischen Perspektive dieser drei Forscher? Wie sieht diese aus? Beeinflusst insbesondere von der Philosophie der Aufklärung und dem Utilitarismus, die dem soziologischen Denken vorangehen und individualistische Verständnisformen anbieten, zeigt deren Soziologie eine neue epistemische Perspektive auf, die das bisherige gedankliche Schema umwälzt. Solcherart beschäftigt sich Soziologie vorzugsweise mit einem von ihr entworfenen Objektbereich, der – im Unterschied zu Figuren wie dem Individuum oder dem Menschen – seinen eigenen Status besitzt und in zwei Formen gefasst wird: das Soziale und die moderne Gesellschaft (vgl. Lindemann 2009; auch Chávez 1989) sowie mit der Idee der sozialen Wirklichkeit im Allgemeinen zusammengefasst werden kann.[6]

Karl Marx

In der materialistischen Auffassung der sozialen Wirklichkeit, die bei Marx zu finden ist, werden das Soziale und die moderne Gesellschaft eben als zentrale Forschungsgegenstände seiner soziologischen Analysen verstanden. Die Dimension des Sozialen wird durch den Begriff der *Arbeit* zusammengefasst und insofern als eine jeweils spezielle Art des „Zusammenwirkens mehrerer Individuen" verstanden, bei dem also „eine bestimmte Produktionsweise oder industrielle Stufe stets mit einer bestimmten Weise des Zusammenwirkens oder gesellschaftlichen Stufe vereinigt ist" (Marx/Engels 2017: 28–29). Das gesellschaftliche Sein ist, wie Karel Kosík es resümiert, „keine erstarrte oder dynamische Substanz, auch keine transzendente Entität, unabhängig von der gegenständlichen Praxis, sondern der Prozeß der Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit" (Kosík 1973: 193; siehe Marx 1971: 192 f.). Nicht umsonst liegt solch ein Verständnis der marxschen Gesellschaftsbetrachtung zugrunde, die die zweite Dimension seines soziologischen Forschungsgegenstands bildet.

6 Wie Chávez (1989) und Lindemann (2009) erläutern, entspricht die Unterscheidung zwischen dem Sozialen und der modernen Gesellschaft der Differenzierung zwischen Sozial- und Gesellschaftstheorie. Die Sozialtheorie rückt dabei das Soziale als den zentralen Gegenstand der Soziologie in den Fokus. Ziel ist es, die spezifischen Operationen zu bestimmen, die „die Soziologie als konstitutiv für eine Sozialwelt vorschlägt" (Chávez 1989: 7). Dadurch grenzt die Sozialtheorie das Soziale klar vom Nicht-Sozialen ab und erhebt einen universellen Geltungsanspruch (Chávez 1989; Lindemann 2009). Die Gesellschaftstheorie hingegen konzentriert sich auf die moderne Gesellschaft als historisch spezifisches Phänomen. Aufbauend auf den Ergebnissen der Sozialtheorie rekonstruiert sie die Besonderheiten der Moderne als konkreten historischen Prozess (Chávez 1989: 8) bzw. als „historische Großformation" (Lindemann 2009: 20).

Die „menschliche Gesellschaft“ oder die „vergesellschaftete Menschheit“ (Marx 1978: 7), wie Marx in den *Thesen über Feuerbach* schreibt, konstituiert im engeren Sinne das Objekt seines *neuen* Materialismus (neu im Unterschied zur Auffassung Feuerbachs). Dieses Objekt, im Großen und Ganzen als bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft konzipiert, wird seiner materialistischen Geschichtsbetrachtung entsprechend als „Produkt des wechselseitigen Handelns der Menschen“ begriffen und anhand des Basis-Überbau-Modells in zwei Ebenen gegliedert (Marx 1972b: 548 f.). Auf der einen Seite bezeichnet die *Basis* die Gesamtheit der vom „Willen“ der Menschen unabhängigen materiellen Verhältnisse zur „gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens“, „Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen“ und „die ökonomische Struktur der Gesellschaft“ formieren (Marx 1974a: 8). Auf der anderen Seite definiert Marx den *Überbau* als geistigen Effekt des materiellen Lebens, dem insofern verschiedene „gesellschaftliche Bewusstseinsformen“ – wie die Politik, die Moral, die Religion usw. (Marx 1974a: 8 f.) – „entsprechen“.

Insofern erweisen sich für Marx das Soziale und die moderne Gesellschaft als der gesamte Objektbereich einer soziologischen Theorie,[7] in der ‚der‘ Mensch zwar praktisch-politisch relevant ist – im Horizont u. a. der Entfremdungskritik – jedoch keinen epistemisch besonderen Platz mehr einnimmt. Im Gegensatz zu den von Marx (1974b: 615) als *Propheten des 18. Jahrhunderts* bezeichneten Autoren („auf deren Schultern Smith und Ricardo noch ganz stehen“), bei denen der Mensch für den Ausgangspunkt der Geschichte gehalten wird, wird dieser zugunsten der beiden erwähnten Dimensionen nun aus dem Mittelpunkt herausgerückt. Dabei bilden die Arbeit *zusammen* mit der kapitalistischen Gesellschaft die Erkenntnisziele der soziologischen Betrachtung von Marx.

Émile Durkheim

In Durkheims Theorie werden verschiedene Ideen klar herausgearbeitet, die zuvor nur vage angedeutet wurden. Ein zentrales Element, das zur Abgrenzung seines Forschungsgegenstandes beiträgt, ist seine Vorstellung von den Phänomenen *sui generis.* Insofern dementsprechend die soziale Wirklichkeit allgemein als eine Realität *sui generis* begriffen wird – d. h. als eine Realität, die eine eigene Synthese darstellt – ist Durkheim in der Lage, das Soziale und die moderne Gesellschaft als seine soziologischen Erkenntnisziele zu postulieren. Die Soziologie soll demnach die sozialen Erscheinungen untersuchen, die das spezifische Feld der Soziologie darstellen (Durkheim 1970: 107) und unter der Kategorie des *sozialen Tatbestands* oder des Begriffs der *Institution* (vgl. Durkheim 1970: 99–100) zusammengefasst werden. Daher definiert Durkheim (1970: 100) die Soziologie als die „Wissenschaft von den Insti-

7 In diesem Sinne versteht Marx im *Urtext* zu den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie* die soziale Wirklichkeit insgesamt als eine eigenständige, autonome Wirklichkeit – unabhängig von den Absichten derjenigen, die sie ermöglichen. Dies wird besonders deutlich in seiner Analyse des Geldes, das – nicht zufällig – zugleich als eine Metapher für sein gesamtes Bild des Kapitalismus gelesen werden kann: „Geld […] ist keine bloß vermittelnde Form des Warentauschs. Es ist […] ein gesellschaftliches Produkt, das sich durch die Beziehungen, worein die Individuen in der Zirkulation treten, *von selbst erzeugt.* Sobald Gold und Silber (oder jede andre Ware) als Wertmaß und Zirkulationsmittel (sei es als letztres in ihrer leiblichen Form oder durch Symbol ersetzt) sich entwickelt haben, werden sie Geld, *ohne Zutun und Wollen der Gesellschaft.* […] Es ist im Geld zuerst, und zwar in der abstraktesten, daher sinnlosesten, unbegreiflichsten Form […], worin die Verwandlung der wechselseitigen gesellschaftlichen Beziehungen in ein festes, überwältigendes, die Individuen subsumierendes *gesellschaftliches Verhältnis* erscheint“ (Marx [1858] [Anfang August und Mitte November 1858]; 1953: 928; Hervorhebung R.A.)

tutionen“ und erweitert den Begriff der *Institution* so, dass er alle sozialen Phänomene umfasst. Das bedeutet, dass er alle sozialen Tatbestände einbezieht, die, „sofern sie dem Einzelnen äußerlich sind“, auf das Individuum „sozialen Druck ausüben“, allgemein in der Gesellschaft vorkommen und ein „unabhängiges Eigenleben führen“ (Müller 2002: 154).

Die Analyse beschränkt sich jedoch nicht nur auf diesen Punkt: Die Dimension des Sozialen wird aus einer anderen Perspektive heraus als Fundament betrachtet. Die sozialen Tatbestände werden als Grundlage für das Entstehen und das Verständnis der (modernen) Gesellschaft erkannt. Aus diesem Grund führt Durkheim den Begriff des *Kollektivbewusstseins* ein und unterscheidet zwischen *archaischen Gesellschaften*, die von mechanischer Solidarität geprägt sind, und *modernen Gesellschaften*, die auf organischer Solidarität basieren (vgl. Durkheim 1996; 1970: 94). Die moderne Gesellschaft erweist sich somit auch als ein wesentlicher Bestandteil des soziologischen Forschungsgebiets. Auf dieser Grundlage definiert Durkheim die Soziologie nicht nur als Wissenschaft der Institutionen, sondern auch als Wissenschaft der [modernen] Gesellschaft (Durkheim 1981: 368). Sowohl das Soziale als auch die moderne Gesellschaft werden auf Basis dieser funktionalistischen Sichtweise analysiert.

Max Weber

Im Werk von Max Weber gerät die Dimension der Gesellschaft so stark in den Schatten, dass seine Soziologie sogar als „Soziologie ohne Gesellschaft“ beschrieben worden ist (vgl. Tyrell 1994). Zwar lässt sich bei Weber eine prägnante Analyse des allgemeinen Rationalisierungsprozesses erkennen, der die moderne Gesellschaft prägt, doch bleibt der Schwerpunkt seiner Soziologie eindeutig auf der Ebene des Sozialen, dessen Kern handlungstheoretisch verstanden wird: Der Gesellschaftsbegriff wird daher nicht als zentrale Kategorie behandelt, sondern tritt in den Hintergrund, um den Fokus auf soziales Handeln und dessen sinnhafte Orientierungen zu legen. Gleich zu Beginn seines Hauptwerks *Wirtschaft und Gesellschaft* legt Weber eben den Fokus seiner Soziologie fest: „Als Ausgangspunkt nimmt er das Konzept des ‚Sozialen Handelns‘“ (Käsler 1979: 152), das als ein komplexes Handeln verstanden wird, sofern es mehr als ein bloßes „menschliches Verhalten“ und auch mehr als ein bloßes sinnhaftes Handeln an sich ist (Weber 1922: 1). Das *soziale Handeln* setzt beides voraus und bedeutet außerdem, dass sich der Handelnde bewusst oder unbewusst *am Verhalten anderer* orientiert. „Nicht jede Art von Berührung von Menschen ist sozialen Charakters, sondern nur *ein sinnhaft am Verhalten des andern orientiertes eignes Verhalten*“, so Weber (1922: 11; Hervorhebung R.A.).

Zwar hat die Soziologie nicht nur mit sozialem Handeln zu tun. Die Wichtigkeit des Szenarios der Handlungs*koordination* macht dies deutlich. Das soziale Handeln aber bildet auf unverwechselbare Weise „ihren zentralen Tatbestand“ (Weber 1922: 12) und fungiert als das Fundament aller anderen Elemente. Vor diesem Hintergrund wird auch Webers Definition der Soziologie verständlicher: Sie wird als eine Wissenschaft begriffen, „welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1922: 1). Diese Definition betont neben der szientifischen Erklärung gleichberechtigt den verstehenden Charakter der Soziologie, deren Ziel es ist, die Sinnzusammenhänge des sozialen Handelns bzw. die sinnhaften Handlungen der beteiligten Individuen zu *verstehen.* Obwohl Weber – wie später noch gezeigt wird – eine tendenziell indi-

vidualistische Soziologie entwickelt, bedeutet dies jedoch keineswegs, dass die soziale Wirklichkeit als Hauptgegenstand an Bedeutung verliert oder dass sie mit dem Individuum bzw. dem Menschen gleichgesetzt wird.

2. Soziologische Erkenntnisformen Marx', Durkheims und Webers

Der Begriff *Erkenntnisformen* verweist auf die epistemische Dimension einer wissenschaftlichen Denkweise, die sich durch den Grad „of consensus and clarity of formulation, criteria of problem relevance, definition and acceptability of solutions as well as the appropiate techniques used and instrumentation" (Whitley 1974: 72) auszeichnet. In der Soziologie sind dabei insbesondere der theoretische Zugang und die Einbindung empirischer Beobachtungen hervorzuheben. Der theoretische Zugang bezieht sich einerseits auf die unterschiedlichen Wege, die in der soziologischen Forschung eingeschlagen werden, um die Erkenntnisziele – das Soziale und die moderne Gesellschaft – zu erfassen. Es stellt sich dabei die Frage, ob die theoretischen Erklärungen auf einem vorherigen Verständnis des Individuums basieren oder ob sie direkt auf die Beschreibung des Gesellschaftlichen abzielen. Unabhängig von der gewählten Methode gilt andererseits ein zentrales Prinzip: Die Theoriebildung, einschließlich heuristischer Modelle und Idealtypen, muss stets einer empirischen Überprüfung unterzogen werden. Daher lohnt es sich zu fragen: Welche Gestalt nimmt diese zweidimensionale Erkenntnisform in der ‚Heiligen Dreifaltigkeit der Soziologie' an? Im Unterschied zu den vorherigen philosophischen Schemata ist schon in der soziologischen Entstehungszeit die Neigung festzustellen, theoretische Erklärungen ausgehend von einer direkten Analyse der sozialen Realität mitsamt ihrer empirischen Überprüfung zu entwickeln, was im Folgenden veranschaulicht werden soll.

Karl Marx

Bereits in der soziologischen Theorie Marx', deren Erkenntnisziele sich in der Analyse der *Arbeit* und der *kapitalistischen Gesellschaft* niederschlagen, zeigt sich diese spezifische Erkenntnisform. Im Gegensatz zu den meisten Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Analysen auf vorherigen Betrachtungen der menschlichen Natur beruhen, versucht Marx das Soziale und die moderne Gesellschaft aufgrund ihrer eigenen Dynamik zu erklären. In diesem Erklärungsmuster spielen ‚der' Mensch bzw. das Individuum keine besondere Rolle. Da die Arbeit oder allgemein der Kapitalismus auf *Naturgesetzen der Produktion* beruhen, die „sich unabhängig vom Denken und Wollen der Menschen durchsetzen" würden (Ulrich 2002: 53), basiert die marxsche Analyse nicht auf subjektiven, psychologischen oder physiologischen Motiven, sondern für sie sind die objektiven, die ökonomisch-soziologischen Faktoren der Produktionsweise bestimmend (vgl. Dahrendorf/Henning 2012: 76; Fromm 1988: 24). Demgemäß sei nicht ‚vom Menschen' auszugehen, um die soziale Wirklichkeit zu verstehen, sondern von der Analyse der sozialen Dynamik, deren empirisches Studium die Kritik der „politische[n] Ökonomie" als Untersuchung der „Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft" (Marx 1974a: 8) leiste.

Es lässt sich daher nachvollziehen, warum – wenngleich Marx selbst streng genommen nie über einen *historischen Materialismus* spricht, sondern von „seiner eigenen ‚dialektischen Methode' […] und von ihrer ‚materialistischen Basis', womit er einfach die grundlegenden Bedingungen der menschlichen Existenz meinte" (Fromm 1988: 22) – sein Ansatz häufig so bezeichnet wird: „Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, *was* sie produziren, als auch damit, *wie* sie produziren", schreiben Marx und Engels schon zwischen 1845 und 1847 in der *Deutschen Ideologie* (Marx/Engels 2017: 11; vgl. Fromm 1988: 23). Diese Betrachtungsweise bringt bereits eine empirisch orientierte wissenschaftliche Methode zum Ausdruck (vgl. Korsch 1967: 203 f.), die alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses auf die analysierte (und kritisierte) politische Ökonomie zurückführt. Zur „Forschungsweise" seiner „dialektischen Methode" gehöre es, laut Marx im *Kapital*, sich „den Stoff" „im Detail anzueignen", um die „verschiednen Entwicklungsformen" des Beobachteten „zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren" (Marx 1971: 27). Marx hat eben dadurch die „allgemeinen und unbestimmten Formen des geschichtlichen und theoretischen Studiums der Gesellschaft zu einer materialistischen Erforschung ihrer ökonomischen Grundlagen verdichtet" (so Korsch 1967: 118). Und es ist diese Beschäftigung mit dem realen, materiellen Leben, die den Kern seiner positiven Wissenschaft und seine Distanz zur philosophischen Tradition prägt: „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein", sagen Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie* (Marx/Engels 2017: 136). Theoretischer Zugang und empirische Orientierung vereinen sich schon hier und auch später im *Kapital* von 1867 in seiner „dialektischen Methode" mit seiner ökonomisch-politischen Betrachtung, die der neu entstehenden soziologischen Tendenz in Bezug auf ihre Erkenntnisform nahesteht.

Émile Durkheim

Im Gegensatz zu philosophischen Ansätzen, die das Individuum oder die menschliche Natur zum Ausgangspunkt nehmen, um die soziale Wirklichkeit im Allgemeinen zu erklären, fordert Durkheim die Soziologie auf, eine Methode zu entwickeln, die das Soziale und die moderne Gesellschaft in ihrer eigenen Beschaffenheit untersucht. Durkheim (1970: 193) weist deutlich darauf hin: „*Die bestimmende Ursache eines soziologischen Tatbestands muß in den sozialen Phänomenen, die ihm zeitlich vorangehen, und nicht in den Zuständen des individuellen Bewußtseins gesucht werden*". Die Umsetzung dieses Grundsatzes, d.i. *Soziales durch Soziales zu erklären*, lässt sich schon in seinem Werk erkennen: Anstatt sich mit der Natur des Menschen zu befassen, um die Formen von Solidarität zu erklären, beschäftigt sich Durkheim mit dem Recht als Ausdruck des Kerns dieses Phänomens (Durkheim 1996: 114–115). Statt die psychischen Zustände des Einzelnen zu betrachten, um den Selbstmord zu erklären, analysiert er das soziale Umfeld und stellt dabei die Frage nach dem „Grad des Zusammenhalts bei den sozialen Gruppen" (Endreß 2012: 32). Um das Phänomen der Religion zu erläutern, geht Durkheim nicht auf die Bedürfnisse des Einzelnen ein, sondern untersucht die „Infrastruktur" der Religion, wodurch er zeigt, dass hinter diesem Phänomen nichts anderes als die Gesellschaft stehen würde (Jonas 1981: 55).

Auf diese Weise „trennt Durkheim […] die Kollektiv-Phänomena von den individuellen [und anthropologischen; R.A.] Erscheinungen" (Jonas 1981: 38), um sich auf Erstere zu

konzentrieren. Dabei begreift Durkheim seine Soziologie – im Einklang mit der damaligen Zeit – naturalistisch, wenn auch nicht im Sinne „einer Doktrin über das Wesen der sozialen Dinge“: Dies bedeutet vielmehr, „daß sie die sozialen Phänomene als einer natürlichen Erklärung zugänglich betrachtet […] [und] daß der Soziologe wissenschaftlich arbeitet und kein Mystiker ist“ (Durkheim 1970: 218). Die empirische Dimension spielt demnach eine zentrale Rolle. Da das Soziale und die moderne Gesellschaft keine bloßen Hypothesen, sondern eine Realität sind, müssen sie gemäß Durkheim „in ihrer Wirksamkeit durch empirische Forschung nachgewiesen werden“ (Jonas 1981: 38). Indem seine Soziologie auf apriorische Zentralaussagen verzichtet (Luhmann 1996: 31) und in enge Berührung mit den Tatsachen tritt (Durkheim 1970: 89) – wobei ihm die Statistik als wichtiges Forschungsinstrument dient (siehe Durkheim 1970: 110) – gewinnt Durkheim sozusagen ‚festen Halt‘ für seine fachlich eigenständige soziologische Untersuchung. Mittels der empirischen Verankerung sichert er zugleich die Wissenschaftlichkeit seines Vorgehens.

Max Weber

Obwohl Max Webers Soziologie das soziale Handeln in den Mittelpunkt stellt und somit einen ‚individualistischen Ansatz‘ nahelegt, bedeutet dies nicht, dass die soziale Wirklichkeit durch ‚den‘ Menschen an sich selbst erklärt wird. Da er das Soziale auf handlungstheoretische Weise erfassen möchte, bietet nicht ‚der‘ Mensch bzw. das Individuum seinen theoretischen Zugang, sondern vielmehr die *Handlungsorientierungen* der beteiligten Akteure aneinander. Diese Perspektive hat grundsätzlich nichts mit physiologischen, psychologischen oder allgemein anthropologischen Eigenschaften zu tun. Alle Vorgänge, die um ‚den‘ Menschen ohne eine „subjektive ‚Sinnbezogenheit‘“ herum angesiedelt sind – wie u. a. „der Ablauf der Geburts- und Sterbeziffern, der Ausleseprozess der anthropologischen Typen“ oder „die nackt psychischen Tatbestände“ – wird außer Acht gelassen bzw. ist lediglich „in ihrer Rolle als ‚Bedingungen‘ und ‚Folgen‘, an denen sinnhaftes Handeln orientiert wird“, relevant (Weber 1988c: 431). Das Soziale wird demnach also – um den Grundsatz Durkheims zu gebrauchen – wiederum durch das Soziale erklärt. Der für unsere Argumentation hier wichtige Punkt ist eben, dass die soziale Realität *handlungstheoretisch* verstanden wird, sodass die *Handlungen der Menschen* – mittels der Bildung von Idealtypen als begriffliche Mittel für die weitere empirische Forschung – in Betracht gezogen werden.[8]

Für Weber stellt die begriffliche Entwicklung von Idealtypen den bevorzugten methodologischen Ansatz seiner Soziologie dar. Die Idealtypen ermöglichen es, soziokulturelle Phänomene zu untersuchen und allgemeine Regeln des Geschehens zu identifizieren (Weber 1922: 9). Die Idealtypen, die daher generell als „ein heuristisches Mittel zur Anleitung empirischer Forschung“ (Käsler 1979: 182) dienen, werden für einen Versuch „auf Grund des

8 Über seine ‚individualistische‘ Orientierung hinaus lohnt es sich hierbei – um es nochmals mit Durkheim zu sagen – den *sui generis* Charakter von Webers Soziologie hervorzuheben, was nicht zuletzt auch Wolfgang Schluchter (1998; 2009) herausstellt. „Daß Weber mit Handeln und sozialem Handeln beginnt, heißt nicht, er huldige einem atomistischen, monologischen Ansatz, der die ‚Zwecktätigkeit eines einsamen Handlungssubjekts‘ in den Mittelpunt stellt“, so Schluchter (2009: 266). Vielmehr geht es hier – wie auch bei der Idee der *sozialen Beziehung* sowie der *legitimen Ordnung* oder des *Verbands* – um „eine neue Ebene mit emergenten Eigenschaften“ (Schluchter 1998: 356–357). Die Bildung der Idealtypen unterstreicht sogar diese Situation, da sich die *Handlungsorientierungen* sowie die *sozialen Handlungen* selbst quasi von denjenigen lösen würden, die sie in Gang bringen, sodass ihre Typologisierung überhaupt möglich wird – es ist nichts anders als die soziale Wirklichkeit, die sich dort durchsetzt.

jeweiligen Standes unseres Wissens [gehalten; R.A.] […], Ordnung in das Chaos derjenigen Tatsachen zu bringen, welche wir in den Kreis unseres *Interesses* jeweils einbezogen haben", so Weber (1988b: 207). Diese werden dementsprechend als Instrument konzipiert, dessen Ziel allein die Erkenntnis ist, d. h. das Verstehen und Erklären (Käsler 1979: 179, 183) des Sozialen bzw. „konkreter Kulturerscheinungen in ihrem Zusammenhang, ihrer ursächlichen Bedingtheit und ihrer *Bedeutung*" (Weber 1988b: 193). Es ist nicht zuletzt diese Herangehensweise, die mit der empirischen Realität bzw. mit den Tatsachen konfrontiert ist, die seiner Soziologie die Zuschreibung ‚wissenschaftlich' gewähren soll.

3. Die Verdrängung ‚des Menschen' durch die soziologischen Perspektiven Marx', Durkheims und Webers

Die Auseinandersetzung mit den beiden Dimensionen der kognitiven Entstehungszeit der Soziologie, die sich erstmals bei den Autoren der sogenannten ‚Heiligen Dreifaltigkeit der Soziologie' zeigen, erlaubt es hier, die epistemischen Pfeiler zu thematisieren, auf denen diese sukzessiv entstehende Denkweise ihre wissenschaftliche Perspektive ansiedelt. *Erkennbar wird, wie von der Mitte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ein Forschungsgegenstand wie auch eine eigene Erklärungsform soziologischer Reflexion und Forschung entwickelt wird.* Der beschriebene kognitive Institutionalisierungsprozess umfasst den Kern des spezifisch soziologischen Denkens, der nicht nur Hinweise auf das *richtige* Vorgehen innerhalb der Disziplin gibt, sondern auch aufzeigt, was *außerhalb* der eigenen Grenzen bleiben soll. Dies betrifft insbesondere die Unterscheidungs- und Abgrenzungsprozesse, die für die Entstehung eines wissenschaftlichen Denkschemas von Bedeutung sind. Wenn das Soziale und die moderne Gesellschaft als Erkenntnisziele sowie die direkte empirische Untersuchung dieser sozialen Wirklichkeit als Erkenntnisform dieser frühen Soziologie definiert werden, werden konsequenterweise unzählige andere Figuren beiseitegeschoben, von denen her sich ausführlicher weiterhin auf ‚den' Menschen weiter bezogen werden soll. Durch die Analyse des kognitiven Institutionalisierungsprozesses der Soziologie, der die epistemischen Grundlagen dieses Faches legt, zeigt sich eine Haltung, die als *Verdrängung ‚des' Menschen* verstanden werden kann, welche sowohl auf der Ebene der Erkenntnisziele als auch der Erkenntnisformen zum Ausdruck kommt.

Die Verdrängung ‚des Menschen' aus soziologischen Erkenntniszielen

Mittels der Analyse der Erkenntnisziele wird schnell klar, dass es im Großen und Ganzen immer die soziale Wirklichkeit ist, die sich als das Hauptanliegen dieser angehenden Denkweise erweist, wobei der Mensch ‚als solcher' beiseitegelassen werden soll (Tenbruck 1984: 230). Ungeachtet der Art und Weise, wie das Soziale oder die moderne Gesellschaft begriffen werden, rückt ‚der Mensch' durch solche konzeptuellen Entwicklungen oder Verschiebungen der Untersuchungsperspektive zugunsten der Analysen von historischen und sozialen Voraussetzungen seines Handelns an den Rand der Betrachtung. Ob das Soziale die Form der *Arbeit* (Marx), der *sozialen Tatbestände* (Durkheim) oder des *sozialen Handelns* (Weber) und/oder ob andererseits die moderne Gesellschaft die Form des *Kapitalismus'* (Marx), der *or-*

ganischen Solidarität (Durkheim) oder eines *Rationalisierungsprozesses* (Weber) annimmt, ist in dieser Hinsicht gleich, solange diese allgemein verstandene soziale Wirklichkeit in deutlicher „Abgrenzung" (Bertschi 2010: 71) zur bisherigen philosophischen Sphäre ‚des Menschen' entworfen wird. Der Mensch der alteuropäischen Philosophie bleibt außerhalb des sozialen Raumes, dessen vorrangige Beschreibung und Erklärung sich als die kognitive Hauptaufgabe der entstehenden Soziologie erweist. Mit dem Anbruch solchen Denkens soll ‚der Mensch als solcher' aus dem Fokus der Erkenntnis rücken, die sich ihrerseits auf den Anspruch konzentriert, die Bedingungen des sozialen Lebens zu erklären. Anstatt, wie es bisherige Denkweisen tun, ‚den Menschen als solchen' zu erforschen, streben also diese drei frühen soziologischen Klassiker danach, die gesellschaftliche Realität, die einen eigenen Status aufweist, wissenschaftlich zu erfassen.

Die Verdrängung ‚des Menschen' aus soziologischen Erkenntnisformen

Auch auf methodologischer Ebene ist die Verdrängung ‚des Menschen' deutlich erkennbar. Die genannten drei Klassiker der Soziologie wollen alle auf ihre eigene Weise einerseits das Soziale bzw. die moderne Gesellschaft in ihrer Eigenart erklären – was sie andererseits zu empirischen Beobachtungen und zur Erarbeitung von empirischen Methoden zwingt. Auf der Seite des theoretischen Zugangs ist jenes Verständnis hervorzuheben, das zwar bei allen drei Klassikern zu sehen ist, sich jedoch letztendlich in der Vorstellung Durkheims, *Soziales durch Soziales zu erklären*, explizit zeigt (s. König 1970: 21). Erforscht die Soziologie generell die soziale Wirklichkeit, muss diese immer durch soziale Argumente erklärt werden. Die soziologische Analyse beruht nicht auf psychologischen, physiologischen oder allgemeinen anthropologischen Merkmalen. Sie geht stattdessen von der Beschreibung und vor allem der Analyse der ökonomischen Struktur der Gesellschaft (Marx), von der Klassifizierung des Rechts, des sozialen Milieus und der Grundvorstellungen und rituellen Handlungen (Durkheim) oder von der an das Verständnis der Handlungsorientierungen der Akteure aneinander anschließenden Konstruktion von Idealtypen aus, die die Hypothesenbildung zwecks empirischer Erforschung erleichtern, womit Erklären und Verstehen verschränkt werden (Weber). Daher gewinnt auch die Verbindung der Soziologie mit den Tatsachen enorm an Relevanz. Abgesehen von den unterschiedlichen Methoden streben diese Klassiker alle nach einer wissenschaftlichen Annäherung an die Empirie, die von ihrer jeweiligen Theoriebildung unterstützt werden soll. Dabei werden die „Zentralaussagen [..] nicht apriorisiert", sondern „im Bereich von Variablen" „eingebaut", die „empirisch co-variieren. Ein solches Arrangement ist ein wichtiger Zug auf dem Wege zur Eigenständigkeit der [..] Soziologie", so Niklas Luhmann dazu (1996: 31).

Die Verdrängung ‚des Menschen' aus der klassischen Soziologie von Marx, Durkheim und Weber

Aus dieser Perspektive lässt sich eine umfassende theoretische Bewegung erkennen, die in der frühen Entwicklungsphase der Soziologie in kognitiver Perspektive erscheint: Die *epistemisch* sowohl auf der Ebene der Erkenntnisziele als auch der Erkenntnisformen zu findende *Verdrängung ‚des Menschen'* bildet die prinzipielle Haltung, die diese frühen Soziologen

‚zum Menschen' einnehmen. Dadurch, dass sich deren Soziologie lediglich – auf eine theoretische und empirische Weise – mit dem Sozialen und mit der modernen Gesellschaft beschäftigt, haben Gegenstände wie ‚der Mensch' überhaupt keinen Platz in ihr. Mit dem generellen ‚Auftauchen' der sozialen Realität soll der Mensch insofern gewissermaßen ‚untertauchen', um langsam aber sicher unsichtbar zu werden. Die berühmte These Michel Foucaults (1971: 462), dass „der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand", mit der er 1966 seine „Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften", abschließt, lässt sich damit bereits bei diesen Klassikern finden. Es brauchte nicht etwa auf die Sprachphilosophie oder aber die Systemtheorie gewartet zu werden, damit der Mensch bzw. das Subjekt *verschwindet* oder als *tot* gilt (s. Bürger 1998; Luhmann 2012). Die damalige Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit zeigt, dass der Mensch „schon früher für ‚tot' erklärt oder zumindest an den Rand gedrängt wurde" (Bertschi 2010: 71).

Sobald die Soziologie beginnt, ihre eigene Fragestellung in Bezug auf die Begriffe des Sozialen und der modernen Gesellschaft zu entwickeln, wird also ‚der' Mensch aus ihrem Blickfeld gerückt – wenn nicht sogar abgeschafft (Tenbruck 1984). Die Notwendigkeit, im Rahmen des kognitiven Institutionalisierungsprozesses einer Wissenschaft neue theoretische Konzepte zu etablieren (vgl. Abrams 1981: 85), führte im Fall der Soziologie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dazu, eine starke Semantik des Gesellschaftlichen zum Nachteil der altphilosophisch überlieferten Semantik ‚des' Menschen durchzusetzen. Die Verdrängung ‚des' Menschen drückt in jeder ihrer Formen – sei es u. a. als *Verschwinden*, als *Todeserklärung* oder eben als *Abschaffung* – letztendlich jene wissenschaftliche Einstellung aus, die von Anfang an im soziologischen Denken zu beobachten ist. Indem ‚der' Mensch zuerst aus den Erkenntniszielen und dann aus den Erkenntnisformen der Soziologie verdrängt wird, erweist sich stattdessen die soziale Sphäre als allmächtig. ‚Der' Mensch, der jahrhundertelang einen Hauptgegenstand des Denkens dargestellt hat, stürzt nun gleichsam vom Sockel bzw. wird in einer weiteren ‚kopernikanischen Wende' vom Sockel gestürzt.

4. Die Morgendämmerung einer Wissenschaft durch die Verdrängung ‚des Menschen'

Um die Gründe für die epistemische Verdrängung des Menschen zu verstehen, ist es erforderlich, den bisherigen Analysebereich auszudehnen. Eine alleinige epistemische Betrachtung der Entstehungszeit der Soziologie reicht nicht aus, um die mächtige Tendenz zur Verdrängung ‚des' Menschen aus der Soziologie vollständig zu erklären. Es bestehen auch weitere Gründe für diesen epistemischen Ausschluss ‚des' Menschen. Um diese zu beleuchten, ist es sinnvoll, sich mit der Idee der *sozialen Institutionalisierung* der Wissenschaft auseinanderzusetzen, wie sie Whitley (1974) versteht. Dabei werden insbesondere die sozialen bzw. *disziplinären* Elemente betont, die die kognitive Struktur eines Fachs materiell abgrenzen – wie etwa die Einrichtung von Lehrstühlen, Curricula, Fachzeitschriften und so weiter (Whitley 1974: 75) – und zur allgemeinen Anerkennung seiner wissenschaftlichen Eigenständigkeit beitragen. Ein isoliertes Verständnis des *Kognitiven* oder des *Sozialen* greift zwar zu kurz, da beide eng miteinander verbunden sind, doch erlaubt die Fokussierung auf die

soziale Dimension die Einbeziehung solcher *disziplinären* Faktoren, die für die anfangs noch kaum erkennbare organisatorische Struktur der Soziologie eine entscheidende Rolle spielen.

Über eine innere Beziehung

Auf der Basis dieser Interpretation ist zunächst eine theoretisch-historische Bemerkung wichtig: Um vom Sockel zu stürzen oder gestürzt zu werden, muss etwas vorher jene privilegierte Position aufweisen. Damit also der Mensch *verschwindet*, *für tot erklärt*, *abgeschafft* oder, wie hier vorgeschlagen, *verdrängt* wird, muss zuerst sein vorheriges *Dasein* gegeben sein. Der Mensch muss also zuvor *erschienen* sein, *für lebendig erklärt*, *instituiert* oder *einbezogen* werden. Historisch-*disziplinär* gesehen kann die Verdrängung des Menschen notwendigerweise unter der Bedingung stattfinden, dass ‚der' Mensch, da die klassische Soziologie keine explizite disziplinäre Verwandtschaftslinie im alten Kanon der Wissenschaften besitzt, bereits in einer anderen, der Soziologie vorausgehenden, Denktradition zentral ist. Der Mensch muss den Kern einer anderen zuvor existierenden Disziplin bilden, mit der diese neue Wissenschaft *etwas* teilt. Das wird von den hier behandelten Klassikern selbstverständlich nicht verkannt, da diese Problematik die Soziologie mit einer ihrer theoretischen Wurzeln verknüpft. *Die Verdrängung des Menschen* kann letztlich nur deshalb einen Sinn haben, weil er zuvor in einer anderen Disziplin, die ihre Wurzeln mit der Soziologie teilt, intensiv thematisiert wurde – nämlich in der *philosophischen Tradition.*

Schon Marx hat die enge Verbindung zwischen „dem Menschen" und der Philosophie erkannt. So werden in der Philosophie laut Marx und Engels Ideen wie die von Gesellschaft oder Staat „aus dem Begriff *des* Menschen" bzw. aus „dem menschlichen Wesen, der Natur des Menschen" (2017: 236) „abgeleitet". „Dies hat die spekulative Philosophie getan" (ebd.: 64). Dieser Ansatz, der sich nach Marx insbesondere bei Hegel findet, ist jedoch auch in anderen philosophischen Strömungen präsent. Auch für die Anhänger jener philosophischen Tradition, die sich beispielsweise ausgehend vom Begriff des Naturrechts beobachten lässt, ist laut Durkheim „das soziale Leben" nur in dem Maße nachvollziehbar resp. „natürlich, als es aus der individuellen Natur deduziert werden kann" (1970: 203). Dabei ist in der von Durkheim an dieser Stelle kritisierten Perspektive die zutreffendste Erklärung des sozialen Lebens jene, die erklärt, „wie es aus der menschlichen Natur im allgemeinen hervorgeht, sei es, daß man es aus derselben […] deduziert, sei es, daß man es nach erfolgter Beobachtung mit dieser Natur in Verbindung bringt" (ebd.: 183). All diese philosophischen Konstrukte basieren alles im allem, wie Weber ebenso bemerkt, auf metaphysischen bzw. „anthropozentrischen" Interpretationen, die mit „grandiosesten Farben" erscheinen (Weber 1988a: 51; s. auch Jonas 1981: 190 f.).

So beginnt sich die Situation allmählich zu klären: Ob als *Erkenntnisziel* oder als *Erkenntnisform* – dem Menschen wird in der Philosophie nach Ansicht dieser frühen Klassiker der Soziologie eine zentrale epistemische Rolle zugeschrieben. Doch damit nicht genug. Mit der sich langsam vollziehenden sozialen Institutionalisierung der Soziologie wird diese Diagnose noch deutlicher: Die Frage nach ‚dem' Menschen stellt für diese Klassiker der Soziologie stets eine philosophische Fragestellung bzw. ein philosophisches Problem dar, dem – wie Leopold von Wiese (1933: 134 f.) betont – „der Tiefsinn der Spekulation nahezukommen sucht". So alt die Beschäftigung der Philosophie mit ‚dem Menschen' ist, so tief erscheint die Identität beider. Letzteres veranschaulicht nicht nur den zentralen Status ‚des

Menschen‘ innerhalb des philosophischen Denkens, wie die frühen Soziologen Marx, Durkheim und Weber es verstehen (und sich – wie gezeigt – davon abgrenzen), sondern gibt auch entscheidende Hinweise in Bezug auf die *disziplinären* Gründe der Verdrängung ‚des Menschen‘ aus deren Soziologie.

‚Der Mensch‘ im Tausch gegen die Wissenschaftlichkeit

Die Problematik wird aus wiederum dieser (fach)sozialen Perspektive nun deutlicher: Da sich die Philosophie seit jeher so intensiv mit ‚dem‘ Menschen auseinandersetzt, dass die Frage nach ‚dem‘ Menschen gewissermaßen von ihr unablösbar ist, wäre es für die sich gerade erst formierende Soziologie problematisch, ihn als zentrales Element in ihren epistemischen Diskurs aufzunehmen. Vor allem, da sie sich damals nicht nur in einem kognitiven, sondern auch in einem – wenngleich erst beginnenden – sozialen Institutionalisierungsprozess befindet. Die Semantik der Wissenschaftlichkeit bzw. der Kampf um wissenschaftliche Anerkennung – die von den meisten akademischen Nachbardisziplinen angezweifelt wird (Stölting 2006: 12) – nimmt Schritt für Schritt einen stetig größer werdenden Platz im Kern der Soziologie ein. Und dieser Umstand öffnet auch die Tür für eine *disziplinäre* Erklärung der Verdrängung ‚des Menschen‘ aus der klassischen Soziologie von Marx, Durkheim und Weber. Der wahrnehmbare Widerwille gegen ‚den Menschen‘ kommt also nicht von ungefähr. Er findet im Gegensatz sein Korrelat in einem fast ursprünglichen Abkehrversuch von allem, was philosophisch bzw. metaphysisch erscheint.

Im Werk von Marx wird die materialistische Auffassung der sozialen Wirklichkeit, also das *Wissenschaftliche*, als die „wichtigste Folge der Zertrümmerung der bürgerlichen Entwicklungs-Metaphysik“ dargestellt (Korsch 1967: 31) – einer Metaphysik, die ihrerseits für das *Philosophische* und dementsprechend *Unwissenschaftliche* steht. Marx’ Materialismus, der den Menschen „eskamotiert“ (Ulrich 2002: 53), basiert auf einer tiefgreifenden Kritik der Hegelschen Philosophie und ist im Studium der politischen Ökonomie verwurzelt. Dieser Materialismus bricht mit spekulativen Denkansätzen und entwickelt sich schließlich zu einer empirisch-wissenschaftlichen dialektischen Methode. Auch Durkheim spiegelt dieses starke Streben nach Wissenschaftlichkeit wider, indem er anerkennt, dass die Soziologie zwar „aus den großen philosophischen Lehren entstanden ist“, aber nicht zwangsläufig als Teil dieser fortbestehen muss (Durkheim 1970: 218, 89). Sofern die Soziologie ‚den‘ Menschen beiseiteschiebt und in enge Berührung mit den Tatsachen tritt, haben metaphysische Hypothesen – wie in der utilitaristischen Sozialtheorie (s. Luhmann 1996: 22) – keinen Platz innerhalb ihrer Theorien (Durkheim 1970: 218); diese werden aus ihrem theoretischen Rahmen verbannt.

Auch Weber ist eingebettet in einen solchen Kampf um wissenschaftliche Anerkennung, dessen Projekt sich eben „gegen eine solche Verwechslung von geschichts- und sozialphilosophischen Spekulationen mit einzelwissenschaftlichen Fragestellungen“ erhebt (Lichtblau 2001: 21). Von einer komplexen Begriffsbildung (Idealtypen) ausgehend, die „die Grundlage der empirischen im Gegensatz zu einer spekulativen Interpretation“ (Jonas 1981: 184) schafft, entfernt sich Weber von den metaphysischen Beobachtungen, die sich auf „überempirische Voraussetzungen [wie z. B. den Begriff ‚des‘ Menschen; R.A.]“ beziehen (Jonas 1981: 183). Insoweit sich seine verstehende Soziologie, die stets als *Wirklichkeitswissenschaft* zu begreifen sei, mit dem sozialen Handeln beschäftige, könne sie sich nämlich von jenen „Di-

lettanten-Leistungen geistreicher Philosophen“ abgrenzen „um *endlich* 'Soziologie' streng sachlich-wissenschaftlich zu behandeln“.[9] Das zentrale Leitmotiv der sogenannten ‚Heiligen Dreifaltigkeit der Soziologie‘ ist eines, nämlich: *das Eintreten ins Reich der Wissenschaften.*

5. Schluss

Im Rahmen ihrer Abgrenzung zur allgemeinen Philosophie des 19. Jahrhunderts (Käsler 2002a: 34–35) strebt die sogenannte ‚Heilige Dreifaltigkeit der Soziologie‘ nach wissenschaftlicher Anerkennung, was jedoch erst durch den Bedeutungsverlust des hypostasierten Bewusstseins bzw. ‚des Menschen‘ als des wichtigsten „Existenzmediums“ jener Philosophie erreicht werden soll: „Die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium“, so Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie* (2017: 136). Insofern ist es möglich, die Verdrängung ‚des‘ Menschen aus der klassischen Soziologie von Marx, Durkheim und Weber, außer in einer rein inneren *epistemischen* Interpretation, *disziplinär* als *ein Instrument der Differenzierung oder der Abgrenzung der Soziologie von der Philosophie* zu verstehen. Der Streit dieser frühen Soziologen mit dem ‚anthropozentrischen Postulat‘ erklärt sich dadurch als eine Art ‚antiphilosophischen‘ Gestus‘ (s. auch Spaemann 1990: 62 ff.), der auf Wissenschaftlichkeit pocht. Indem diese soziologischen Klassiker ‚den philosophischen Menschen‘ aus ihren Theorien verdrängen und als Wissenschaftler danach trachten, theoriegeleitet die soziale Wirklichkeit zu erforschen, vermögen sie es außerdem, sich vom deutschen – insbesondere dem Hegelschen – Idealismus (Marx), von der utilitaristischen Sozialtheorie (Durkheim) bzw. von den ‚Leistungen der geistreichen Philosophen‘ (Weber) zu distanzieren, um dadurch Wissenschaft im strengen Sinn zu betreiben bzw. als wissenschaftlich anerkannt zu werden.

Der Weg zur akzeptierten Wissenschaftlichkeit für eine immer noch ihres akademischen Status’ unsichere Disziplin, die jeden Fortschritt hart erkämpfen muss, führte nur über schwere Verluste. Um ins Reich der Wissenschaften zu gelangen, muss also, wie der klassische Soziologe Ludwig Gumplowicz 1891 hierzu bemerkt, „ein Opfer gebracht werden, welches zu bringen bisher jede andere Wissenschaft sich hartnäckig sträubt. […] *Auf dem Altar ihrer Erkenntnis opfert die Soziologie – den Menschen!* […]. [E]*r sinkt in der Soziologie zu einer bedeutungslosen Null herab*“ (Gumplowicz 1928: 192; Hervorhebung R.A.). Soweit die Philosophie, insbesondere die Geschichtsphilosophie, sich mit ‚dem‘ Menschen auseinandersetzt, wird dieser als Blockade für den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Erkenntnis betrachtet, da er die freie Entfaltung wissenschaftlicher Bestrebungen behindere (s. Durkheim 1970: 101). Daher soll er letztlich aus dem wissenschaftlichen Fokus verbannt werden. Der Ansatz, ‚den Menschen‘ aus dem soziologischen Erkenntnisbereich zu verdrängen, hängt folglich – *disziplinär* betrachtet – mit der wissenschaftlichen Ausdifferenzierung zusammen, wobei die Soziologien Marx‘, Durkheims und Webers von Anfang an fern von philosophischen Spekulationen bleiben wollen.

Die Problematisierung der Haltung, die diese klassischen Soziologen zum ‚Menschen‘ einnehmen, gewinnt nunmehr an Form und Klarheit. Indem ‚der‘ Mensch verdrängt wird, kann sich die Soziologie Marx’, Durkheims und Webers von ihrer philosophischen Herkunft

9 Weber 8. 11. 1919, zit. nach Mommsen/Schluchter/Morgenbrod 1992: 21 f.; Lichtblau 2001: 25.

entlasten, um endgültig in die Sphäre der sozialen Tatsachen einzutreten und so ihren modernen wissenschaftlichen Geist unter Beweis zu stellen. Es geht hierbei um einen radikalen Schutz vor der ‚Unwissenschaftlichkeit' der – der Frage nach ‚dem' Menschen immanenten – Philosophie. Das erklärt, warum die Verdrängung ‚des Menschen' aus der Soziologie aufrechterhalten wird bzw. weshalb die Soziologien unserer Autoren ‚den Menschen' auch später epistemisch nicht miteinbeziehen wollen. Zwar kann diese Verdrängung in Bezug auf ihre epistemisch-anthropologischen Voraussetzungen durchaus kritisch in Frage gestellt werden, da die Verdrängung ‚des Menschen' notwendigerweise von einem spezifischen *Menschenbild* ausgehen muss, um ihn überhaupt verdrängen zu können – daher gibt es *keine Verdrängung ohne negative Einbeziehung* (s. dazu weiter Alvear 2020). Jedoch darf die – *disziplinäre* – Relevanz nicht ausgeblendet werden. Genau diese Verdrängung liefert Informationen über den Ursprung, den Werdegang und die zukünftigen Möglichkeiten der Soziologie. Seit ihren frühen Kämpfen erhebt sich die Soziologie als jene Disziplin, die danach strebt, ‚den' Menschen aus ihrem Erkenntnisbereich zu verdrängen, um *eine* bestimmte Wirklichkeit zu erfassen – die *soziale Wirklichkeit.*

Literatur

Abrams, Philip (1981): Das Bild der Vergangenheit und die Ursprünge der Soziologie. In: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 75–95.

Alvear, Rafael (2020): Soziologie ohne Mensch? Umrisse einer soziologischen Anthropologie. Bielefeld: Transcript.

Bertschi, Stefan (2010): Im Dazwischen von Individuum und Gesellschaft. Bielefeld: Transcript.

Bürger, Peter (1998): Das Verschwinden des Subjekts. Eine Geschichte der Subjektivität von Montaigne bis Barthes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Chávez, Miguel (1989): Lecciones sobre la construcción social del orden moderno y su interpretación sociológica. Vortrag an der Universität Bielefeld (unveröff.).

Dahrendorf, Ralf/Henning, Christoph (2012): Karl Marx. In: Käsler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie, Bd. 1: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. 6. Aufl. München: C.H. Beck, S. 58–91.

Durkheim, Émile (1970 [1895]): Regeln der soziologischen Methode. Berlin: Luchterhand.

Durkheim, Émile (1981): Der Dualismus der menschlichen Natur und seine sozialen Bedingungen. In: Jonas, Friedrich (Hrsg.): Geschichte der Soziologie, Bd. 2: Von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart. Mit Quellentexten. 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 368–380.

Durkheim, Émile (1986 [1898]): Der Individualismus und die Intellektuellen. In: Bertram, Hans (Hrsg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 54–70.

Durkheim, Émile (1996): Über die soziale Arbeitsteilung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Endreß, Martin (2012): Soziologische Theorien kompakt. München: Oldenbourg.

Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fromm, Erich (1988): Das Menschenbild bei Marx. Frankfurt am Main: Ullstein.

Williams, Gavin (2005): The Holy Trinity, or the Reduced Marx, Weber, Durkheim. In: Falola, Toyin (Hrsg.): Christianity and Social Change in Africa. Essays in Honor of J.D.Y. Peel. Durham: Carolina Academic Press, S. 595–612.

Giddens, Anthony (1981): Die klassische Gesellschaftstheorie und der Ursprung der modernen Soziologie. In: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Geschichte der Soziologie, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 96–136.

Gumplowicz, Ludwig (1928): Soziologie und Politik. In: Ders.: Ausgewählte Werke, Bd. 4. Innsbruck: Wagner, S. 119–334.
Habermas, Jürgen (1971): Theorie und Praxis. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Haker, Christoph (2024): Normative Grundlagen des pluralistischen Paradigmas. In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue 2, 2, S. 133–147.
Holzhauser, Nicole/Malowitz, Karsten (2024): Einleitung zum Dossier „Ein (neuer) Kanon für die Soziologie? Eine Debatte über das Fach und seine Klassiker:innen". https://www.soziopolis.de/dossier/ein-neuer-kanon-fuer-die-soziologie.html [Zugriff: 03. 02. 2025].
Jonas, Friedrich (1981): Geschichte der Soziologie, Bd. 2: Von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart. Mit Quellentexten. 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Kant, Immanuel (1978 [1800]): Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen. In: Ders.: Schriften zur Metaphysik und Logik. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 421–582.
Käsler, Dirk (1979): Einführung in das Studium Max Webers. München: C.H. Beck.
Käsler, Dirk (2002a): Was sind und zu welchem Ende studiert man die Klassiker der Soziologie? In: Käsler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie, Bd. 1: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. 3. Aufl. München: C.H. Beck, S. 11–38.
Käsler, Dirk (2002b): Max Weber. In: Käsler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie, Bd. 1: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. 3. Aufl. München: C.H. Beck, S. 190–212.
König, Rene (1970): Einleitung. In: Durkheim, Émile: Regeln der Soziologischen Methode. Berlin: Luchterhand, S. 21–82.
Korsch, Karl (1967): Karl Marx. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
Kosík, Karel (1973): Dialektik des Konkreten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Lichtblau, Klaus (2001): Soziologie und Anti-Soziologie um 1900. In: Merz-Benz, Peter/Wagner, Gerhard (Hrsg.): Soziologie und Anti-Soziologie. Konstanz: UVK, S. 17–35.
Lindemann, Gesa (2009): Das Soziale von seinen Grenzen her denken. Weilerswist: Velbrück.
Luhmann, Niklas (1981): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Luhmann, Niklas (1996): Arbeitsteilung und Moral. In: Durkheim, Émile: Über die soziale Arbeitsteilung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17–35.
Luhmann, Niklas (2012): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Marx, Karl (1953): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin: Dietz.
Marx, Karl (1971): Das Kapital. MEW, Bd. 23. Berlin: Dietz.
Marx, Karl (1972a): Das Elend der Philosophie. In: Karl Marx/Friedrich Engels: MEW, Bd. 4. Berlin: Dietz, S. 63–182.
Marx, Karl (1972b): Brief an Annenkow. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: MEW, Bd. 4. Berlin: Dietz, S. 547–557.
Marx, Karl (1974a): Vorwort zur Kritik der Politischen Ökonomie. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: MEW, Bd. 13. Berlin: Dietz, S. 7–11.
Marx, Karl (1974b): Einleitung [zur Kritik der Politischen Ökonomie]. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: MEW, Bd. 13. Berlin: Dietz, S. 615–642.
Marx, Karl (1978): Thesen über Feuerbach. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: MEW, Bd. 3. Berlin: Dietz, S. 5–7.
Marx, Karl [1858]: [Heft B", Urtext „Zur Kritik". II. Kapitel, 5. Abschnitt (Übergang zum Kapital)]. https://marxists.architexturez.net/deutsch/archiv/marx-engels/1858/urtext/2-6.htm [Zugriff: 01.03. 2025].
Marx, Karl/Engels, Friedrich (2017): Deutsche Ideologie – Manuskripte und Drucke. MEGA, Bd. 5. Berlin: Walter de Gruyter.
Müller, Hans Peter (2002): Emile Durkheim. In: Käsler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie, Bd. 1: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. 3. Auflage. München: C.H. Beck, S. 150–170.

Schluchter, Wolfgang (1998): Replik. In: Bienfait, Agathe/Wagner, Gerhard (Hrsg.): Verantwortliches Handeln in gesellschaftlichen Ordnungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 320–365.
Schluchter, Wolfgang (2009): Grundlegungen der Soziologie. Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht, Bd. 1. Tübingen: Mohr Siebeck.
Spaemann, Robert (1990): Niklas Luhmanns Herausforderung der Philosophie: Laudatio. In: Luhmann, Niklas/Spaemann, Robert (Hrsg.): Paradigm lost: Über die ethische Reflexion der Moral. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 47–73.
Stölting, Erhard (1986): Akademische Soziologie in der Weimarer Republik. Berlin: Duncker & Humblot.
Stölting, Erhard (2006): Die Soziologie in den hochschulpolitischen Konflikten der Weimarer Republik. In: Franke, Bettina/Hammerich, Kurt (Hrsg.): Soziologie an deutschen Universitäten. Gestern-heute-morgen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–30.
Tenbruck, Friedrich (1984): Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen. Graz/Wien/Köln: Styria.
Tyrell, Hartmann (1994): Max Webers Soziologie – eine Soziologie ohne ‚Gesellschaft'. In: Wagner Gerhard/Zipprian, Heinz (Hrsg.): Max Webers Wissenschaftslehre. Interpretation und Kritik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 390–414.
Ulrich, Günter (2002): Der Grund der Gesellschaft: Subjekt und Struktur bei Karl Marx. In: Institut für Soziologie und Sozialforschung der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg (Hrsg.): Der soziologische Blick. Vergangene Positionen und gegenwärtige Perspektiven. Opladen: Leske+Budrich, S. 43–62.
Weber, Max (1919): [Brief an Paul Siebeck vom 8. 11. 1919]. In: Wolfgang J. Mommsen/ Schluchter, Wolfgang/Morgenbrod, Birgitt (1992): Einleitung. In: Max Weber: Wissenschaft als Beruf 1917/ 1919 / Politik als Beruf 1919. Max Weber Gesamtausgabe, Bd. 17. Hrsg. v. Wolfgang J. Mommsen u. Wolfgang Schluchter mit Birgitt Morgenbrod. Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 1–46.
Weber, Max (1922): Wirtschaft und Gesellschaft [Grundriss der Sozialökonomik]. Tübingen: J. C. B. Mohr.
Weber, Max (1988a): Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, S. 1–145.
Weber, Max (1988b): Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, S. 146–214.
Weber, Max (1988c): Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, S. 426–474.
Weber, Max (1988d): Wissenschaft als Beruf. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hgg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, S. 581–613.
Weingart, Peter (2013): Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: Transcript.
Whitley, Richard (1974): Cognitive and social institutionalization of scientific specialties and research areas. In: Whitley, Richard (Hrsg.): Social processes of scientific development. London/Boston: Routledge & Paul, S. 69–95.
Wiese, Leopold von (1933): System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre). München/Leipzig: Duncker & Humblot.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Sozialforschung als Ideengeschichte

Ein methodologisches Essay

Peter Gostmann[1]

Zusammenfassung: Der Text erläutert in essayistischer Form die Methodologie der soziologischen Konstellationsanalyse. Neben den Grundbegriffen und der Verfahrenslogik kommen dabei auch klassische und moderne Verwendungsweisen von ‚Konstellation' zur Sprache, ebenso wie die Frage des Umgangs mit dem chronischen Mangel einer politisch-philosophischen Deckung der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre. Zu den Referenzautoren zählen u. a. Aristoteles, M. Weber, W. Benjamin, A. Salomon und U. Oevermann.

Abstract: The text explains the methodology of sociological constellation analysis in essayistic style. In addition to the basic concepts and procedural logic, the essay also discusses classical and modern modes of employing constellations, as well as the question of how to deal with the chronic lack of a political-philosophical basis for social science methodology. The authors referred to include, among others, Aristotle, M. Weber, W. Benjamin, A. Salomon and U. Oevermann.

Dem in der lateinischen Astronomie gebräuchlichen Begriff *constellatio*, dem die zeitgenössische Ideengeschichte und Kulturwissenschaften die Metapher *Konstellation* verdanken, entspricht nach einer Untersuchung Franz Bolls ([1917]1950: 115 ff.) das griechische συναστρία (*Synastría*), das z. B. Eudoxos verwendete, ein Schüler Platons, der in Kyzikos an der Südküste des Marmarameeres eine Dependance der in Athen ansässigen Akademie unterhielt. Eudoxos' Konstellations-Forschungen treffen sich mit denen von Archytas aus Tarent am Ionischen Meer (Nails 2002: 147), dem Platon einen lebenswichtigen Freundschaftsdienst verdankte: Nachdem er während seines zweiten Besuchs bei Dionysios II., dem Tyrannen von Syrakus, in Ungnade gefallen war, organisierte Archytas, der neben seinen mathematischen Studien ein einflussreicher Politiker seiner Heimatstadt war (Nails 2002: 44 f.), eine Gesandtschaft, die die Erlaubnis für die Abreise Platons aus Sizilien erwirkte (Platon 1967: 110 f. [350a-b]). Aristoteles, ein uns geläufigerer Schüler Platons, bezog sich exemplarisch auf ein Teilgebiet von Eudoxos' Konstellations-Forschung, ein geometrisches Modell der vielfältig aufeinander bezogenen Bewegungen, an denen die Qualität eines Zusammenhangs bewegter Körper (Sonne, Mond, wandernde und feste Sterne) erkenntlich wird, um zu demonstrieren, wie in etwa sich adäquat von „Ideen" reden ließe. Dabei betonte Aristoteles allerdings, dass seine Leser:innen, wenn es um die Übertragung dieses „sinnenfällige[n]" Vergleichs auf das Problem des Verhältnisses von „Seinsweisen" und „Ideen" gehe, besser „selber Untersuchungen anstellen" und „Erkundigungen einholen [sollten, PG] bei denen, die es tun" (Aristoteles 2003: 350 ff. [1073a-b]). Eine entgegen Aristoteles' ausdrücklich *metonymischer* Verwendung des astronomischen *Synastría*-Konzepts *metaphorische* Verwendung identifiziert Boll ([1917]1950: 120) bei dem etwa ein halbes Jahrtausend später in der Römischen Provinz Alexandria forschenden Claudius Ptolemäus, nach dem man später ein von der

1 Peter Gostmann ist Außerplanmäßiger Professor am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe Universität Frankfurt am Main.

modernen Astronomie widerlegtes Weltbild benenne sollte: Ptolemäus ähnelte das Sternbild der *Freundschaft* an, womit sich ein Feld von Möglichkeiten öffnete, den Zusammenhang der Welt menschlicher Beziehungen ins Licht der bewegten Ordnung der kosmischen Welt zu tauchen. Die Reihe metaphorischer Verwendungen lässt sich bis in die Anfänge der sich professionalisierenden Soziologie verfolgen, namentlich in Schriften Max Webers (Wagner/Härpfer 2015: 179–180). Seiner vieldiskutierten Abhandlung über *Die ‚Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis* können wir die Bedeutung ablesen, zu der es die alte *Synastría* im Rahmen des ganz und gar modernen Anliegens der Begründung einer Logik und Methodik der Sozial- und Kulturwissenschaften gebracht hat: Weber führt die deutschsprachige Hinterlassenschaft des Begriffs ein, um zu erläutern, dass besagte Wissenschaften, wenn sie „*Wirklichkeitswissenschaft*" sein wollen (Weber [1904]1968: 170–171), ihr Material, das „Kulturleben", „in seinem […] *individuell* gestalteten [..] Zusammenhange und in seinem Gewordensein aus anderen […] individuell gearteten […] Kulturzuständen" analysieren müssen – so wie Astronomen die „Wirklichkeit" der Stellung von Planeten zueinander zuerst mit Blick auf die „*individuell* gestaltete *Konstellation*" und dann „als Folge einer anderen gleich individuellen ihr vorhergehenden" studierten (Weber [1904] 1968: 172–173).

*

Wer die vorangegangenen Zeilen mit einem gewissen wissenschaftlichen Anspruch liest, kann nicht übersehen, dass sie keine Angabe enthalten, zu welchem Zweck sie verfasst wurden. Diesem wissenschaftspragmatischen Defizit korrespondiert allerdings eine Praxis der Einführung verschiedener Details, denen wir eine wissenschaftliche Relevanz nicht ohne weiteres absprechen können, schon weil mit Webers Schrift eine Wissenschaftstheorie deren letztes ist. Vermutlich würden wir zwar dem Verfasser der Zeilen einen längeren Aufschub der Erklärung, welchem Zweck seine darstellerische Verbindung von Sternbildern und Ideen, der Schülerschaften Platons und des modernen Weltbilds, der Untersuchung poetischer Logiken und von Sozialwissenschaft als Beruf dienen soll, nicht nachsehen. Doch wir können uns vorläufig vorstellen (oder wenigstens nicht ohne weiteres ausschließen), dass zur Lösung eines wissenschaftlichen Problems, das mit ‚Konstellationen' zu tun zu haben scheint, die Kenntnis der Verhältnisse zwischen bestimmten Leuten, die schon einmal über ‚Konstellationen' etwas zu sagen wussten, hilfreich sein könnte. Dies aber bedeutet nichts anderes, als dass wir uns der Möglichkeit der Bedeutung einer *sozialen* Dimension beim Zusammenwirken von Ideen, Begriffen und sprachlichen Bildern bewusst sind – was selbst noch dort der Fall ist, wo jemand die Bedeutung einer solchen sozialen Dimension polemisch zugunsten von Größen der ‚Natur' oder des Wirkens von Göttern und Dämonen nivelliert. Der Vorschlag einer Forschungspraxis, die wir[2] als *soziologische Konstellationsanalyse* bezeichnen, trägt diesem Vorstellungsvermögen Rechnung, indem er Hinweise versammelt, wie die Möglichkeit der Bedeutung dieser sozialen Dimension einer professionellen Prüfung unterzogen werden kann.

Eine Prüfung ähnlicher Art hatte, wie wir gesehen haben, bereits Aristoteles den Leser:innen seiner *Metaphysik* bezogen auf das Problem der vielfältigen Dynamiken zwischen Ideen und Seinsweisen nahegelegt, wobei er an dieser Stelle deren *soziale* Ausprägungen

2 Das Verfahren ist aus der AG Soziologie des Geistes hervorgegangen, an der neben dem Verfasser Stephan Fichtner, Catherine Gotschy, Alexandra Ivanova, Frank Meyhöfer, Benjamin Schiffl, Andreas Schwarzferber und Jan Winkelhaus mitwirken.

nicht besonders erwähnte (s. aber Aristoteles 1973 und 1991). Die Bezeichnung des Gegenstandsbereichs unseres Prüfverfahrens mit dem Namen *Konstellation* enthält demnach eine Erinnerung daran, dass die Anzeige einer Nähe zwischen den *Arbeitsweisen* der Astronomie und jenen Wissenschaften, die mit den Zusammenhängen von Ideen, sprachlichen Bildern, Begriffen, Argumentfiguren und sozialen Verhältnissen sich befassen, *nicht* bedeutet, diese Zusammenhänge selbst wie eine Analogie der bewegten Ordnung des Kosmos zu behandeln. Anders gesagt, die Methodenlehre für eine soziologische Konstellationsanalyse muss gewährleisten, dass deren Anwender:innen nicht bloß mit modernen Mitteln den „Sprachgebrauch" variieren, den Augustinus, während er seinen Leser:innen erklärte, „[w]arum Gott Rom groß gemacht", für die zeitgenössischen Bewohner des Imperiums vermerkte: einen Gebrauch im Sinne einer die Idee eines „*Schicksal[s]*" bebildernden Vorstellung von der „Macht der Konstellation, wie sie sich im Augenblick der Geburt oder Empfängnis darstellt". Denn wer soziale Konstellationen wie schicksalhafte Größen analysieren wollte, die Menschen mit Notwendigkeit in bestimmte Ideen und Sprechweisen verstricken, wäre ebenso leicht widerlegbar, wie Augustinus für die Widerlegung der Vorstellung schicksalhafter Sternbilder das simple Mittel der Zwillingsvergleiche genügte (Augustinus 2007: 219 ff. [I 5, 1–2]; Hervorhebung PG).

*

Die Abgrenzung sozialwissenschaftlicher Analytik von Sozial-Astrologie ist nicht notwendig die routinierte Angelegenheit, als die zu nehmen sie jeder wissenschaftlichkeitsgewisse *professional* angesichts der ‚echten' Probleme, mit denen er befasst ist, schon aus Effizienzgründen geneigt ist. So war nach Beobachtungen des Exil-Soziologen Albert Salomon, der seinem Fach vor dem Hintergrund des Aufstiegs und der Entfaltung des nationalsozialistischen und des bolschewistischen Regimes die Frage des Beitrags sozialwissenschaftlicher Denkformen zu diesen Entwicklungen nicht ersparen wollte, einer der vernachlässigten Anfänge der Epoche, die auch die Verabschiedung von Ptolemäus' Weltbild kennzeichnet, die Ausbildung eines *impliziten* „soziologisches Bewusstseins" an den als „Wettbewerbsgesellschaft[en]" organisierten Höfen des Absolutismus: die Kultivierung eines bewussten Umgangs mit dieser „*Gesellschaft*" als der neuen Trägerin des alten „*Schicksal[s]*", das dem „Einzelne[n]" in Form ihrer „Zwänge, Mächte und Herrschaft" gegenübertritt. Die spätere Einführung des Namens Soziologie gilt dann der „Erfindung" einer Wissenschaft, zu der es kommt, als bereits die „industrielle Bourgeoisie" sich die sozialen Formen der höfischen Wettbewerbsgesellschaft anverwandelt und ihr den notorischen Charakter einer Eigentumsmarktgesellschaft verliehen hat (Salomon [1952]2022): 179ff.; Hervorhebung PG). Das Fach besagten Namens entspricht seit seinen etwas schrulligen Anfängen bei Henri de Saint-Simon und Auguste Comte bei allgemein wachsender Professionalität einem dem fortgesetzten Ineinandergreifen von „industrielle[r] und [..] soziale[r] Revolution" geschuldeten Bedürfnis nach „Natur- und Gesellschaftssteuerung", indem sie als Prätendentin einer „wissenschaftlichen Methode" agiert, die dem Schicksal der modernen Menschen durch „Besserung der Menschheit als Ganzer" sein Bestes abgewinnen will (ebd.: 178). Und so verwalten heute die politisch-ökonomisch erfolgreichsten Vertreter:innen der Zunft ein erprobtes, anpassungsfähiges Instrumentarium aus Theoremen, Hypothesen-Sets und Wahrscheinlichkeiten, um die Bewegungen der Einzelnen in das Bild einer sukzessiven Wahl des eigenen Schicksals im Rahmen der bewegten Ordnung der *gesellschaftlichen* Welt zu verwandeln. Die Herausgeber:innen der *Zeitschrift für Ideengeschichte* hatten demnach gute Gründe, im Editorial zu

deren erstem Heft ihre Skepsis gegen die Vorstellung einer „soziologisch[en] [A]uf[…] klär[ung]“ der „Geisteswissenschaften“ zu hinterlegen – was indes nicht bedeutet, dass die avisierten „langen Linien des Ideenverkehrs“ ohne jegliche Berücksichtigung des soziologischen Bewusstseins der Ideentransporteur:innen sich adäquat untersuchen ließen (Herausgeber ZIG 2007: 4).

*

Weber war sich, wie sein Einsatz der Konstellations-Metapher im Sinn *individuell gestalteter* Sozialverhältnisse zeigt, der sozial-astrologischen Abwege, auf die eine allzu wissenschaftlichkeitsgewisse Sozialanalytik geraten kann, bewusst. Wenn er schrieb, dass an der Konstellation einer „Kulturerscheinung“ bestimmte „‚Faktoren‘“, von denen vorerst nur „hypothetisch“ gesprochen werden könne, sich „gruppier[en]“ (Weber [1904]1968: 174), setzte er den naturwissenschaftlichen Begriff ‚Faktoren‘ nicht zufällig in Anführungszeichen; das Wort von deren konstellativer Gruppierung sollte ausdrücklich *nicht* als Hinweis auf die Möglichkeit der „Erkenntnis von *Gesetzen*“, wie sie „die exakte Naturwissenschaft“ anstrebt, missverstanden werden (ebd., 172 u. 179). Statt einer „Reduktion des Empirischen auf ‚Gesetze‘“, da auf diese Weise die wirklichkeitswissenschaftliche Soziologie „von der Fülle der Wirklichkeit“ abgelenkt werde (ebd.: 180), sollte sie „nach konkreten kausalen *Zusammenhängen*“ fragen, aufgrund deren eine individuelle „Erscheinung“ anderen „als Ergebnis zuzurechnen ist“ (ebd.: 178). Mit der methodischen Bearbeitung dieses Anspruchs hat Weber sich nicht weiter beschäftigt; aber es blieb dabei, dass er die Metapher einsetzte, um die Unsinnigkeit einer Reduktion des Konkreten auf Gesetze zu illustrieren: um den „amorph[en]“ Charakter von „Macht“ zu unterstreichen (Weber [1922]1976: 28f.); um zu zeigen, dass „Geldpreise“ nicht zuerst sachliche „Rechnungsmittel“ sind, sondern sich aus einem „Markt*kampf*“ ergeben (ebd.: 58); um den „irrational[en]“ Charakter einer „Orientierung an Erwerbschancen […] durch […] Spekulation“ bzw. „durch berufsmäßige Kreditgewährung […] für Konsumzwecke“ hervorzuheben (ebd.: 96f. u. 95); oder um den latenten Einfluss „materieller Interessen“ auf die „Rechtsbildung“ zu verdeutlichen (ebd.: 196); um die Sonderheit der Entwicklung des „mit den mosaischen Sozialgesetzen verknüpfte[n] Jahvekult[s]“ zur „eigentlich ethischen Religion“ zu erläutern (ebd.: 285f.); oder um die Möglichkeit des Eindringens sachlich unbegründeter, „politischer Maßstäbe“ in amtliche Vorgänge unter dem preußischen bzw. englischen „Regime“ zu illustrieren (ebd.: 833).

Ein aufmerksamer Leser Webers, der Frankfurter Fundamentalsoziologe Ulrich Oevermann (2005), hat in Form einer prägnanten Gegenüberstellung die erkenntnislogische Grundlage bestimmt, auf der die methodische Bearbeitung solcher individuellen Erscheinungen, die Weber mit der Metapher der Konstellation beschrieb, stehen müsste: Wollen Forscher:innen solche Erscheinungen unter systematischem Ausschluss sozial-astrologischer Abwege untersuchen, so sollten sie nicht „*subsumtionslogisch*“ verfahren, d.h. sollten eine Praxis meiden, die „Äußerungen“, in denen eine als „zu messend“ verstandene „Wirklichkeit“ sich materialisiert, „unter vorgefaßte operationale Indikatoren, Kategorien oder klassifikatorische Begriffe ein[..]ordnet“. Stattdessen sollten sie einen „*rekonstruktionslogischen* Ansatz“ praktizieren, d.h. sich an der „‚Sprache der Wirklichkeit‘ selbst“ orientieren und „Theorien“ als „geronnene[n] Fallrekonstruktionen“ verstehen, die entstehen und fortgesetzt auf Grundlage der Deutungsarbeit an „lesbaren, hörbaren und sichtbaren Zeichen und Markierungen“ geprüft werden (Oevermann 2002: 22f.; Hervorhebungen PG).

Die Deutungsleistung, die Oevermann vor Augen hatte, nimmt als „Bezugspunkt" für die Rekonstruktion von Webers ‚konkretem kausalen Zusammenhang' individueller Erscheinungen die Vorstellung einer „Abfolge" von „neuentstehenden Ereignisse[n]" (*emergent events*): In solchen Ereignissen materialisiert sich jeweils, ablesbar an konkreten Sets zusammenhängender Bewegungen „spezifische[r] Organismen", eine Unterbrechung der Kontinuität des zuvor „Unmittelbaren und Unproblematischen" – eine Unterbrechung, an der Unterschied *und* Verbindung zwischen der sozialen Welt vor und der nach dem Ereignis sichtbar werden (Wagner 2001: 19f.). In unserem Zusammenhang ist interessant, dass einer der – für die naturgeschichtliche Begründung rekonstruktionslogischer Deutungsarbeit maßgeblichen – Gewährsleute Oevermanns, nämlich George H. Mead, zwecks dieser Begründungsleistung exemplifikatorisch auf die individuelle Erscheinung eines „Planetensystems" zu sprechen kam (Mead [1932]1969: 278), d.h. so wie Weber auf den Bereich der Astronomie sich bezog. Da aber diese Bezugnahme nicht wie im Fall Webers im Zeichen einer Bedeutungsübertragung stand, sondern auf eine inhaltliche Nachbarschaft rekurrierte, können wir sagen, dass eine auf den Überlegungen Meads und Oevermanns basierte Konstellationsanalyse das Wort statt metaphorisch metonymisch verwendet und auf diese Weise von einer ptolemäischen zu einer aristotelischen Sprachregelung zurückkehrt.

*

Die Forschungspraxis, die wir als soziologische Konstellationsanalyse bezeichnen, trägt Oevermanns mit Hilfe einer Gedankenfigur Meads gestalteter Präzisierung der von Weber verwendeten Konstellations-Metapher Rechnung (vgl. Winkelhaus 2023), indem sie zum Ausgangspunkt jeder professionellen Prüfung der sozialen Dimension des sinnhaften Zusammenwirkens von Ideen, sprachlichen Bildern, Begriffen und Argumentfiguren die Bestimmung der soziologischen Qualität eines *neuentstandenen Ereignisses* (*emergent event*) nimmt. Dass diese Forschungspraxis sich gerade Ideen, sprachlichen Bildern, Begriffen und Argumentfiguren widmet, ergibt sich aus einem im Besonderen *wissens*soziologischen Interesse, dem sie nachkommt, indem sie es in Form einer Soziologie der Intellektuellen (Gostmann 2014) mit einem ‚klassischen' Problem der politischen Wissenschaft (deren gegenwärtigen Vertreter:innen es fast unbearbeitet lassen) zusammenschließt (vgl. Salomon [1949]2022: 131–138). *Ereignis* bezeichnet dabei eine als Sinnzusammenhang bestimmte textuelle Materialisation intellektueller Praxis: (a) in Formen der öffentlichen Rede (etwa publizistisch ausgewertete Ansprachen oder Vorträge) oder der öffentlichen Schrift (Kommentare, Artikel, Aufsätze, Traktate, Bücher); (b) in Formen der auf kleinere Kreise begrenzten Rede (Tisch-, Seminar- oder Hinterzimmergespräche, Versammlungs- oder Sitzungsbeiträge) oder Schrift (Korrespondenzen, Memoranden, Arbeitspapiere); (c) in Formen der intimen Rede (aufgezeichnete Selbstgespräche) oder Schrift (Notizen, Tagebücher).

Um nicht entgegen Oevermanns Anspruch der Rekonstruktion *objektiver* Sinnstrukturen solche Ereignisse unter dem Primat der *Bewusstseins*tätigkeit der Rednerin oder des Verfassers zu untersuchen, sagen wir, dass eine soziologische Konstellationsanalyse die Materialisation intellektueller Praxis *an* bestimmten sinnlichen Subjekten (i. d. R. aufgrund ihrer Signatur) zuzuschreibenden Texten rekonstruieren soll (Gostmann 2019: 45 f.; Gostmann/Ivanova 2019: 463 f.). Die forschungspraktische Korrespondenz dieser Sprachregelung ist, dass der Redner oder die Verfasserin zwar als Produzent:innen, die durch den produktiven Akt sich in ein Verhältnis zu ihren Leser:innen einschreiben, zentrale Größen der einem Text abzulesenden Konstellation bilden, sie aber auf der gleichen Ebene wie die übrigen Textgrößen

erfasst werden sollen. Wir sprechen – einem Begriff Emil Lasks ([1911]1923) folgend, der mit Boll, Weber, Salomon und Oevermann die Teilhabe an in Heidelberg einander kreuzenden intellektuellen Kreisen (vgl. Treiber/Sauerland 1995) gemein hat – von textuellen Ereignissen als Akten der *Geltungsrealisierung*, an denen jeweils eine bestimmte (endliche) *Menge* unterschiedlicher *Größen* beteiligt ist, deren jede eine bestimmte *Position* einnimmt und entsprechend dieser Position in bestimmten *Relationen* zu den übrigen beteiligten Größen sich befindet (Gostmann 2019: 41 f.; Gostmann/Ivanova 2019: 467). Das vollständige, als Sinnzusammenhang rekonstruierte Set der am Akt einer Geltungsrealisierung beteiligten Größen nennen wir eine *Ereignis-Konstellation* (Gostmann 2016: 15; Gostmann/Ivanova 2019: 464). An dieser Ereignis-Konstellation können wir die *implizite Soziologie* (Gostmann 2025a) eines Textes erkennen.

*

Um die Leser:innen etwas zu versöhnen, die so geduldig waren uns bis hierher zu begleiten, obschon sie entgegen ihrem wissenschaftlichen Anspruch nie eine Angabe erhalten haben, warum ihnen in den ersten Zeilen unserer Schrift ein Zusammenhang von Sternbildern und Ideen, Schülerschaften Platons und des modernen Weltbilds, poetischen Logiken und Sozialwissenschaft als Beruf begegnet ist, wollen wir unsere Definition der *Ereignis-Konstellation* am Beispiel besagter Zeilen spezifizieren.

Die alltägliche Lektüregewohnheit, die Menschen in einer von Menschen bevölkerten Umgebung pflegen, lässt uns anhand dieser Zeilen ohne weiteres eine Gruppe von Elementen identifizieren, die formal die Ausübung menschlicher *Tätigkeiten* kennzeichnet: Boll, der etwas *untersucht*, Platon, der an der Akademie *lehrt*, Eudoxos, der eine Dependance der Akademie *unterhält* und unter Verwendung eines bestimmtes Wortes *forscht*, Archytas, der *Studien*, aber auch *Politik betreibt* und im Ergebnis beider Kombination einen *Freundschaftsdienst* leistet, Aristoteles, der *zitiert*, *Empfehlungen gibt* und sich gemäß einer von zwei unterscheidbaren Formen poetischer Logik (metonymisch) *zu äußern beansprucht*, Ptolemäus, der ebenfalls *forscht* und sich gemäß der zweiten der besagten Formen (metaphorisch) *äußert*, Weber, der etwas *erläutert.* Wenn wir die Zeilen nur ein wenig genauer betrachten, so bemerken wir allerdings, dass Tätigkeiten, die wir entsprechend unseren alltäglichen Subsumtionsroutinen Menschen zuzusprechen geneigt sind, hier nicht nur Menschen zugesprochen werden: Genau genommen können weder *Wissenschaften* etwas *wollen* (*Wirklichkeits*wissenschaft sein) noch kann ein Wort (*Synastría*) *es zu etwas bringen* (der Begründungshelferin einer Wissenschaftslehre). Und das *Wir*, von dem es heißt, es könne einer Schrift Webers eine Bedeutung *ablesen*, ist jenseits des Textes so unbestimmt wie der Kreis von dessen Leser:innen und würde, sogar wenn wir dem Verfasser den Gebrauch des Pluralis Majestatis unterstellen wollten, ein abstraktes Handlungs*kollektiv* beschreiben, zu dem ein somatisch-subjektives und ein pneumatisch-repräsentatives Element verbunden sind. Jede geübte Leserin weiß (und jeder ungeübte Leser kann überprüfen), dass solche Zuschreibungen menschentypischer Handlungen an Größen ohne Bewusstsein keineswegs eine Besonderheit der ersten Zeilen unserer Schrift sind, sondern zum allgemein gebräuchlichen Möglichkeitsraum menschlichen Sprechens und Schreibens gehören. Wer die implizite Soziologie eines Textes erkennen will, wird deshalb Handlungsträger:innen, für die sich jenseits des Textes kein materiales Gegenstück klar bestimmen lässt, dasselbe Recht eines Beitrags an der zu entschlüsselnden Geltungsrealisierung einräumen wie Handlungsträger:innen mit Menschennamen. Wir sprechen deshalb von Sets *selbstgeltender Größen*, verstanden als alle

diejenigen Elemente eines textuellen Ereignisses, die etwas Geltendes zum Ausdruck bringen, weil und insofern sie selbst als Subjektivität (die bestimmte Handlungszüge und Charakteristika aufweist) in Geltung sind (Gostmann 2019: 46–49; Gostmann/Ivanova 2019: 473). Dies schließt selbstverständlich nicht aus, dass Worte, die in einem Text als selbstgeltende Größen auftreten, diese Qualität in einem anderen nicht haben; darin liegt aber kein logischer Widerspruch, vielmehr eine interessante Frage.

Schon ein oberflächlicher Blick auf unser Exempel zeigt uns, dass wir die *Position*, die eine selbstgeltende Größe im Rahmen der impliziten Soziologie eines Textes einnimmt, nur anhand der *Relationen*, an denen sie gemeinsam mit den oder einigen der übrigen teilhat, nachvollziehen können: Abgesehen von Ähnlichkeiten der Handlungszüge und Charakteristika, denen wir entnehmen können, dass hier eine *Konstellation des Forschens und Lehrens* etwas in Geltung setzt, bemerken wir z. B., dass die Positionen von Platon, Eudoxos und Aristoteles aneinander deutlicher werden, wobei die *Akademie* der Nukleus ist, um diese Positionen in Begriffen von Lehrer und Schülern zu bestimmen; dass die Handlungszüge Platons als *Studien-Freund* von Archytas und *Entkommener* aus dem Herrschaftsbereichs von Dionysios II. eine bestimmte politische Dimension erhalten; dass Eudoxos zwar mit Archytas die Teilhabe an einem Kreis astronomisch Forschender verbindet, aber die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen *Poleis* beide trennt; oder dass Weber als *Metaphoriker* derselben Gruppe poetischen Redens zugeordnet ist wie Ptolemäus, aber nicht derselben Gruppe wie Aristoteles (*Metonymiker*), hingegen von beiden hinsichtlich der ihm anders als ihnen geläufigen (*heliozentrischen*) Kosmologie getrennt ist. Wir nennen solche Elemente eines textuellen Ereignisses – die nicht *selbstgeltend* zur in ihm sich materialisierenden Geltungsrealisierung beitragen, sondern indem selbstgeltende Größen anhand ihrer in eine Relation treten – *transmittierende Größen* (Gostmann 2019: 49; Gostmann/Ivanova 2019: 476). Dem mit dem Begriff der Ereignis-Konstellation angezeigten Anspruch, ein *vollständiges* Set selbstgeltender Größen zu erfassen, korrespondiert der gleiche Anspruch mit Blick auf die transmittierenden. Auch wenn wir aus darstellungsökonomischen Gründen an dieser Stelle für unser Anwendungsbeispiel, die erste Sequenz unseres Textes, kein solches vollständiges Set wiedergeben wollen, können wir doch leicht erkennen, dass die auffälligste transmittierende Größe das *Sternbild* (*constellatio*, *Konstellation*, *Synastría*) ist: Indem sie von ihm reden, gruppieren die Mitglieder der *Konstellation des Forschens und Lehrens* sich. Wegen des Ziels, die beiden Sets der am textuellen Ereignis beteiligten Größen als *Sinnzusammenhang* zu rekonstruieren, sollten wir allerdings eine solche oberflächliche Auffälligkeit prinzipiell nicht überbewerten: Ist z. B. das unscheinbare *Wir* potenzieller Bedeutungs-Ableser:innen, in das der Verfasser der ersten Zeilen unserer Schrift sein unbekanntes Publikum ungefragt eingemeindet, weniger sinnfällig?

*

Für exemplifikatorische Versöhnungsgesten nicht besonders empfängliche Leser:innen werden bemängeln, dass die ‚echten' Fragen, die die Zeilen aufwerfen, die wir für die Illustration der Rekonstruktion einer Ereignis-Konstellation herangezogen haben, durch diese Rekonstruktionsleistung nicht berührt werden: wie etwa die *Synastría*-Konzepte von Eudoxos, Archytas oder Aristoteles zueinander stehen und inwiefern sie Lehren Platons folgen; ob und gegebenenfalls wie die Akademiker Astronomie und Politik verbinden; oder was es bedeutet, dass ein Denken in Konstellationen nach und vor der ‚epochalen' Wende von geo- zu heliozentrischen Prämissen praktiziert wird. Tatsächlich ist die Rekonstruktion einer Ereignis-

Konstellation nicht das Ziel, sondern lediglich ein (im Sinne soziologischer Präzision allerdings unverzichtbares) Mittel für die qualifizierte Beschäftigung mit solchen Fragen. So wie Oevermann in der Fluchtlinie Meads die Aufmerksamkeit auf die *Abfolge* von emergenten Ereignissen lenkt und Weber anhand des Begriffs der Konstellation das Problem des ‚kausalen' Zusammenhangs einer *Reihe* individueller Erscheinungen anzeigt, verstehen wir ein Ereignis als *Sequenz* innerhalb einer *sozialen Serie* (Gostmann 2016: 12–15, Gostmann/Ivanova 2019: 473 f.): Wir gehen davon aus, dass sich ‚echte' Fragen wie die oben angedeuteten am sichersten im Deutungszusammenhang einer oder mehrerer solcher sozialen Serie(n) bearbeiten lassen.

Eine soziale Serie ist formal durch Kontinuität *und* Wandel des Verhältnisses der Signateur:innen eines textuellen Ereignisses und dessen primärem Publikum definiert (Gostmann 2016: 17, Gostmann/Ivanova 2019: 461 f.). So bilden z. B. die gewechselten Briefe zwischen zwei sinnlichen Subjekten Sequenzen einer sozialen Serie oder die anhand von Sitzungsprotokollen rekonstruierbaren Treffen eines Fakultätsrates; ebenso können wir aber auch von einer sozialen Serie sprechen, wenn eine Signateurin sich wiederholt *coram publico* äußert, d. h. vor einer mit Blick auf die genaue Teilnehmerschaft jeweils nicht exakt zu bestimmenden Öffentlichkeit (Gostmann 2016: 7, Gostmann/Ivanova 2019: 462). Wären Mitschriften der Lehr- und Forschungsgespräche der athenischen Akademie überliefert, könnten wir durch deren *serielle* Analyse, d. h. durch die Rekonstruktion der sukzessiven Weiterführung von kommunikativen Erfahrungen der an den Gesprächen Beteiligten (Gostmann 2016: 15 ff., Gostmann/Ivanova 2019: 473 f.), eine material begründete Explikation der sich entwickelnden Bedeutung (und Bedeutungsverluste) von Lehren Platons für die *Synastría*-Konzepte von Eudoxos, Archytas oder Aristoteles versuchen.

Allerdings ist der mit der soziologischen Konstellationsanalyse verbundene Anspruch nicht etwa, Forschende auf bestimmte Operationen zu verpflichten, sondern ihnen im Gegenteil – sofern sie die soziale Dimension ihres Material interessiert – Handreichungen für deren methodische, die im Forschungsprozess kontinuierlich anfallenden Entscheidungen reflexiv aufnehmende Bearbeitung zu geben.[3] In diesem Sinn können je nach Forschungsinteresse *serielle* Analysen keine Rolle spielen bzw. lediglich zu Zwecken der prüfenden Kontrolle von Befunden eingesetzt werden. So verlagert sich etwa in Fällen eines primären Interesses an intellektueller Biographik die Forschung auf eine Praxis, die wir die *interserielle* Analyse nennen (Gostmann 2016: 17 f., Gostmann/Ivanova 2019: 469): Fokussiert werden hier einzelne, nicht selten als Verfasser:innen der untersuchten Materialien signierende Größen, wobei deren Organisation der Brüche und Übergänge im Wechsel zwischen den verschiedenen sozialen Serien, an denen sie partizipieren, besondere Aufmerksamkeit zuteil wird. Ein Platon-Biograph, der aus einer uns unbekannten Materialfülle schöpfen würde, könnte so z. B. die didaktischen Leistungen des Akademie-Lehrers durch deren Betrachtung im Licht der Sonderheiten der Gespräche rekonstruieren, die dieser im Wechsel mit Archytas, Aristoteles oder Eudoxos führte. Das Ziel der Untersuchung ist in diesem Fall wie allgemein der Nachvollzug einer *Denkbewegung* und die Beschreibung des mit deren fortgesetztem Vollzug sich Sequenz für Sequenz nachweislich der auftretenden Sets selbstgeltender und transmittierender Größen verändernden *Denkraums* des Protagonisten (Gostmann 2016: 18, Gostmann 2019: 45–48; Gostmann/Ivanova 2019: 462 f.).

3 Diese Handreichungen haben wir in Gestalt von acht ineinandergreifenden „Verfahrensregeln" gesammelt, die hier nicht eigens erläutert werden (Gostmann 2016: 22–38).

Wenn Zusammenhänge von Akten der Geltungsrealisierung untersucht werden sollen, die (anders als z. B. die Platon, Archytas, Aristoteles und Eudoxos verbindenden) raum-zeitlich *unverbundene* soziale Serien betreffen – etwa die Verwendung von *constellatio*/ *Konstellation*/ *Synastría* in Äußerungen von Aristoteles, Ptolemäus und Weber –, sprechen wir von – serielle und interserielle aufnehmenden – *transseriellen* Analysen: Sie sollen mittels „exegetischer Pendelbewegungen" (Gostmann 2016: 36 f., Gostmann/Ivanova 2019: 464) die Ähnlich- und Eigentümlichkeiten von ausgewählten sozialen Figuren, Namen, sprachlichen Bildern, Argumentationsmustern usw. durch wechselnde (und teils wiederkehrende) Sets von selbstgeltenden und transmittierenden Größen hindurch in ihrer sozialen Dimension sichtbar machen (Gostmann 2016: 20 f., Gostmann/Ivanova 2019: 476). Gerade im Rahmen solcher transseriellen Analysen geht unsere Methode (für die wir ohnehin nicht beanspruchen, dass sie mehr leisten soll als einen Vorschlag zur Organisation von Forschungsprozessen, die vielen Leser:innen en gros vertraut sein werden) Erkenntnispartnerschaften mit bewährten Ansätzen der Sozialforschung ein, etwa mit der von Luc Boltanski und Laurent Thévenot ([1991]2007) vorgeschlagenen Praxis der Beschreibung von Vorgängen der *Rechtfertigung*, im Vergleich zu der wir allerdings im Sinne unseres rekonstruktionslogischen Anspruchs der Bestimmung von Mikroprozessen der Geltungsrealisierung gegenüber der Feststellung von deren allgemeinen Tendenzen größeres Gewicht einräumen (Gostmann/Winkelhaus 2019; Gostmann/Ivanova 2019: 461 f.).

*

Die Exemplifikation der Methodenlehre, die wir *soziologische Konstellationsanalyse* nennen, anhand der ersten Zeilen unseres eigenen Textes, genauer die Unterscheidung zwischen deren Verfasser und ihrem anschließend hinzutretenden Kommentator, die wir, vielleicht sie als Ausdruck einer oder als Aufforderung zur ‚Selbstreflexion' verbuchend, bis hierher gedanklich mitvollzogen haben, verweist uns auf ein Problem, dem, wie die skeptischen Weber-Schüler und -Leser des sozialwissenschaftlichen Exils wussten, kein einziger Vorschlag zur Logik und Methodik der Kultur- und Sozialwissenschaften entgeht: dem Problem des Relativismus. In diesem Sinn bemängelte z. B. Salomon an den Lehren unseres Gewährsmanns der Aktivierung der Konstellations-Metapher für eine solche Logik und Methodik, dass Weber die Soziologie auf dem Boden der mechanischen Kausalität belassen habe. Anders gesagt, Webers politisch-philosophisch ungedeckte Methodenlehre öffnete künftigen Vertreter:innen des Fachs eine Tür nicht etwa zur Wahrheitssuche als dem Maß einer auf geistige Freiheit orientierten Lebensform, sondern zu einer halbaufgeklärten Variation jener Vorstellungswelt, die Augustinus an seinen Zeitgenossen kritisierte hatte: einem Genügen am Berufsmenschentum, das wie ein *Schicksal*, das der Soziologe nun einmal beizeiten sich gewählt hat, von ihm Einzeldatum für Einzeldatum nur immer wieder die Bewährung des Prinzips der Werturteilsfreiheit fordert.[4] Angesichts dieses astrologischen Ingredienz der soziologischen Methodenlehre kommen wir, auch wenn wir die ‚selbstreflexive' Doppelfigur des Verfassers der ersten Zeilen unseres Textes und deren konstellationsanalytischen Kommentators für eine produktive didaktische Geste halten wollten, schon wegen der unübersehbaren Koinzidenz des Namens unserer Methode und des Namens der auffälligsten transmittierenden Größe, die wir mit dieser Methode in unserem Beispieltext identifiziert haben, nicht umhin zu bemerken, dass eine soziologische Konstellationsanalyse *ohne politisch-philosophische Deckung* uns in

4 Salomon [1945]2024: 101–104, Strauss 1953: 25 f. u. 65 f.; vgl. Weber [1918]1968: 505 ff., Weber [1919]1968: 612 f., Weber 1920: 204.

einen Regress verstrickt, der mit Mitteln der Methodenlehre nicht aufzuhalten ist. Anders gesagt, uns mangelt ohne politisch-philosophische Deckung der Grund, im Unterschied unseres rekonstruktionslogischen gegenüber einem subsumtionslogischen (oder gar keinem) Forschungsansatz etwas Wertvolleres als bloß die Wahl eines anderen akademischen Schicksals zu behaupten. Der nächstliegende Versuch, der Konstellationsforschung eine solche politisch-philosophische Deckung zu geben, verdankt sich einer Berliner Bekanntschaft Salomons: Walter Benjamin ([1928]1978) bestimmte in der *Erkenntniskritischen Vorrede* seines Traktats über den *Ursprung des deutschen Trauerspiels* die politische Dimension philosophischer Praxis, indem er auf die Ähnlichkeit mit der Arbeitsweise von Astronom:innen zu sprechen kam. Sein Einsatz des Konstellations-Begriff ruft uns zugleich in Erinnerung, dass wir die Frage des Verhältnisses von (sozialen) Seinsweisen und *Ideen*, wegen der der Metonymiker Aristoteles auf die Konstellationsforschung verwies, bisher unbeachtet gelassen haben – so wie wir noch kein Wort zum Titel unseres Essays, *Sozialforschung als Ideengeschichte*, gesagt haben.

*

An der Geltungsrealisierung, die an Benjamins *Erkenntniskritischer Vorrede* sich studieren lässt,[5] sind eine ganze Reihe solcher abstrakten Akteur:innen beteiligt, wie uns anlässlich der exemplarischen Betrachtung der ersten Zeilen unseres Textes in Gestalt der *Wissenschaften* eine begegnet ist. Unter diesen selbstgeltenden Größen abstrakter Provenienz tritt die *Philosophie* besonders hervor, deren Position Benjamin bestimmt, indem er die (Darstellungs-)Praxis ihrer Träger:innen in Relation setzt zu der (Darstellung-)Praxis (a) von „*Künstler[n]*“, die mit ihren Produktionen bloß Diminutives („Bildchen“) erreichen und so immer nur eine Gegenwart verendgültigen, und (b) von „*Forscher[n]*“, die als [D]ispon[enten]“ im Binnenraum der „Welt“ statt selbstgeltend existierender Ideen bloß einen abgeleiteten „Begriff“ produzieren (Benjamin [1928]1978: 14; Hervorhebungen PG). Unter den Größen, die zur Realisierung der Geltung der philosophischen Darstellungsweise im Gegensatz zu der von Künstlern und Forschern auftreten, stehen die „*Ideen*“ zu den Größen der sinnlichen Welt, den „*Phänomenen*“, in einem Verhältnis der „Bergung“ bzw. „Rettung“ (ebd.: 16; Hervorhebungen PG). Im Sinne dieses Verhältnisses treten die „*Begriffe*“ in eine andere Beziehung zu Phänomenen ein, als der bloße Forscher sie ihnen zugestehen möchte: In Kooperation mit ihnen unterzieht die Philosophin all diese mit „Schein“ versetzten Gemische der sinnlichen Welt einer „Lösung“, d. h. lässt Begriffe als „*Vermittler*[]“ zwischen sinnlichen Größen und Ideen einen physikalischen Prozess erzeugen, an dessen Ende vom Phänomen nur die stofflichen „Elemente“, die zu ihm beigetragen haben, als Solvate innerhalb einer homogenen Phase zurückbleiben (ebd.: 15 f.; Hervorhebung PG). Was für die Philosophin in diesem physikalischen Vorgang die „Ideen“ leisten, nennt Benjamin eine „*Konfiguration*“: Sie bilden diese homogene Phase, d. h. die vom Schein gelöste „Empirie“ der Elemente (ebd.: 16; Hervorhebung PG), in einem abstrakten Vektorraum ab. Und es sind Leistung und Qualität dieses Vektorraums, die die *Ideen* zur empirischen Arbeit des *Philosophen* beitragen, die uns zum Problem der Konstellationen und ihrer Analyse zurückführen: Benjamin erläutert sie durch einen „Vergleich“, demzufolge das Verhältnis von Ideen und sinnlichen Größen in der philosophischen Darstellung dem von „*Konstellationen*“ und Himmelskörpern („Sternbil-

5 Für eine detailliertere Untersuchung des folgenden Zusammenhangs, die überdies die *Erkenntniskritische Vorrede* im Verhältnis zum textuellen Ereignis der Thesen *Über den Begriff der Geschichte* behandelt, vgl. Gostmann 2025b.

der[n] zu den Sternen“) in der Arbeit der Astronomin entspricht (ebd.: 16 f.; Hervorhebung PG). Wie diese im Sternbild, das sie erstellt, für ein Set von Himmelskörpern deren „Zusammengehörigkeit zueinander bestimmt“ (ebd.: 17), bestimmt ihrerseits die Philosophin an den vom Schein gelösten Größen der sinnlichen Welt deren ideale Verteilung – eben die *Konfiguration*, die die Anverwandlung von Ideen und sinnlichen Größen auf dem Weg des Begriffs erzeugen soll. Und so wie die Astronomin mit der Konstellation an einem astronomischen *Ereignis*, genauer einer *äußersten* Phase der Bahnen, in denen ihre Objekte sich bewegen, das genaue Bild der Homogenität eines bestimmten Sets von fixen (*Ideen*) und wandernden (*sinnlichen*) Größen erstellt, soll die Philosophin einen „Zusammenhang[], in dem das *Einmalig-Extreme* mit seinesgleichen steht“ (und nicht etwa „Durchschnittliches“) zur Darstellung bringen (ebd.: 17; Hervorhebung PG), d. h. soll an der Konstellation der Elemente deren Konfiguration zeigen: *wie die Verhältnisse unter den Dingen der Welt in Wahrheit sein müssten.* Die Rechtfertigung des Akts, in dem die Philosophin der Konfiguration, die sie leistet, einen Namen gibt, also ihr Bild von der Lage und dem Gang der Dinge der Welt zu zeichnen beginnt, folgt dem philosophischen Namensgaben eigenen „Gesetz“, das Benjamin an Platons *Symposion* in Gestalt einer Schutzleistung der Wahrheit für die Selbstgeltung des Schönen entdeckt hatte (ebd.: 12 f.): „*Alle Wesenheiten existieren in vollendeter Selbständigkeit und Unberührtheit*“ (ebd.: 19, Hervorhebung PG).

*

Wir bemerken im Horizont der *Ideen*, die in Benjamins *Erkenntniskritischer Vorrede* zur Realisierung der Geltung der philosophischen Darstellungsweise eine Schutzleistung für die existenzielle Unversehrtheit der Dinge der Welt beitragen, die Beschränkung, der die Praxis der soziologischen Konstellationsanalyse unterliegt: Sie beschäftigt an diesen Dingen einzig die sprachliche Materialisation ihrer Sozialität. Im Licht dieses Wissens können wir sagen, dass unsere Methode sich nicht in Soziologie erschöpfen, sondern einer in einen transdisziplinär zu verstehenden Bewegungszug eingehenden Praxis dienen sollte. Wollen wir diesen Bewegungszug den der *Ideengeschichte* nennen, so können wir sagen, dass *Sozialforschung als Ideengeschichte* mit Blick auf die soziologische Konstellationsanalyse bedeutet, mit einer gewissen Penetranz den sozialen Welten, die an Materialien mit weitreichenderer als einer soziologischen Bedeutung sich zeigen, auf die Spur zu gehen. Wenn wir eine solche Spur am textuellen Ereignis der ersten Seiten der *Erkenntniskritischen Vorrede* verfolgen, so finden wir in dem konfigurativen Akt, für den Benjamin signiert, ein dem Relativismus unzugängliches *Bild der Lage des Lehrens.*

Die Größen, die die geordnete Verteilung der sinnlichen Elemente des Lehrens unter die Ideen leisten: die *Begriffe*, sind in diesem Bild Erzeuger unterschiedlicher Formen des Darstellens. Unter diesen stechen zwei heraus, weil beide vom *Schein* absehen, der allen anderen Darstellungsformen eigen ist, gleichsam deren gemeinsamen Bereich durchdringt: (a) *Mathematik* als Materialisation der Idee der *Erkenntnis* unter Verzicht auf die Mitteilung der Idee der Wahrheit (Benjamin [1928]1978: 9) und (b) *Philosophie* als Materialisation der Idee der *Wahrheit* unter Verzicht auf die Idee der Erkenntnis (ebd.: 11 f. u. 14 f.). Das Verhältnis der Philosophie zur Mathematik, die in ihrem Bereich, dem der Sprache, nur als das *Andere* anwesend ist, lässt Benjamin unbestimmt. Was die Philosophie hingegen von allen anderen im Mittel einer *Sprache* operierenden Lehrweisen (*Forschen*, *Kunst* usw.) unterscheidet und somit die Position *dieses* Elements der didaktischen Konstellation von den Positionen aller übrigen Größen des *extra*mathematischen Bereichs abhebt, ist ihr Vermögen, die dieser

Konstellation zugehörigen *sinnlichen* Größen (gleichsam deren Wandersterne), die bei den übrigen Lehrweisen im Schein der ihnen geläufigen Phänomene aus dem Blick geraten, in ihrer Selbstgeltung sichtbar zu machen: all die Dinge der Welt, die den Stoff für all die gelehrigen Schriften und Reden geben, und unter ihnen, nach adamitischer Tradition (ebd.: 17), die Menschen.

In diesem Sichtbarmachen, in der mit ihm erbrachten Schutzleistung der Philosophie für die Dinge, die einer anderen Bewährungslogik folgt als Webers methodengewisse Soziologie, treffen sich die Ideen der *Wahrheit* und der *Gerechtigkeit*, d. h. erhält die Konstellation ihren *politischen* Charakter (ebd.: 12 f.). Zu dessen Eigenart trägt bei, dass in Benjamins Bild im Bereich derjenigen Darstellungsweisen, die dem Schein in Gestalt von etwas Erkenntnishaftem Raum geben, eine defizitäre Größe sich zeigt, ein Gemisch von Wissenschaftsglaube und epistemischem Traditionalismus, das irrtümlicherweise in der Gegenwart den Namen ‚Philosophie' führt (ebd.: 9). Die Philosophie, die dagegen Benjamin zum Sprechen zu bringen versucht, schützt also, indem sie den Dingen der Welt gerecht wird, zugleich ihren guten Namen, d. h. agiert wie eine Aristokratin. Diese Analogie wird allerdings niemals die Einzelne, die durch ihre Darstellungsweise die Philosophie zum Sprechen zu bringen sich bemüht, ihrer Arbeit voraussetzen: Hat sie die Besonderheit philosophischer Lebenspraxis verstanden und also sich die andere Darstellungsweisen kennzeichnenden Probleme des *Prätendierens* von Wissen bewusst gemacht (ebd.), so weiß sie, dass ihre Suchbewegung nach der Wahrheit einer Vervollständigung bedarf, d. h. nur so weit trägt, wie es ihr gelingt, ihre Leser:innen zu deren Teilhaber:innen zu machen. Da von dieser Teilhabe niemand ausgeschlossen ist und sie zugleich, da sie nicht einem Besitz, sondern einer Suche gilt, nicht einfach erobert oder angeeignet werden kann, können wir sagen, dass entlang Benjamins Versuch der scheinbar aristokratische Gestus des Denkens in Konstellationen in eine prononciert demokratische Praxis einmündet.

Literatur

Aristoteles (1973): Politik. Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon. München: dtv.

Aristoteles (1991): Die Nikomachische Ethik. Übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon. München: dtv.

Aristoteles (2003): Metaphysik. Übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Hans Günther Zekl. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Augustinus (2007): Vom Gottesstaat (De civitate Dei). Aus dem Lateinischen übertragen von Wilhelm Thimme. Eingeleitet und kommentiert von Carl Andresen. München: dtv.

Benjamin, Walter (1978 [1928]): Ursprung des deutschen Trauerspiels. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Boll, Franz (1950 [1917]): Sternenfreundschaft. Ein Horatianum. In: ders.: Kleine Schriften zur Sternkunde des Altertums. Leipzig: Koehler & Amelang, S. 115–124.

Boltanski Luc/Thévenot, Laurent (2007 [1991]): Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft. Hamburg: Hamburger Edition.

Gostmann, Peter (2014): Grundlagen einer Intellektuellensoziologie: Theorie und Methodologie. In: ders.: Beyond the Pale. Albert Salomons Denkraum und das intellektuelle Feld im 20. Jahrhundert. Wiesbaden: Springer VS, S. 25–73.

Gostmann, Peter (2016): Einführung in die soziologische Konstellationsanalyse. Wiesbaden: Springer VS.

Gostmann, Peter (2019): Die Soziologie des Geistes. Systematik und Praxis. In: ders./Ivanova, Alexandra (Hrsg.): Soziologie des Geistes. Grundlagen und Fallstudien zur Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–61.

Gostmann, Peter (2025a): Ausgänge der Gelehrtenrepublik. In: ders.: Ausgänge der Gelehrtenrepublik. Wissenssoziologische Studien. Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen).

Gostmann, Peter (2025b): Walter Benjamin bei der Königshalle. In: ders.: Ausgänge der Gelehrtenrepublik. Wissenssoziologische Studien. Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen).

Gostmann, Peter/Ivanova, Alexandra (2019): Glossar zur Soziologie des Geistes. In: dies. (Hrsg.): Soziologie des Geistes. Grundlagen und Fallstudien zur Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: Springer VS, S. 459–478.

Gostmann, Peter/Winkelhaus, Jan (2019): Die Frage der Rechtfertigung (am Beispiel der Theokratie). Das Boltanski-Thévenot-Modell und die Soziologie des Geistes. In: Gostmann, Peter/Ivanova, Alexandra (Hrsg.): Soziologie des Geistes. Grundlagen und Fallstudien zur Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: Springer VS, S. 63–81.

Herausgeber ZIG (2007): Einen Anfang machen. Warum wir eine Zeitschrift für Ideengeschichte gründen. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 1, S. 4–6.

Lask, Emil (1923 [1911]): Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre. In: ders.: Gesammelte Schriften. II. Band. Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 1–282.

Mead, George H. (1969[1932]): Die Philosophie der Sozialität. In: ders.: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie. Herausgegeben von Hansfried Kellner. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 229–324.

Nails, Debra (2002): The People of Plato. A Prosopography of Plato and other Socratics. Indianapolis, Cambridge: Hackett.

Oevermann, Ulrich (2002): Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. https://d-nb.info/98034252x/34 [Zugriff: 14. 03. 2025].

Oevermann, Ulrich (2005): Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung. In: Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung 14, S. 15–51.

Platon (1967): Z – Siebter Brief. In Briefe. Griechisch-deutsch herausgegeben von Willy Neumann, bearbeitet von Jula Kerschensteiner. München: Heimeran, S. 44–115.

Platon (1974): Συμπόσιον – Das Gastmahl. In: ders.: Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch. Dritter Band. Herausgegeben von Gunther Eigler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 209–393.

Salomon, Albert (2024 [1945]): Die deutsche Soziologie. In: ders.: Werke. Band 3: Schriften 1942–1949. 2. Auflage. Herausgegeben von Peter Gostmann und Claudius Härpfer. Wiesbaden: Springer VS, S. 87–119.

Salomon, Albert (2022 [1949]): Zur Sozialtheorie der Revolution. In: ders.: Werke. Band 4: Schriften 1949–1954. Herausgegeben von Peter Gostmann und Claudius Härpfer. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–50.

Salomon, Albert (2022 [1952]): Soziologie und Dichtung. In: ders.: Werke. Band 4: Schriften 1949–1954. Herausgegeben von Peter Gostmann und Claudius Härpfer. Wiesbaden: Springer VS, S. 177–187.

Strauss, Leo (1953): Natural Right and History. Chicago: The University of Chicago Press.

Treiber, Hubert/Sauerland, Karol (Hrsg.) (1995): Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der ‚geistigen Geselligkeit' eines ‚Weltdorfes' 1850–1950. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wagner, Gerhard/Härpfer, Claudius (2015): Max Weber und die Naturwissenschaften. In: Zyklos. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie 1, S. 169–194.

Wagner, Hans-Josef (2001): Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts. Weilerswist: Velbrück.

Weber, Max (1920): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 17–206.
Weber, Max (1968 [1904]): Die ‚Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 146–214.
Weber, Max (1968 [1918]): Der Sinn der ‚Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 489–540.
Weber, Max (1968 [1919]): Wissenschaft als Beruf. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 582–613.
Weber, Max (1976 [1922]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr (Siebeck).
Winkelhaus, Jan (2023): Zur Methodologie der soziologischen Konstellationsanalyse. Eine rekonstruktive Orientierung im Feld der empirischen Sozialforschung. In: Meyhöfer, Frank/Schiffl, Benjamin/ders. (Hrsg.): Kultur der Soziologie. Jahrbuch für Soziologiegeschichte. Wiesbaden: Springer VS, S. 253–285.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Die westlichen Demokratien im Krisenmodus

Donald Trump als Symptom

Arno Bammé[1]

Durch demokratischen Mehrheitsbeschluss ist Donald Trump zum zweiten Mal als Präsident der USA feierlich inauguriert worden. Beim ersten Mal habe ich im Tönnies-Forum einen Essay zum aktuellen Thema der „Fake News" mit dem Titel „*Postfaktische Zeiten. Donald Trump als Symptom*" (Bammé 2019) veröffentlicht, um auf tieferliegende Ursachen und Begleiterscheinungen hinzuweisen – weitgehend basierend auf Ferdinand Tönnies' „Kritik der öffentlichen Meinung" (2018 [1922]), ein „Schlüsselwerk der Soziologie" (Papcke/Oesterdiekhoff 2001). Davon ist zwischenzeitlich nichts zurückzunehmen. Es ist allenfalls zu ergänzen.

Unübersehbar steckt die parteipolitisch durchwirkte parlamentarische Demokratie in der Krise, auch im Westen.[2] Der ihr zugrundeliegende Liberalismus (Crouch 2011) läuft zusehends auf eine Plutokratie hinaus, die in der obszönen Liaison zwischen Elon Musk und Donald Trump einem neuen Höhepunkt zustrebt.[3] Wir erleben zurzeit eine Refeudalisierung des Kapitalismus, so dass sich die Frage stellt, ob wir die Sozialformation, die gemeinhin mit diesem Attribut belegt wird, noch in den überlieferten Kategorien von Karl Marx erklären können. Vom „Kasinokapitalismus" (Strange 1986) ist seit längerem schon die Rede, ein Zustand, der in seinen sozialen Folgewirkungen darauf verweist, dass tradierte Vorstellungen von Anstand, Gerechtigkeit und Moral ihre regulative Kraft in der Gesellschaft verlieren, ein Phänomen, das neuerdings mit Begriffen wie „Rottweiler-Gesellschaft" (Collier 2019: 73) und „Kleptokratie" (Diamond 2012: 322 ff.) umschrieben wird. Sicher handelt es sich hierbei nicht um analytische Kategorien im Marxschen Sinne, aber sie bringen sehr schön zum Ausdruck, wie der Zerfall des gesellschaftlichen Zusammenhalts mit einfach-einsichtiger Vernunft wahrgenommen wird (Haller 2013; Rauscher 2013).

Kritisiert wird in diesem Zusammenhang unter anderem die mangelnde Problemlösungskompetenz der parteipolitisch durchwirkten parlamentarischen Demokratie. Sie erschöpfe sich weitgehend in tagespolitischen Abgrenzungs- und Profilierungsquerelen, die sich periodisch, entsprechend den meist vierjährigen Wahlzyklen, geradezu pathologisch verdichten und übersteigern. Sie verfüge aus strukturellen Gründen über keine Langzeitperspektive, über keine operationsfähigen generationsübergreifenden Zukunftsvisionen, wie parlamentarische Demokratie, Expertenautorität und Basisdemokratie vor dem Hintergrund einer sich konstituierenden Weltgesellschaft[4] und im Anblick einer manifesten Klimakrise

1 Arno Bammé ist Soziologe, Prof.em. der Universität Klagenfurt und unter anderem Herausgeber der Klagenfurter Tönnies Ausgabe sowie der Werke von Rudolf Goldscheid.

2 Siehe Agamben 2012; Blühdorn 2013; 2024; Höffe 2009; Merkel 2013; Norris 2011; Ropohl 2013. Zu Blühdorn 2024 s. in dieser Zeitschrift die Rezension von Haselbach, Heft 2/2024.

3 Siehe Bofinger 2011; Guéhenno 1996; Raith 1998; Warde 2012.

4 Siehe Dror 1995; Hardt/Negri 2000; Kreuzberg 2001; Luhmann 1971.

(Ponting 1991) in eine zeitgemäße Balance zu bringen seien. Wer Visionen habe, ließ ein deutscher Bundeskanzler einmal verlauten, solle zum Arzt gehen. Besser kann man ein unzeitgemäßes Politikverständnis kaum in einem Satz zusammenfassen. Zweifellos haben wir heute noch keine Weimarer Zustände, aber vielleicht ist das nur eine Frage der Zeit.

Diese Weimarer Zustände sowie die Entwicklung in Russland und in Italien vor Augen hat Tönnies auf dem „Fünften Deutschen Soziologentag" 1926 in seinem Wiener Referat „*Über die Demokratie*" (Tönnies 2010) darauf aufmerksam gemacht, dass ‚Demokratie' zunächst einmal nur eine begriffliche Abstraktion sei, der realiter unterschiedliche Ausprägungsformen, unter anderem jene der parlamentarischen, zu subsumieren seien. Und er hat in diesem Zusammenhang ein alternatives Modell demokratischer Willensbildung zur Diskussion gestellt, um die strukturellen Mängel der überkommenen ‚Parteienherrschaft' zu umgehen. Es mag in diesem Zusammenhang hilfreich sein, auf Analysen soziologischer Klassiker zurückzugreifen, die sie aus Sorge um die Zukunft der Demokratie in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts veröffentlichten. So etwa, wenn Robert Michels am Beispiel der SPD strukturell bedingte oligarchische Tendenzen in „jeder menschlichen Zweckorganisation" nachweist (1911: 12, vgl. 368 ff.), die unhintergehbar sind, weswegen er von einem „ehernen Gesetz der Oligarchie" spricht (ebd.: 362 ff. [VI.2]). Ähnlich argumentiert Vilfredo Pareto (1955 [1916]), wenn er äußert, dass es in solchen Zweckorganisationen üblicherweise, etwa im Falle von Krisensituationen, lediglich zu einem Austausch, zu einer „Zirkulation der Eliten" komme, nicht jedoch zu strukturellen Veränderungen (1976: 114 pp.). Nach wie vor bleibt neben „List" und „Gewalt", „Lug und Trug" (Tönnies 2017 [1887]: 223, 187) die politische Rhetorik ihr wichtigstes Herrschaftsinstrument, was alles Pareto als „Residuen" und „Derivationen" bezeichnet.[5] Beide, sowohl Michels als auch Pareto, konnten sich dabei auf Vorarbeiten von Gaetano Mosca (1950 [1896]) stützen.[6]

Bei Donald Trump jedoch kommt seit dem misslungenen Anschlag auf ihn ein Aspekt hinzu: jener der „göttlichen Vorsehung", die seine Politik zusätzlich legitimieren soll, eine „Derivation", die Eric Voegelin (1993 [1938]) angesichts des aufkommenden Nationalsozialismus im Geltungsbereich der „politischen Religionen" verortet, eine sakrale Weihe, die nicht nur in den tradierten Erlösungsreligionen, sondern als „Residuum", als bewusste Mobilisierung und Instrumentalisierung von Gefühlen zunehmend auch im Regierungshandeln säkularer Staaten zur Anwendung gekommen ist, etwa in Russland unter Putin, im Iran sogar als Staatsdoktrin oder in Nordkorea.

Literatur

Agamben, Giorgio et al. (2012): Demokratie? Eine Debatte. Berlin: Suhrkamp.

Bach, Maurizio ([2]2019): Jenseits des rationalen Handelns. Zur Soziologie Vilfredo Paretos. Wiesbaden: Springer VS [[1]2004].

Bammé, Arno (2019): Postfaktische Zeiten. Donald J. Trump als Symptom. In: Tönnies-Forum 28, 2, S. 49–68; abrufbar unter https://ferdinand-toennies-gesellschaft.de/downloads/Forum_2019_2.pdf.

5 Siehe zu den „Residuen" und „Derivationen" usw. Röhrich 1975: 16 f., Mongardini 1976: 25, 31 sowie jetzt Bach [2]2019.

6 Zu Mosca, Michels und Pareto im Kontext siehe die von Wilfried Röhrich 1975 herausgegebene und eingeleitete, bis heute einschlägige Textsammlung.

Blühdorn, Ingolfur (2013): Simulative Demokratie. Berlin: Suhrkamp.
Blühdorn, Ingolfur (2024): Unhaltbarkeit. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Berlin: Suhrkamp.
Bofinger, Gerald (2011): Die Staaten lassen sich von den Finanzmärkten vorführen. In: Der Standard, 19./20. November, S. 9.
Collier, Paul (2019): Sozialer Kapitalismus. Mein Manifest gegen den Zerfall der Gesellschaft. München: Siedler.
Crouch, Colin (2011): Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus. Berlin: Suhrkamp.
Diamond, Jared (2012): Vermächtnis. Was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können. Frankfurt am Main: Fischer.
Dror, Yehezkel (1995): Ist die Erde noch regierbar? Ein Bericht an den Club of Rome. München: Bertelsmann.
Guéhenno, Jean Marie (1996): Das Ende der Demokratie. München: dtv.
Haller, Max (2013): Die Diskreditierung der direkten Demokratie. In: Der Standard, 25. April, S. 39.
Hardt, Michael/Negri, Toni (2002): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt am Main/New York: Campus.
Haselbach, Dieter (2024): [Rez. v. Blühdorn 2024]. In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue 2, 2, S. 212–215. https://doi.org/10.3224/ksr.v2i2.10.
Höffe, Otfried (2009): Ist die Demokratie zukunftsfähig? Über moderne Politik. München: Beck.
Kreuzberg, Karla (Hrsg.) (2001): Die Zukunft der Gesellschaft. Widersprüche einer alternativen Modellbildung. München/Wien: Profil.
Luhmann, Niklas (1971): Die Weltgesellschaft. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Band 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Wiesbaden: VS, S. 51–71.
Merkel, Wolfgang (2013): Gibt es eine Krise der Demokratie?. In: WZB-Mitteilungen 139, S. 6–9.
Michels, Robert (1911): Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Leipzig: Dr. Werner Klinkhardt.
Mongardini, Carlo (1976): Paretos Soziologie um die Jahrhundertwende: In: Pareto 1976, S. 5–53.
Mosca, Gaetano (1950) [1896]: Die herrschende Klasse. Grundlagen der politischen Wissenschaft. München: Lehnen.
Norris, Pippa (2011): Democratic Deficit. Critical Citizens Revisited. Cambride: Cambridge University Press.
Papcke, Sven/Oesterdikhoff, Georg W. (Hrsg.) (2001): Schlüsselwerke der Soziologie. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag.
Pareto, Vilfredo (1955) [1916]: Allgemeine Soziologie (Auszüge). Tübingen: Mohr (Siebeck).
Pareto, Vilfredo (1976): Ausgewählte Schriften. Hgg. v. Carlo Mongardini. Frankfurt am Main: Ullstein.
Ponting, Clive (1991): A green History of the World. The Environment and the Collapse of Great Civilizations. New York: Penguin.
Raith, Werner (1998): Die Republik der Scheinheiligen oder Wieviel Korruption braucht die Demokratie. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg.
Rauscher, Hans (2013): Der Wunsch nach mehr Demokratie. In: Der Standard, 24. April, S. 35.
Röhrich, Wilfried (1972): Robert Michels. Vom sozialistisch-syndikalistischen zum faschistischen Credo. Berlin: Duncker & Humblot.
Röhrich, Wilfried (Hrsg.) (1975): ‚Demokratische' Elitenherrschaft. Traditionsbestände eines sozialwissenschaftlichen Problems. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
Ropohl, Günter (2013): Demokratie. Die Defizite der Parteienherrschaft. In: Novo Argumente 115, 1, S. 40–48.
Strange, Susan (1986): Casino capitalism. Oxford: Blackwell.
Tönnies, Ferdinand (2010): Über die Demokratie (1926). In: Ders.: Schriften zur Staatswissenschaft. Hgg. v. Rolf Fechner. München/Wien: Profil, S. 428–454.
Tönnies, Ferdinand (2017): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Hgg. v. Arno Bammé. München/Wien: Profil; ebenfalls in: Tönnies, Ferdinand (2019): Ferdinand

Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 2: Gemeinschaft und Gesellschaft. 1880–1935. Hgg. v. Bettina Clausen und Dieter Haselbach. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 113–429.

Tönnies, Ferdinand (2018): Kritik der öffentlichen Meinung. München/Wien: Profil; ebenfalls in: Tönnies, Ferdinand (2002): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 14: 1922. Kritik der öffentlichen Meinung. Hgg. v. Alexander Deichsel, Rolf Fechner und Rainer Waßner. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 5–679.

Voegelin, Eric (1993) [1938]: Die politischen Religionen. München: Fink.

Warde, Ibrahim (2012): Blair Inc. In: Le Monde diplomatique, November, S. 23.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Materialien im Staatsarchiv Hamburg über Ferdinand Tönnies unter besonderer Berücksichtigung der Akten der Politischen Polizei[1]

Tatjana Trautmann[2]

Mit dieser Miszelle möchte ich einen kleinen Einblick in die Forschungstätigkeit zu Ferdinand Tönnies geben. Ein wichtiges Element in den letzten Jahren waren dabei Archivrecherchen: In welchen Archiven gibt es Materialien über ihn und was enthalten sie?

Ferdinand Tönnies lebte mit seiner Frau Marie in den Jahren 1894 bis 1898 in Hamburg und von 1898 bis 1901 in Altona. Infolgedessen lohnt sich ein Blick in die Bestände des Staatsarchivs Hamburg. Die Recherche wird durch die fortschreitende Digitalisierung erheblich erleichtert; ein großer Teil der Bestände des Staatsarchivs ist in der Archivdatenbank[3] erfasst und dadurch einfacher ermittelbar.

Über Ferdinand Tönnies finden sich sechs Akten im Staatsarchiv. Eine Akte ist eine Zeitungsausschnitt-Sammlung[4]. Sie enthält zwei Zeitungsausschnitte aus Hamburger Zeitungen über Ferdinand Tönnies anlässlich seines 70. Geburtstages im Juli 1925. Außerdem wird Tönnies in einer Akte[5] zur Tagung der Deutschen Statistischen Gesellschaft in Hamburg im Jahr 1928 in Zeitungsartikeln erwähnt, er referierte auf dieser Tagung über „Statistik und Soziographie“ (vgl. Tönnies 1928, 1928a, 1929). In einer Nachlassakte[6] findet sich ein unveröffentlichtes Manuskript „Das Problem der öffentlichen Meinung bei Tönnies“ des Ökonomen Paul Lindemann (1896–1955), das laut Angabe auf dem Aktendeckel in den Jahren 1923 bis 1934 entstand. Zudem liegt in einer weiteren Akte[7] zu Ehrenpromotionen der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg ein kurzer Vermerk zur Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Rechte an Ferdinand Tönnies im Jahr 1921 vor.

Zwei Akten der Politischen Polizei in Hamburg sind besonders interessant und sollen im Folgenden vertieft behandelt werden. Die Politische Polizei in Hamburg wurde 1890 als Teil der Kriminalabteilung eingerichtet und umfasste zunächst 22 Beamte. 1903 wurde sie zu einer eigenständigen Abteilung der Polizeibehörde. Im November 1918 wurde sie durch den Arbeiter- und Soldatenrat aufgelöst (vgl. Hering 2004: 89–90).

Eine der beiden ist eine Akte über die ethische Bewegung.[8] Sie umfasst Materialien aus den Jahren 1896 bis 1914 zur ethischen Bewegung und der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (DGEK), vor allem Zeitungsberichterstattung, Programme/Satzungen (z. B. des Ethischen Bundes und der DGEK) sowie Einladungen zu Versammlungen. Ferdinand

1 Mein großer Dank gilt meinem Kollegen Dr. Jens Herold, der die Berichte über Tönnies aus der Akte der Politischen Polizei sorgfältig transkribiert hat und äußerst wertvolle Kontextinformationen beigesteuert hat.

2 Tatjana Trautmann ist Historikerin und arbeitet seit 2018 in einem Erschließungsprojekt zu den Notizbüchern Ferdinand Tönnies‘ sowie seit Ende 2021 im Projekt „Ferdinand Tönnies-Briefe: Eine digitale Edition“.

3 https://recherche.staatsarchiv.hamburg.de/ScopeQuery5.2/suchinfo.aspx (abgerufen am 07.01.2025).

4 Signatur: 731–8_A 770 Tönnies, Ferdinand.

5 Signatur: 135–1 I-IV_7821.

6 Signatur: 622–1/130_24 Paul Lindemann.

7 Signatur: 364–5 I_A 160.08.01.

8 Signatur: 331–3 Politische Polizei 8564.

Tönnies war in der ethischen Bewegung aktiv, begründete die DGEK mit und war bis zu seinem Rückzug im Jahr 1900 im Hauptvorstand der Gesellschaft (Wierzock/Herold 2023: 42–44, weiterführend: Wierzock 2022). Gelegentlich taucht sein Name in der Akte auf, z. B. trägt er im April 1899 bei einer Versammlung die DGEK über Wohnungsnot vor (vgl. Tönnies 1900) und ist im Jahr 1899 Vorstandsmitglied der neugegründeten Abteilung Hamburg-Altona der DGEK. Außerdem findet sich in der Akte ein Exemplar der Zeitschrift ‚Die Umschau' von Oktober 1899, das einen Aufsatz Tönnies' über die ethische Bewegung enthält (Tönnies 1899). Interessant ist die Anzeige eines Gastwirtes aus dem November 1899, dass Ferdinand Tönnies bei ihm einen Vortrag hält. Aus dem nachfolgend abgehefteten handschriftlichen Bericht eines Schutzmannes über diese Versammlung wird allerdings deutlich, dass Tönnies im Namen der DGEK den Abend nur eröffnete und leitete. Der Referent war ein Herr Dr. Görland, der über Sozialpädagogik sprach. Vermutlich handelte es sich dabei um Albert Görland, einen Schüler Paul Natorps und Hermann Cohens (vgl. Müller 2005: 109–110).

Die Aufgaben der Politischen Polizei, die sich auch in der Akte widerspiegeln, waren sehr vielfältig. Allgemein ging es darum, die staatliche Ordnung zu schützen. Kritiker und Gegner der Monarchie wurden als „Staatsfeinde" (Hering 2004: 88) gesehen und es wurde gegen sie vorgegangen. Zu den Hauptaufgaben gehörten die Überwachungen von Versammlungen, die seit 1893 polizeilich angemeldet werden mussten, und die Kontrolle der gesamten Tagespresse, die in Hamburg erschien. Es wurden Berichte über Versammlungen erstellt, Zeitungen gelesen und Ausschnitte daraus gesammelt. Überwacht wurden zahlreiche Vereine und Organisationen unterschiedlicher politischer Richtungen (vgl. Hering 2004: 90–91).

Aber es wurden auch Akten über einzelne Personen geführt. Eine solche ist die Akte, die die Politische Polizei in Hamburg über Ferdinand Tönnies als Person angelegt hat.[9] Sie wurde von 1896 bis 1918 geführt und umfasst 153 Blatt. Möglicherweise war Tönnies' Mitwirken in der ethischen Bewegung der Grund, warum die Politische Polizei die Akte im Jahre 1896 anlegte. Die frühesten Einträge stammen aus dem Oktober 1896. Tönnies scheint der Behörde zunächst nicht bekannt gewesen zu sein. Auf dem ersten Blatt[10] findet sich neben einem Ausschnitt aus dem Hamburger Echo vom 8. Oktober 1896 über den ‚Fortbildungsverein von Barmbek, Uhlenhorst und Umgegend' die Marginalie „Wer ist Tönnies?". Die Beamten gingen irrigerweise davon aus, dass Tönnies einen Vortrag über „Spiritismus" plane.[11] Daraufhin wurde einem Polizeibeamten der Auftrag erteilt, Erkundigungen über Tönnies einzuholen. Auf den folgenden drei Blättern finden sich dann kurze Berichte zu Ferdinand Tönnies, die im Folgenden in Gänze wiedergegeben werden:

Der erste Bericht datiert auf den 12. Oktober 1896 und stammt aus der Feder des Sergeanten der Kriminalpolizei Rapp[12]:

„In Folge Auftrags vom 9. d. Mts. wird mit Bezug auf anliegende „Echo" Ausschnitt N: 236 auf Grund der durch Unterzeichneten eingezogenen Erkundigungen wie folgt berichtet:

9 Signatur: 331–3 Politische Polizei 7889.
10 Nur die ersten beiden Blätter der Akte sind nummeriert.
11 Siehe folgender Bericht vom 12. Oktober 1896. Laut Zeitungsartikel wird ein Referent für das Thema „Was ist Spiritismus?" gesucht. Weiter wird berichtet, dass Tönnies ebenfalls einen Vortrag halten möchte, aber ohne Nennung des Themas.
12 Johann Jürgen Eduard Rapp (vgl. Hamburger Adress-Buch 1897: I/44).

Der laut dem angezogenen Ausschnitt aus dem „Echo“, für einen Vortrag über „Spiritismus“ in Aussicht genommene[13] Professor Dr. Tönnies dürfte wohl identisch sein mit dem Universitätsprofessor Ferdinand Julius Tönnies, geb. d. 26.7.55 zu Oldenswort Kr. Eiderstedt, wohnhaft Barmbeck, Abendrothstr. 7 pt[14]. –
Der Genannte welcher verheirathet ist mit einer Marie geb. Sieck,
[RS:][15]
geb. d. 18.11.65 zu Kirchmühl Kr. Plön, ist preuß. Staatsangehöriger, seit dem 30/5.94 hier aufhältlich und war vorher in Kiel wohnhaft. –
Professor Tönnies ist hier dadurch bekannt geworden, daß er in einer seitens der Förderer der von Egidy‘schen[16] Bestrebungen, am 2 Mai 1895 abgehaltenen Versammlung, als Redner auftrat und dahin sich ausdrückte:
„daß v. Egidy soviel er wiße, der ethischen Bewegung angehöre. Diese Bewegung aber habe kein bestimmtes Programm und ohne ein solches seien Forderungen seitens einer politischen Parthei, wie Anträge betreffend Wohnungen und Verkürzung der Arbeitszeit, nicht durchzubringen, weshalb es nothwendig erscheine, daß diese Parthei ein Programm aufstelle.“[17]
Der Genannte soll Sprachlehrer sein.[18] –„

Am 15. Oktober 1896 ergänzt Rapp seinen Bericht um „vertrauliche[n] Erkundigungen“:

Der im angehefteten Bericht genannte Tönnies, welcher etwas excentrischer Natur sein soll, lebt angeblich in guten Verhältnißen.
Ein Schwager desselben (ein Bruder der Frau S.) soll Rechtsanwalt sein, angeblich in Kiel. –
Herr Tönnies soll ab und zu verreisen und 3 bis 8 Tage fort bleiben, man spricht davon, daß er sich um
[RS:]
eine Professur bemüht, auch eine solche in Aussicht haben soll.[19] –
Im übrigen halten sich die Eheleute Tönnies sehr für sich und bewohnen ununterbrochen die innehabende Wohnung, für welche M 850 p. A.[20] Miethe zu zahlen ist. –
Die Genannten waren während dieses Sommers 6 Wochen zum Besuch in Kiel und Umgegend.“

Ein weiterer Polizeibeamter, der leider nicht zu identifizieren war (Croonen[?]) fügt den Berichten dann noch zwei kurze Ergänzungen hinzu:

„29.10.96
In den vergangenen 8 Tagen hat der Professor Tönnies den fraglichen Vortrag nicht gehalten
es konnte auch noch nicht in Erfahrung gebracht werden, wann derselbe stattfinden soll.
[…]
12.11.96.
Bislang wurde nicht in Erfahrung gebracht daß der Professor Tönnies den Vortrag gehalten hat.“

Eine zentrale Rolle nimmt in der Akte Tönnies’ Engagement im Hamburger Hafenarbeiterstreik ein.[21] Er setzte sich im Verlauf des Streiks öffentlich für die Arbeiterschaft ein, was ebenfalls negative Auswirkungen auf seine Karriere an der Universität hatte: er galt „als für

13 Hier liegt ein Missverständnis vor, siehe oben.
14 Bedeutet möglicherweise Parterre.
15 RS = Rückseite [Einfügung der Autorin].
16 Christoph Moritz von Egidy (1847–1898), zu seiner Biografie Elze 1959 und zum Verhältnis von Egidy zur ethischen Bewegung: o.A. 1896.
17 Wahrscheinlich wurde die Veranstaltung am 2. Mai 1895 entsprechend der Aufgaben der Politischen Polizei überwacht und Tönnies’ Wortmeldung protokolliert. Allerdings fehlt hier in der Akte ein Randvermerk mit Verweis auf ein entsprechendes Aktenstück.
18 Tönnies arbeitete nie als Sprachlehrer. Er hielt als Privatdozent an der Universität Kiel Vorlesungen und Übungen und wirkte als freier Publizist.
19 Tönnies wurde erst Ende 1908 zum außerordentlichen Professor ernannt, da sein Engagement in der DGEK und im Hamburger Hafenarbeiterstreik negative Auswirkungen auf seine Karriere hatten.
20 per annum = pro Jahr, jährlich.
21 Details zu Tönnies’ Engagement finden sich z. B. bei Bickel 1988: 36–43, Jacoby 1971: 234–240, Wierzock 2022: 13–17; umfangreich zum Hamburger Hafenarbeiterstreik und kritisch zu Tönnies’ Rolle: Bieber 1978. Tönnies’ Schriften zum Streik sind gesammelt ediert worden in Tönnies 2010.

eine Professur ungeeignet“ (Wierzock 2022: 17). Mehr als 30 Schriftstücke in der Akte (v. a. Zeitungsausschnitte) dokumentieren diesen Themenkomplex.

In der Akte finden sich zahlreiche Zeitungsartikel von und über Tönnies. Es konnten sogar zwei Neufunde von bislang unbekannten Artikeln von Tönnies ausfindig gemacht werden (Tönnies 1897 und 1898). Außerdem finden sich zahlreiche Zeitungsartikel über Tönnies’ Publikationstätigkeit, so z. B. eine Rezension zu Tönnies’ Nietzsche-Kultus (Aegis 1897 über Tönnies 1897a), sowie vor allem über seine Vortragstätigkeit (z. B. sprach er über eine darwinistische Gesellschaftsordnung im Jahr 1901) und Notizen über Tönnies’ Teilnahme an Kongressen. Pressegeschichtlich interessant ist auch eine handschriftliche Notiz von Februar 1897, dass Tönnies’ einen Strafantrag gegen die Redaktion des Hamburgischen Correspondenten gestellt habe wegen verweigerter Aufnahme von Berichtigungen. Das Verfahren wurde nach einer Stellungnahme des Redakteurs eingestellt, wie in der Akte vermerkt wurde.

Literaturverzeichnis

Aegis (1897): Ein Nietzsche-Kritiker. In: Der Sozialist. Organ für Anarchismus-Sozialismus 7, 16, S. 97–98.

Bickel, Cornelius (1988): Tönnies in Hamburg (1894–1901). Skeptische Aufklärung in Theorie und Praxis. In: Waßner, Rainer (Hrsg.): Wege zum Sozialen. 90 Jahre Soziologie in Hamburg. Opladen: Leske+Budrich, S. 25–48.

Bieber, Hans-Joachim (1978): Der Streik der Hamburger Hafenarbeiter 1896/97 und die Haltung des Senats. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 64, S. 91–148.

Elze, Martin (1959): Egidy, Moritz von. In: Neue Deutsche Biographie 4, S. 337 [abrufbar unter: https://www.deutsche-biographie.de/pnd11868809X.html#ndbcontent, 11. 02. 2025].

Hering, Rainer (2004): Das Sozialistengesetz und der Überwachungsstaat. Die Politische Polizei in Hamburg. In: Beutin, Heidi et al. (Hrsg.): 125 Jahre Sozialistengesetz. Beiträge der öffentlichen wissenschaftlichen Konferenz vom 28.–30. November 2003 in Kiel. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 87–97.

Jacoby, Eduard G. (1971): Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies. Eine biographische Einführung. Stuttgart: Enke.

Müller, Carsten (2005): Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie. Ein problemgeschichtlicher Theorieentwurf. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

o.A. (1896): Egidy und die ethische Bewegung. In: Ethische Kultur. Wochenschrift für sozial-ethische Reformen 4, 14, S. 105–106.

o.A. (1897): Hamburger Adress-Buch für 1897. Hamburg: Hermann’s Erben [abrufbar unter: https://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh-adress/digbib/view?did=c1:431474&p=89, 14. 01. 2025].

Tönnies, Ferdinand (1897): Zum Streik der Hafenarbeiter [Berichtigung]. In: Hamburgischer Correspondent, Nr. 40 (25. Januar 1897), Abend-Ausgabe, S. 10.

Tönnies, Ferdinand (1897a): Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik. Leipzig: Reisland.

Tönnies, Ferdinand (1898): [Professor Dr. Tönnies schreibt uns]. In: Hamburger Echo, 12. Jg., Nr. 251 (26. Oktober 1898), S. 6.

Tönnies, Ferdinand (1899): Die ethische Bewegung. In: Die Umschau. Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst 3, 43, S. 842–845.

Tönnies, Ferdinand (1900): Die Wohnungsnot – eine sittliche Not. In: Ethische Kultur. Wochenschrift für sozial-ethische Reformen 8, 27, S. 212–213 [ediert in: Tönnies, Ferdinand (2018): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 5: 1900–04. Politik und Moral. Vereins- und Versammlungsrecht wider die Koalitions-Freiheit. L'Évolution sociale en Allemagne (1890–1900). Die Ostseehäfen Flensburg, Kiel, Lübeck. Schriften. Rezensionen. Hrsg. v. Bärbel und Uwe Carstens. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, S. 309–321].

Tönnies, Ferdinand (1928): Statistik und Soziographie. In: Deutsches Statistisches Zentralblatt 20, 9, Sp. 135–138.

Tönnies, Ferdinand (1928a): Statistik und Soziographie. In: Soziale Praxis. Zentralblatt für Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege 37, 32, Sp. 751–752.

Tönnies, Ferdinand (1929): Statistik und Soziographie. In: Allgemeines Statistisches Archiv 18, 4, S. 546–558.

Tönnies, Ferdinand (2010): Schriften zum Hamburger Hafenarbeiterstreik. Hrsg. v. Rolf Fechner. München/Wien: Profil.

Wierzock, Alexander (2022): Ferdinand Tönnies (1855–1936). Soziologe und Ethiker. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Wierzock, Alexander/Herold, Jens (2023): Humanisierung der sozialen Welt: Ferdinand Tönnies als Soziologe und Ethiker. Ein Kieler Manifest zur ethischen Reform. In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue. Internationales Tönnies-Forum 1, 1, S. 41–70 (https://doi.org/10.3224/ksr.v1i1.06).

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Neue Porträts von Ferdinand Tönnies aufgetaucht

Sebastian Klauke und Robert Seyfert[1]

Dass Ferdinand Tönnies noch zu seinen Lebzeiten von verschiedenen Künstler:innen portraitiert worden ist, weiß die Tönnies-Forschung schon lange (für eine Übersicht siehe Carstens 2013: 408–409). Eine Büste steht in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek[2], Bilder befinden sich im Husumer Nissenhaus[3] sowie im Besitz der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.

Nun sind allerdings zwei bislang unbekannte Bilder aufgetaucht. In einem Hamburger Antiquariat stieß Robert Seyfert zufällig auf eine Kohlezeichnung von Erich Hartmann, auf der ein älterer Herr zu sehen ist, der eine deutliche Ähnlichkeit mit Tönnies aufweist. Einen Titel trägt das Bild nicht. Vom Nachlassverwalter und dem Antiquar wurde das Bild als „Mann im Profil mit buschigem Bart" bezeichnet und das Entstehungsjahr mit „wohl um 1930" angegeben. Aufgrund der starken Ähnlichkeit wurde die Zeichnung erworben. Ebenso wie ein zweites Bild des Hamburger Antiquars, das nach dessen Aussage „vermutlich den gleichen Mann" darstelle – es handelt sich unzweifelhaft um Ferdinand Tönnies.

Erich Hartmann, geboren 1886, gestorben 1974, war ein expressionistischer Maler und Grafiker und Mitglied der Hamburgischen Sezession (näheres zur Person siehe bei Werner 2011). Ein Briefwechsel zwischen ihm und Tönnies ist bisher nicht bekannt und in den Notizkalendern und -büchern von Tönnies gibt es keinen Hinweis darauf, dass die beiden sich getroffen haben könnten. Ein Beleg für zumindest ein Tönnies-Porträt Hartmanns wurde gleichwohl ermittelt.

Denn ein Artikel des Hamburger Anzeigers im *Kleinen Feuilleton* der Zeitung vom 27. August 1931 erwähnt ein im Altonaer Künstler-Verein[4] ausgestelltes Tönnies-Bild des Malers: „Die zwei Bildnisse von Erich *Hartmann* geben die Persönlichkeit von Ferdinand Tönnies und Dr. B. treffend wieder, trotz der summarischen Zusammenziehung in seinem gewohnten Freskenstil. In seiner etwas saloppen Behandlung der Malfläche gibt er ihnen sogar den Reiz, den sonst ehrwürdige Fresken nur durch den Verfall einiger Jahrhunderte oder die Behandlung übereifriger Restauratoren erreichen" (H. R. L. 1931). Autor dieser Zeilen ist der Kunstkritiker Harry Reuss-Löwenstein (1880–1966).

Dieser Hinweis ist sehr hilfreich, bietet er doch ein starkes Indiz dafür, dass es sich bei dem fraglichen Bild tatsächlich um ein Porträt von Ferdinand Tönnies handelt. Neben der ausdrücklichen Erwähnung Tönnies', die von einer im damaligen Kontext den Lesenden des Hamburger Anzeigers offenbar selbstverständlichen Bekanntheit des Soziologen ausgeht,

1 Sebastian Klauke ist Wissenschaftlicher Referent der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft. Robert Seyfert ist Professor für Soziologie mit Schwerpunkt Soziologische Theorien am Institut für Sozialwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

2 Abguss einer Plastik von Kurt Kroner aus dem Jahr 1917: https://www.museen-nord.de/Objekt/DE-MUS-076111/lido/2001-21.

3 Zum Beispiel eine Zeichnung von Käte Lassen, 1926 in Kiel angefertigt: http://www.museen-sh.de/Objekt/DE-MUS-068813/lido/B+2038-24.

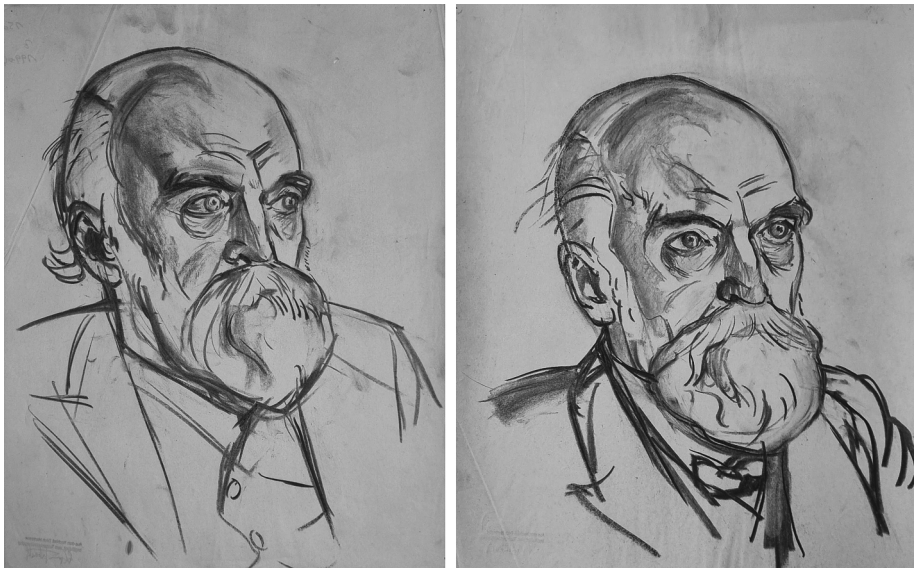
4 Der Altonaer Künstler-Verein wurde 1905 oder 1909 gegründet, die Auflösung erfolgte 1954. Curt Francke, der 1914 der Vereinsvorsitzende war, gibt in einer Rede als Gründungsjahr 1909 an, vgl. Eröffnung 1914. In der einschlägigen Literatur wird die Gründungszeit bis ins Jahr 1905 zurückverlegt, bei schwieriger Beleglage, vgl. Feuß 1990: 12–13. Der Verein veranstaltete regelmäßig Ausstellungen und Künstlerfeste und hatte Verbindungen zur Hamburgischen Sezession.

 https://doi.org/10.3224/ksr.v3i1.09

passt die Beschreibung des Stils als freskenartig und die teilweise verschmierte Kohle des Bildes charakterisiert Harry Reuss-Löwenstein treffend mit einer „saloppen Behandlung der Malfläche".

In der Hamburger Presse wird über Hartmann, seine Malerei und seine Ausstellungen seit 1911 berichtet. Bislang gibt es nur diesen Artikel, der zwischen ihm und Tönnies eine Verbindung herstellt. Darüber hinaus ließ sich bislang keinerlei Literatur finden, in der ein Bezug zwischen Tönnies und Hartmann hergestellt wird. Ob es sich also bei einem der neu entdeckten Bilder um das im Artikel gefundene Bild handelt, ist damit zwar nicht vollständig bewiesen, aber es spricht viel dafür.

Abb. 1 & 2: Tönnies-Porträts von Erich Hartmann, fotografiert von Robert Seyfert.



Literatur

Carstens, Uwe (2013): Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Eine Biografie. Bräist/Bredstedt: Nordfriisk Instituut.

Feuß, Axel (1990): Die Geschichte des Altonaer Künstlervereins. In: Feuß, Axel (Hrsg.): Altonaer Künstlerverein 1950–1939, 7. September 1990–21. Januar 1991, Altonaer Museum in Hamburg – Norddeutsches Landesmuseum. Hamburg: Altonaer Museum, S. 11–46.

H. R. L. (1931): [o. T.]. In: Hamburger Anzeiger vereinigt mit Neue Hamburger Zeitung (General-Anzeiger für Hamburg-Altona), Nr. 199, 44. Jg., 27. August 1931, S. 2.

Werner, Stefanie Kristina (2011): Erich Hartmann (1886–1974). Leben und Werk eines Hamburger Malers. Mit einem Verzeichnis der Gemälde und der „Kunst am Bau". Diss. Hamburg: Fachbereich

Kulturgeschichte und Kulturkunde. https://ediss.sub.uni-hamburg.de/bitstream/ediss/4212/2/pdfDissTextband.pdf (27. 01. 2025).
o. A. (1914): Eröffnung der schleswig-holstein. Kunstausstellung. In: Altonaer Nachrichten, Nr. 240, 64. Jg., 25. Mai 1914, Abend-Ausgabe, S. 1.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Vojin Saša Vukadinović (Hrsg.) (2024): Siebter Oktober Dreiundzwanzig. Antizionismus und Identitätspolitik. Berlin: Querverlag.

Silas Ketels[1]

Der Angriff der Terrororganisation Hamas auf die israelische Bevölkerung am siebten Oktober 2023 stellt eine Zäsur dar, ist er doch der größte Anschlag auf jüdisches Leben seit dem nationalsozialistischen Völkermord, der Schoa. Am siebten Oktober 2023 drang die Hamas in israelisches Staatsgebiet ein, ermordete, vergewaltigte und entführte Besucher*innen des Nova-Festivals und Bewohnende nahe gelegener Kibbuzim. Die Szenen sind gut dokumentiert und für die Weltöffentlichkeit über Videoaufnahmen einsehbar – dennoch werden sie häufig ignoriert oder, schlimmer noch, sogar verherrlicht.

Der vorliegende Sammelband des Herausgebers Vojin Saša Vukadinović versucht sich an einer ersten Aufarbeitung des Ereignisses und seiner Konsequenzen, insbesondere in Bezug auf den Diskurs um Israel und jüdisches Leben und aus der Perspektive der Opfer des Massakers. Dabei übt er in erster Linie Kritik an denjenigen in der politischen Linken, welche sich nicht solidarisch mit Israel verhalten würden, sondern im Gegenteil den Staat Israel dämonisieren würden. Grund dafür sei eine Identitätskonzeption und -politik, vor allem auch in westlichen Hochschulen, welche Ausdruck einer derzeitigen Verflechtung antizionistischen Aktivismus mit Geistes- und Sozialwissenschaften sei. Vukadinović betont dabei insbesondere die Bereiche der Gender Studies, Queer Theory und Postcolonial Studies. Seine These lautet: „Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen Aktivismus und Wissenschaft“ (Vukadinović 2024: 25). Diese These macht den Band sozialwissenschaftlich relevant. Zwar wird wiederum in ihm vornehmlich politisch argumentiert, Betroffenheit ausgedrückt und zur Solidarität mit den Opfern des Massakers vom 7. 10. 2023 und den Geiseln der Hamas aufgefordert. Aber der Band bietet doch Material und will – wenigstens in Teilen – auch wissenschaftlich argumentieren, enthält also ganz unterschiedliche Textsorten mit verschiedenen Ansprüchen. Einige Beiträge des Sammelbandes nehmen etwa für sich in Anspruch, die Mechanismen von Ausschlüssen und Exklusionen in den analysierten Theoremen offenzulegen. Dabei wird deutlich, dass nicht nur archaische Formen von Gemeinschaften brutal sein und in eine Art ‚Unmenschlichkeit‘ gegenüber den Ausgeschlossenen münden können. Vielmehr bleibt diese ‚dunkle‘ Seite identitätspolitischer Gemeinschaften auch in der modernen und postmodernen Gegenwart ein drängendes Thema. Diese beunruhigende Erkenntnis, die von den Beiträgen teils als Diagnose präsentiert wird, wird den Leser*innen eindrücklich vor Augen geführt. Gleichzeitig bleibt die Kritik selbst nicht frei von Widersprüchen, da sie in manchen Aspekten ins Gegenteil umschlägt.

1 Silas Ketels ist Kommunikationswissenschaftler und hat an der Fachhochschule Kiel sowie am Volda University College (Norwegen) studiert. Derzeit bereitet er sich auf seine Promotion vor. In seiner vom Fachbereich Medien der FH Kiel 2023 ausgezeichneten Masterthesis hat er sich mit Theorien der politischen Digitalökonomie auseinandergesetzt.

Ziel des Sammelbands ist einerseits die Aufarbeitung antisemitischer Reaktionen auf den siebten Oktober 2023 im Westen und vor allem in Deutschland. Anderseits wird ein historischer Erklärungsversuch dafür angestrebt, wie es zu einem so erstarkten Antisemitismus kommen konnte. Der Sammelband enthält fünf Sektionen: In der ersten werden die das Pogrom befürwortenden Reaktionen aus dem Westen geschildert. Die zweite fragt nach politischem Handlungsbedarf, während die dritte aktuelle Ausprägungen der Identitätspolitik in der oben genannten Sichtweise der Autor*innen skizziert, die durch diese Perspektive zwar eingeschränkt ist, aber gleichwohl problematische Seiten herausarbeitet, mit denen man sich künftig wieder verstärkt auseinanderzusetzen hat. In der vierten Sektion wird behauptet, dass Antizionismus im identitätspolitischen Aktivismus omnipräsent sei. Der Sammelband schließt mit einer Sektion, in der angeprangert wird, dass gesellschaftlich akzeptierter Rassismus nicht jenen migrantisierten Menschen gilt, welche sich antisemitisch äußern, sondern vielmehr denen, die zu Israels staatlicher Verfasstheit halten würden. Dem Herausgeber zufolge eint jeden der 28 Beiträge somit allerdings die Auffassung, dass die antisemitischen Tendenzen nach dem siebten Oktober 2023 „die immense Verdichtung einer fortschreitenden Entwicklung“ seien (Vukadinović 2024: 35).

Schon nach der Beschäftigung mit nur wenigen Beiträgen dieses Sammelbandes wird allerdings klar, dass die Kritik des Herausgebers, man könne Aktivismus und Wissenschaft nicht mehr unterscheiden, wohl eine Projektion gewesen sein könnte. Denn wissenschaftlich relevante, d. h. argumentierende und differenzierende Texte sucht man in *Siebter Oktober Dreiundzwanzig* lange vergebens. Eine deutlich überwiegende Zahl der hier veröffentlichten Beiträge ist in erster Linie politisch oder durch Betroffenheit motiviert. Die politische Grundaussage lautet wie folgt und generalisierend (!): *Die* politische Linke des Westens habe insgesamt ein verqueres Gerechtigkeitsverständnis beim Thema Israel-Palästina. Sie solidarisiere sich stark mit der palästinensischen Bevölkerung und kritisiere Israel auf ungerechtfertigte Art. Beispiel dafür ist etwa der Beitrag *Fragen für orientierungslose deutsche Linke* von Fatma Keser, welche kritisiert, dass ‚die‘ Linke sich übermäßig über das Leid und den Tod in Palästina empört, allerdings nicht über ähnliches an anderen Orten auf der Welt. Armin Navabi übt in seinem Text *„Queers for Palestine“ und der Tod der Ironie* Kritik am Queeraktivismus, dessen Verfechter*innen Palästina unterstützen würden, während die Hamas gegen queere Menschen auf gewaltsame Art vorgeht. Kathy Zarnegin stellt wiederum in ihrem Beitrag *Antizionismus, der identitätspolitische Fleischwolf der Gegenwart* die Verflechtungen von Antizionismus und modernem Antisemitismus heraus:

„Agierte für diesen [= der Antisemit vor dem Zweiten Weltkrieg] der Jude im Zentrum eines weltweiten Komplotts, der den Krieg mit sich bringen würde, sieht der zeitgenössische Antisemit, der zum Antizionisten konvertiert ist, den Staat Israel als Gravitationszentrum einer planetarisch organisierten zionistischen Verschwörung mit blutigen Ambitionen auf dem Weg zu einem dritten Weltkrieg.“ (Zarnegin 2024: 78)

Letzteres ist eine bemerkenswerte Einschätzung, die auf den ersten Blick plausibel erscheint, empirisch aber noch weiter zu belegen wäre. Einige dieser Kritiken sind plausibler als andere; mit Sicherheit handelt es sich dabei um eine partiell zutreffende Darstellung für manche, die Teil der zeitgenössischen Linken zu sein beanspruchen und in die skizzierten Handlungs- und Denkmuster verfallen. Eines haben diese Kritiken jedoch allesamt gemeinsam: es sind politische Kritiken.

Zu erwähnen sind allerdings Texte, die sich dem siebten Oktober 2023 auch mit wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse nähern wollen. Zu nennen wären etwa Ahmad A.

Omeirates Text *Postmoderner Antisemitismus*, in dem er die Entstehung eines linken Antisemitismus anhand von historischen Beispielen rekonstruiert, oder auch Faika El-Nagashi, die in ihrem Beitrag *Identität und Ideologie* Überlegungen zur ideologischen Verfasstheit queeraktivistischer Identitätspolitik anhand der Fragen nach Kontext, Haltung, Ideologie und Strategien zu Veränderung anstellt.

Diese wenigen Texte sind in wissenschaftlicher Hinsicht lesenswert. Darüber hinaus beschränkt sich die Auseinandersetzung mit dem Thema Wissenschaft auf die Kritik an wissenschaftlichen Strömungen und einigen problematischen Aspekten des studentischen Aktivismus. So übt etwa Chantalle El Helou in *Die Vordenkerin des queeren Antizionismus* Kritik an der Genderforscherin Judith Butler. Aus der Auseinandersetzung mit ihrem Denken diagnostiziert El Helou die antiisraelischen Positionen Butlers als Konsequenz aus den Überlegungen der Gender Studies und versucht damit, das Fachgebiet zu diskreditieren. Niels Betori Diehl kritisiert in seinem Text *Die roten Hände* auf abfällige Weise die vermeintliche Einseitigkeit der protestierenden Kunststudierenden und verfällt dabei selbst in Einseitigkeit und Unsachlichkeit. Sein Versuch, eine Kritik an dem künstlerischen Zeitgeist zu formulieren, verbleibt dabei als verbitterte Attacke gegen die junge Generation in der Kunst.

Die Einseitigkeit zieht sich als Motiv durch *Siebter Oktober Dreiundzwanzig.* Während sowohl der Herausgeber als auch viele der Autor*innen in teilweise sehr expliziter Weise die oft vergessenen Grauen des Pogroms schildern und auch richtigerweise auf die Verstärkung antisemitischer Tendenzen in westlichen Universitäten, Gewerkschaften und der Gesamtgesellschaft aufmerksam machen, blenden sie dabei vollkommen die Konsequenzen des Angriffs der Hamas auf die palästinensischen Gebiete und vor allem die Zivilbevölkerung aus, die bereits zum Erscheinungszeitpunkt des Sammelbandes im April 2024 offenkundig waren, jedoch in keinem der Texte expliziert werden. Damit erweisen sie auch ihrer Sache einen Bärendienst, machen sie sich doch so in ihrem Appell unglaubwürdig. Kurzgesagt: Wer zurecht über die Stigmatisierung und Gefährdung jüdischen Lebens spricht, sollte, so der Rezensent, auch über palästinensisches Leben nicht schweigen. Da viele Autor*innen dieses Sammelbandes jedoch genau das tun, argumentieren sie – so paradox und ironisch es zu sein scheint – selbst identitätspolitisch und in exkludierender reaktionär gemeinschaftlicher oder pseudogemeinschaftlicher Weise.

Wie könnte dieser identitätspolitische Konflikt im Denken aufgelöst werden? Der Sammelband gibt leider keine Antwort, ist er ihm doch selbst verfangen. Der Versuch einer Antwort könnte sich vielleicht in einer reflektierenden Philosophie finden – etwa in Omri Boehms, den aufklärenden Intentionen Immanuel Kants verpflichteten, Überlegungen zum radikalen Universalismus.[2] Der Philosoph verteidigt die heutzutage immer mehr in Kritik geratene Idee des Universalismus, indem er dessen Entstehung rekonstruiert und radikal zu Ende denkt. Er geht dabei eben gerade auch auf den Konflikt zwischen Israel und Palästina ein und kommt zu dem hier interessanten Schluss, dass sowohl Zionist*innen als auch dessen Kritiker*innen identitätspolitisch argumentieren und sich damit näher sind, als sie denken:

„Wenn jede Seite in dieser Debatte ihre Politik mit der Bekräftigung ihrer eigenen Identität beginnt – der jüdischen oder der palästinensischen –, dann gelangt sie jeweils zur Auslöschung der anderen. […] Der Grund aus dem die gegenwärtigen Debatten zwischen Zionisten und ihren postkolonialen Kritikerinnen und Kritikern so heftig sind, liegt weniger in

2 Boehm, Omri (2022): Radikaler Universalismus. Jenseits von Identität. Berlin: Ullstein.

ihrer Unterschiedlichkeit als darin, dass sie sich in ihrem Bekenntnis zur Identität so erschreckend ähneln.“ (Boehm 2022: 153)

Boehm empfiehlt aus diesen Überlegungen heraus, was auch eine für die Einordnung dieses Bandes wichtig ist:

„Die einzige Möglichkeit, die Antinomien von Identitäten aufzulösen, die einander nihilistisch löschen – ‚canceln‘ –, besteht darin, auf dem Universalismus als Ursprung zu beharren statt auf Identität. Darin, die eigene Politik mit der Verpflichtung auf die Gleichheit aller Menschen zu beginnen und die Ansprüche von Identität an dieser Verpflichtung zu prüfen.“ (Boehm 2022: 154)

Siebter Oktober Dreiundzwanzig ist durchzogen von einer immanenten Uneindeutigkeit. Der Herausgeber kritisiert den „akademischen Diskurs, der sich schon lange nicht mehr mit wissenschaftlichen Standards vereinbaren lässt“ (Dimopulos/Vukadinović 2024: 415), legt dann jedoch einen Sammelband vor, der seinerseits eine Einseitigkeit aufweist, die viele Autor*innen ihrem Subjekt der Kritik – ‚der‘ politischen Linken – zum Vorwurf machen. Das Objekt der Kritik – die Identitätspolitik – findet in der Argumentation der verschiedenen Beiträge zahlreich selbst Anwendung. Indem es zum bestimmenden Stilmittel des Argumentationsprozesses gemacht wird, verpufft aber letztlich auch vielmals die Kritik an der Gegenseite.

Zu einem gelungen wissenschaftlichen Beitrag über den Israel-Palästina-Konflikt, die Ereignisse während und nach dem siebten Oktober 2023, fehlt es diesem Sammelband an wissenschaftlichen Standards, dessen Abwesenheit viele Autor*innen paradoxerweise der Gegenseite vorwerfen. Gleichwohl bietet er Material, zeitnahe Einschätzungen und Perspektiven, eine neue Kritik von Identitätspolitik und auch -theorie, die für sozialwissenschaftliches Nachdenken von Interesse ist. Zu einem gelungenen politischen Kommentar, was zumindest einige Beiträge des Sammelbandes ohne Zweifel auch sein möchten, fehlt aber noch, so der Rezensent, vor allem eines: radikaler Universalismus.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Stefan Meineke und Bernd Sösemann (Hrsg.): Friedrich Meinecke. Vernunftrepublikaner aus Überzeugung. Bd. 1. Berlin: Edition Andreae, 2023.

Alexander Wierzock[1]

Die zu besprechende Quellenedition versteht sich als Ergänzung zur *Werkausgabe* des deutschen Historikers Friedrich Meinecke (1862–1954). Letztere zählt zehn Bände, die zwischen 1959 und 1979 durch Hans Herzfeld, Walter Hofer und Carl Hinrichs (bereits 1962 verstorben) herausgegeben, sowie 2012 durch einen von Gisela Bock und Gerhard A. Ritter vorgelegten Brief- und Dokumentenband ergänzt wurden.[2] An die Seite dieser Edition stellt sich nunmehr eine auf zwei Bände angelegte Parerga-Ausgabe. Herausgeber sind die beiden ausgewiesenen Meinecke-Experten Stefan Meineke und Bernd Sösemann.[3] Als Gegenstand der Parerga haben die beiden Historiker, wie dem Vorwort des ersten Bandes zu entnehmen ist, die „bislang nicht editierte Publizistik" Meineckes sowie sein Engagement zur „Stärkung der Republik von Weimar" gewählt (S. 7). Vor dem Hintergrund dieser editorischen Planungen befasst sich der erste Parerga-Band mit der *Vereinigung verfassungstreuer Hochschullehrer* (VvH), auch bekannt als *Weimarer Kreis*, wie sich dieser organisatorische Zusammenschluss seit Oktober 1931 selbst bezeichnete. Die Edition schließt damit eine Forschungslücke, erfolgte doch die Beschäftigung mit dem VvH bisher auf schmaler Quellenbasis. Die erste und einzige Monografie über die Organisation erschien in der Bundesrepublik des Jahres 1975 (Döring 1975). Bereits kurz nach Erscheinen dieser Veröffentlichung wurde durch eine Publikation der Akademie der Wissenschaften der DDR bekannt, dass die Darstellung keine Kenntnis über einen Teilnachlass Meineckes besaß, der die Hauptüberlieferung des VvH beinhaltete (Schleier 1975: 163–172). Dieses Material, welches bis 1990 zu den Beständen des Zentralarchivs der DDR gehörte und heute im Meinecke-Hauptnachlass im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem zu finden ist, macht die Parerga-Ausgabe nun erstmals der Öffentlichkeit zugänglich. Unter den Überlieferungen hervorzuheben sind Tagungsprotokolle, Rundbriefe sowie Korrespondenzen der Angehörigen der Vereinigung. Parallel zu diesen Texten haben die Herausgeber Meineke und Sösemann auch eine Reihe von Quellen aus weiteren Nachlässen in die Edition einfließen lassen, mit denen die (politischen) Motivationen der an der VvH Beteiligten *en détail* rekonstruiert werden können. Mit diesen Datengrundlagen stellt die Edition einen reichhaltigen Informationsfundus bereit, mit welchem diese hochschulpolitische Organisation und ihr Personen-Netzwerk für die Leserschaft an Profil gewinnt. Indes beschränkt sich das präsentierte Material nicht nur auf den VvH. Ein weiterer Teilbereich des Bandes, der allerdings kaum mehr als 30 Seiten zählt, hält Quellen zur kurzlebigen *Freien Vereinigung für Verfassungsreform* (FVfV) bereit.[4] Dieser 1932/33 von dem liberalen Politiker Eugen Schiffer initiierte Diskussionszirkel oszillierte „parteipolitisch zwischen linker [Deutschnationaler Volkspartei] DNVP", „rechter [Deutscher Volkspartei] DVP" (S. 695) sowie der Deutsch

1 Alexander Wierzock ist Historiker und Mitarbeiter der digitalen Tönnies-Briefedition.
2 Als erster Band erschien Hofer 1957. Für den letzten Band siehe Bock/Ritter 2012.
3 Siehe etwa Meineke (1995) und Sösemann (2019).
4 Dieser Teilbereich der Edition versteht sich als Ergänzung der folgenden Dokumentation: Schulz (1996).

Demokratischen Partei (DDP, seit 1930 Deutsche Staatspartei), für die Mitbeteiligte wie der Staatsrechtler Richard Thoma und nicht zuletzt auch Friedrich Meinecke standen.[5] Eine gemeinsame Plattform mit überparteilicher Ausrichtung herzustellen, diesem erklärten Ziel folgte ebenso die am 23./24 April in Weimar konstituierte VvH, wie anhand des vorliegenden Bandes greifbar wird.

Die Edition widmet sich der Geschichte der Vereinigung und ihren Bemühungen, im akademischen Milieu einen breiten Konsens zur Unterstützung der Weimarer Demokratie zu etablieren. Entlang von zehn Teilkapiteln navigiert die Dokumentation chronologisch durch die Jahre von 1926 bis 1933. Angefangen mit den Planungen zur Errichtung der VvH teilt sich das Quellenmaterial auf die Tagungen der Organisation sowie deren Vor- und Nachbereitungen auf, die 1926, 1927 und 1931 insgesamt dreimal in Weimar stattfanden sowie letztmalig im Jahr 1932 in Leipzig. Ein weiterer Abschnitt präsentiert „Synopsen aus den Teilnehmerlisten der vier Tagungen“ (S. 678–693), die sich angesichts der hohen Anzahl von Namen als eine nützliche Handreichung erweisen. Dem dienen ebenso „Kurzbiographien“ zur VvH (sowie der FVfV) im Anhang des Bandes (S. 724–760). Der Erschließung der Organisation dient überdies die Dokumentation diverser Presseberichte, welche die beiden Herausgebenden in die Dokumentation integriert haben. Editorisch wurde in der Parerga-Ausgabe zurückhaltend operiert: Dies bedeutet etwa, dass die originale Schreibweise in den Dokumenten gewahrt wurde. Ein Annotationsapparat, der stellenweise allerdings zur Redundanz neigt, orientiert an vielen Stellen über Personen, Ereignisse, intertextuelle Beziehungen und dergleichen.

Die Vorbereitungen zur Gründung der VvH begannen im Winter 1925/26. Ein Einladungsschreiben, das Meinecke mit Berliner Kollegen, darunter Hans Delbrück, Adolf von Harnack, Heinrich Herkner und Wilhelm Kahl, abgefasst hatte, warb für Kooperation: „Die Unterzeichneten regen an, einen kleineren Kreis deutscher Universitätslehrer zu einer vertraulichen Aussprache über die Stellung und die Aufgaben der Universitäten im heutigen öffentlichen Leben zu versammeln“ (S. 25) Diese Aufforderung, die an einen ausgewählten Personenkreis ging, vermochte über 60 – ausschließlich männliche – Hochschullehrende dazu zu bewegen, nach Weimar zu kommen. Unter den Versammelten befand sich das „Who’s Who der deutschen Staats- und Geisteswissenschaften“ (S. 14). Zahlenmäßig stellten Historiker wie Meinecke, Delbrück, Walter Goetz, darunter auch jüngere Kollege wie Wilhelm Mommsen, die meisten Teilnehmenden (siehe S. 92 f.). Stark vertreten waren auch Rechts- und Sozialwissenschaftler, zu denen etwa Lujo Brentano, Bernhard Harms, Emil Lederer, Gustav Radbruch oder Ferdinand Tönnies gehörten. Auffällig ist die politische Streuung der Anwesenden. Ein Strafrechtler wie Kahl vertrat als DVP-Reichstagsabgeordneter das rechte Parteienspektrum, ebenso auch sein Heidelberger Kollege Alexander Graf zu Dohna. Meinecke und Vertreter wie Willy Hellpach, von 1922 bis 1925 badischer Kultusminister und Staatspräsident, standen dagegen für die DDP. Der ehemalige Reichsjustizminister Radbruch und der in Halle lehrende Ökonom Heinrich Waentig, bis 1927 Mitglied des preußischen Landtags, repräsentierten die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD). Referate von Kahl, Meinecke und Radbruch auf der ersten Weimarer Tagung versinnbildlichen diesen parteiübergreifenden Standpunkt – wobei sich der Ansatz von der ersten Stunde an als begrenzt erwies. So fehlte in Weimar eine Vertretung des politischen Katholizismus, wodurch „die Republik“, wie der Historiker Siegfried August Kaehler nachträglich gegenüber seinem

5 Alle folgenden eckigen Klammern gehen auf den Rezensenten zurück.

Kollegen Hans Rothfels scherzte, „ohne das Zentrum gerettet wurde“ (S. 264). Ein angedachter Vortrag des Münsteraner Kirchenhistorikers Georg Schreiber, der für das Zentrum im Reichstag amtierte, zerschlug sich. Im Nachgang der ersten Tagung konnte für den Ausschuss, dem Leitungsorgan des VvH, mit dem Ökonomen Götz Briefs zumindest ein katholischer Sozialpolitiker für die Organisation gewonnen werden.

Generell schwierig blieb auch die Selbstverständigung über Zweck und Ziele der Vereinigung, wie die Textauswahl des Bandes deutlich macht. Einige Stimmen befürworteten eine organisatorische Verstetigung, die auf einen republikanischen Hochschullehrerverband hinausgelaufen wäre. Andere Kräfte, darunter auch Meinecke, favorisierten dagegen vorerst einen losen Zusammenschluss auf Basis freier Mitgliedschaft, der vor allem rechtsstehende Kräfte, die bereit waren, sich auf den Boden der Republik zu stellen, einbinden sollte. Generell problematisch blieb auch das Verhältnis zur Weimarer Verfassung. Sollte der Staatsaufbau, etwa zugunsten einer stärkeren Stellung der präsidialen Spitze, abgeändert werden oder der Status quo unangetastet bleiben? Insbesondere die zweite Tagung im April 1927, auf welcher Hellpach (S. 393–415) und Dohna über die „Krisis des Parlamentarismus“ (S. 415–431) referierten, stand im Zeichen derartiger staatsrechtlicher Grundsatzfragen. Einig war man sich nur in der Absicht, der Radikalisierung der akademischen Jugend entgegenzuwirken. Man beabsichtigte zwar durchaus mit der VvH „einen gemeinsamen geistigen Raum zu schaffen“, der „Plattform“ und „Begegnungspunkt“ sein sollte (S. 201), wie Lederer auf der ersten Tagung in Weimar beschwor. Angesichts der zahlreichen vorhandenen Differenzen blieb es allerdings beim Minimalkonsens. Exemplarisch dafür steht die erste Entschließung, auf welche sich die Teilnehmenden im April 1926 nach langer Debatte einigen konnten. Ungeachtet aller „wie immer gearteten politischen Grundüberzeugung“ sollten alle diejenigen Hochschullehrenden willkommen sein, die „auf dem Boden der bestehenden demokratisch-republikanischen Staatsordnung positiv mitarbeiten [wollten] am Ausbau unseres Verfassungslebens und an der Erziehung der heranwachsenden Generation zu staatsbürgerlichem Denken im Dienst der großen deutschen Volksgemeinschaft“ (S. 238). Selbst dieser Formelkompromiss war jedoch für einige unverhältnismäßig: Der anwesende Hochschullehrer Fritz Hartung weigerte sich die Erklärung zu unterzeichnen. „Aber wenn ich mich zur Republik bekenne, so muss ich sagen“, hatte der Berliner Historiker während der Debatte verlautbart: „gegen die Anerkennung der demokratischen Staatsform unseres Staates habe ich sehr gewichtige Bedenken“ (S. 213). Diese komplexe Ausgangskonstellation musste bewirken, dass der VvH im Status einer losen Kooperation verharrte. Einzig der bereits erwähnte Ausschuss garantierte eine Führungsspitze, die allerdings ihre Tätigkeiten auf Abhaltung weiterer Tagungen beschränkte. Angedachte Sympathiekundgebungen, zu denen in dieser hochschulpolitisch angespannten Zeit allerlei Anlass bestanden hätte, wurden vorsichthalber vermieden. Ebenso ungenutzt wurde auch die Möglichkeit einer Kooperation mit der *Reichszentrale für Heimatdienst* gelassen, zu der Georg Maas, ein Mitarbeiter der Behörde, gegen Ende des Jahres 1926 anzuregen versuchte (S. 329 f.). Zu dieser vorsichtig abwartenden Haltung der VvH in organisatorischen Fragen mögen die damaligen politischen Auseinandersetzungen beigetragen haben: So bewirkten der Flaggenstreit und der Volksentscheid zur entschädigungslosen Enteignung der Fürsten im Juni 1926 eine immense Politisierung. In diese Gemengelage traten für den Bereichen der Hochschulen und Universitäten zusätzlich noch studentische Boykottaktionen gegen den Philosophen Theodor Lessing, die jenseits der

Technischen Hochschule Hannover weite Wellen schlugen.[6] Seit Februar 1927 eskalierten darüber hinaus Spannungen zwischen der *Deutschen Studentenschaft*, der von völkisch-nationalistischen Kräften dominierten Dachorganisation aller damaligen Studierendenausschüsse, und dem preußischen Kultusministerium, die zu einer staatlichen Aufhebung dieser Selbstverwaltungsstruktur führten. Von diesem Schritt profitierten langfristig radikale Kräfte innerhalb der Studierenden, wie der 1926 gegründete *Nationalsozialistische Studentenbund.* Diese brisanten Umstände mögen wohl Anteil daran gehabt haben, dass die VvH nach dem zweiten Treffen in Weimar im April 1927, bei dem 114 Teilnehmende zugegen waren, für rund vier Jahre ihre Tätigkeit einstellte. Erst Walter Goetz' Engagement seit März 1931 belebte die Vereinigung wieder, wobei die verschärften innenpolitischen Herausforderungen nicht etwa eine Zunahme der Teilnehmendenzahlen bewirken konnten. Ganz im Gegenteil offenbarten die Zahlen (43 Teilnehmende im Oktober 1931, 39 Teilnehmende im Oktober 1932) enorme Mobilisierungsschwierigkeiten.

Anliegen des Bandes ist es, für die Meinecke-Forschung neue Quellen zu erschließen: Die Parerga tragen zur Vertiefung des Wissens um die Haltung des Historikers gegenüber der Republik bei. Jenseits dieses spezifischen Fokus stellt die vorliegende Quellenedition zugleich auch eine Fülle von Material bereit, um weitere Intellektuelle im Lager der republikfreundlichen Kräfte detaillierter zu verorten. Das betrifft vor allem die in der Vereinigung aktiv Beteiligten, inklusive der Ausschussmitglieder, die Vertrauensleute des VvH und die in Weimar und Leipzig miteinander Diskutierenden. Freilich hatten die Herausgebenden mit erheblichen Wissenslücken zu kämpfen. Bezüglich der Tagungen ist beispielsweise einzig für die erste Zusammenkunft in Weimar im April 1926 ein ausführliches Redeprotokoll überliefert. Für andere Treffen existieren dagegen lediglich kurze synoptische Aufzeichnungen. Besonders dünn ist die Quellenlage für die zweite Weimarer Tagung im April 1927: Von diesem Treffen ist nach aktuellem Wissenstand weder ein Protokoll noch eine Teilnehmendenliste vorhanden. Diese schwierige Ausgangslage konnte durch die umfangreichen Recherchen der Herausgebenden teils ausgeglichen werden, wobei eben auch ihnen, was angesichts der heterogenen Überlieferungslage nicht verwundert, bestimmte Quellen entgangen sind. Mit Bezug auf Ferdinand Tönnies lässt sich beispielsweise ermitteln, dass dieser auch an der zweiten Tagung des VvH im April 1927 in Weimar partizipierte. Der Soziologe reiste, wie ein im Nachlass befindlicher Taschenkalender des Jahres belegt, über Berlin ins Thüringische. Gemeinsam mit dem Kieler Professor kamen auch Paul und Annemarie Hermberg sowie Briefs als Ausschussmitglied nach Weimar. Der Wirtschafts- und Sozialstatistiker Hermberg, der wie seine Ehefrau bei Tönnies promoviert hatte, [7] dürfte damit ebenso als gesicherter Teilnehmer eingeordnet werden. Aufzeichnungen des Taschenkalenders ist außerdem zu entnehmen, dass sich Tönnies an den Debatten beteiligte, um über die „soc. [sociale] Frage" und „d. [den] gr [großen] Erfolg der s. [sozial] d. [demokratischen] Partei" zu sprechen.[8] Der Soziologe erwies sich zusätzlich als eifriger Unterstützender der Vereinigung: Als Präsident

6 Lessing hatte sich im Zuge der Reichspräsidentenwahl in einem Zeitungsartikel abfällig gegen Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, den siegreichen Kandidaten der nationalen Rechten, geäußert, was zu einer Mobilisierung rechtsradikaler Studierender und Hochschulangehöriger in Form eines *Kampfausschusses gegen Lessing* führte. In die Kampagne mischten sich antisemitische Hassparolen gegen den aus einer jüdischen Familie stammenden Philosophen (zur Affäre Lessing, die zur Einstellung seiner Lehrtätigkeit führte, siehe ausführlicher Marwedel 2024: 239–291).

7 Zu den zahlreichen Schülerinnen und Schülern des Soziologen siehe Klauke/Wierzock (2023).

8 Kalendarium 1927, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel (SHLB), Ferdinand Tönnies-Nachlass (TN), Cb 54.11:24. Eintragung v. 24. 04. 1927.

der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) hatte er bestimmt, dass die für 1927 anhängige Ratssitzung dieser Fachvereinigung parallel zur Hochschullehrertagung in Weimar stattfand.[9] Für die VvH war das vorteilhaft, der Rat der DGS zählte immerhin über 30 Personen. Tönnies hatte insofern einen Anteil daran, dass sich diesmal 114 Hochschullehrende zu der Weimarer Tagung der Vereinigung einfanden. Der Fall der DGS-Ratssitzung führt vor Augen, dass sich die Teilnehmendenliste (S. 387 f.) unter Konsultation weiterer Überlieferungen möglicherweise um bestimmte Namen samt weiterführender Informationen erweitern ließe.

Der erste Parerga-Band zu Friedrich Meinecke hält eine Fülle weiterführender Anregungen bereit und dies nicht nur mit Blick auf diese zentrale Figur des Wissenschaftsbetriebs und ihr politisches Engagement. Die Edition kann dabei auch generell als Anstoß dazu dienen, das Feld der demokratiefreundlichen Kräfte an den deutschen Hochschulen während der Weimarer Ära neu zu vermessen. Die zahlreichen Schlaglichter auf Universitätsstandorte wie etwa Kiel, Köln und Heidelberg, die sich in der Edition befinden, laden zu Neudeutungen und vertiefenden Detailstudien ein. Mit Spannung ist auch der Fortsetzung des Editionsvorhabens entgegen zu sehen: Der eigentlich bereits für 2024 angekündigte Folgeband (S. 8) verspricht weitere Einblicke zu Meineckes vernunftsrepublikanischer Stellung im Kontext hochschulpolitischer Netzwerkbildungen.

Literatur

Hofer, Walter (Hrsg.) (1957): Friedrich Meinecke. Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. München: R. Oldenbourg.

Bock, Gisela/Ritter, Gerhard A. (Hrsg.) (2012): Friedrich Meinecke. Neue Briefe und Dokumente. München: Oldenbourg.

Döring, Herbert (1975): Der Weimarer Kreis. Studien zum politischen Bewußtsein verfassungstreuer Hochschullehrer in der Weimarer Republik. Meisenheim a. Gl.: Anton Hain.

Klauke, Sebastian und Alexander Wierzock (2023): Zur Schuldbildung um Ferdinand Tönnies: Annäherungen an einen Personenzusammenhang, in: Zyklos. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie, 7, S. 449–474.

Marwedel, Rainer (2024): Theodor Lessing. Eine Biographie. Göttingen: Wallstein Verlag.

Meineke, Stefan (1995): Friedrich Meinecke. Persönlichkeit und politisches Denken bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Schleier, Hans (1975): Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik. Berlin (Ost): Akademie Verlag.

Schulz, Gerhard (1996): Sand gegen den Wind. Letzter Versuch zu einer Reform der Weimarer Reichsverfassung im Frühjahr 1933. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 44, 2, S. 295–319.

Sösemann, Bernd (Hrsg.) (2019): Friedrich Meinecke. Die deutsche Katastrophe. Berlin: Edition Andreae.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

9 Diese Terminierung der DGS-Ratssitzung ergibt sich aus: Leopold von Wiese an Ferdinand Tönnies, 11.03.1927, SHLB, TN, Cb 54.61:2.1.

Aufklärer, Kämpfer und Menschenfreund. In memoriam Hans-Werner Prahl

In memoriam Hans-Werner Prahl (03. 10. 1944–23. 11. 2024)

Klaus R. Schroeter[1]

Hans-Werner Prahl war ein Menschenfreund, ein Kämpfer für das Gute, Richtige und Wahre, über das man nicht nur wissenschaftlich, sondern auch alltagspraktisch und politisch munter und stark streiten kann. Und genau das hat er getan, auf verschiedenen Bühnen, im Rahmen seiner Vorlesungen und Veranstaltungen in der Hochschule, in unzähligen Vorträgen, Diskussionsforen und Medienbeiträgen. Dass er dabei nicht nur Applaus empfing, sondern auch Gegenwind erfuhr, überrascht kaum. Aber Prahl blieb sich stets treu: Sein Herz saß auf dem rechten, d. h. richtigen Fleck und schlug links.

Hans-Werner Prahl hat in Kiel, Münster und Bielefeld Soziologie, Volkswirtschaftslehre und Geschichte studiert, wurde Ende der 1960er Jahre in Münster von Lars Clausen über Politische Soziologie und Industriesoziologie geprüft, folgte seinem Lehrer dann an die Universität Kiel, wurde 1971 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Clausen und promovierte dort über „Gesellschaftliche Funktionen von akademischen Abschlussprüfungen und Graden. Sozialhistorische und ideologiekritische Untersuchung zur Akademischen Initiationskultur“ (Prahl 1975). Später habilitierte er sich an der Universität Osnabrück und wurde 1982 zum Privatdozenten und 1984 zum Akademischen Rat am Institut für Soziologie der Kieler Universität ernannt. Zehn Jahre später nahm er den Ruf auf eine Professur für Soziologie an der aus der damaligen Pädagogischen Hochschule Kiel erwachsenen Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) an. Dort leitete er am Institut für Gesellschaftswissenschaften und ihre Didaktiken die Abteilung Soziologie. Nach Auflösung dieser Erziehungswissenschaftlichen Fakultät wurde er an die Universität Flensburg versetzt, die seinerseits aus der ehemaligen für die Lehrerausbildung zuständigen Pädagogischen Hochschule Flensburg hervorging. Dort wirkte Prahl als Direktor des Instituts für Soziologie. 2007 kehrte er an die Kieler Universität zurück, übernahm bis zu seiner Emeritierung eine Professur für Soziologie am Institut für Pädagogik und bot auch noch viele Jahre danach Lehrveranstaltungen an, nahm Prüfungen ab und betreute weiterhin seine Studierenden.

Als Gast hat Hans-Werner Prahl an verschiedenen Universitäten und Hochschulen gelehrt, in Bielefeld, Osnabrück und Klagenfurt, an der damaligen Fachhochschule in Kiel und an der Muthesius Kunsthochschule in Kiel. Wo immer er lehrte – ob in Vorlesungssälen oder Seminarräumen, ob bei glühender Hitze unter einem Schatten spendenden Baum auf dem Campus oder in Zeiten studentischen Protestes auch gerne einmal in öffentlichen Verkehrs-

1 Klaus R. Schroeter ist Professor für Soziale Arbeit und Alter an der Hochschule für Soziale Arbeit der FHNW (Schweiz). Er war von 1982 bis 2013 in verschiedenen Funktionen am Institut für Soziologie der Universität Kiel tätig, zunächst als Student, dann als wissenschaftlicher Mitarbeiter von Lars Clausen, später als apl. Professor für Soziologie und als Lehrstuhlvertreter für Soziologie.

mitteln – stets zog Hans-Werner Prahl die Studierenden magnetisch an. Sie waren ihm eine Herzensangelegenheit, was sich auch in seinen Schriften (u. a. zur Prüfungsangst (Prahl 1977a), zu sog. 'Langzeitstudierenden' (Prahl 1990)), in seiner Kieler Antrittsvorlesung über 'Studieren als Lebensform. Zur sozialen Lage von Studierenden' (Prahl 1995a) und vor allem in der Betreuung unzähliger Haus- und Magisterarbeiten und Dissertationen niederschlug. Prahl war immer für seine Studierenden da, diskutierte und kommentierte in ausführlichen (und für ihn sicher auch zeitraubenden) Besprechungen die studentischen Arbeiten, gab inhaltliche Hilfestellung und strategische Ratschläge.

Lange bevor der Begriff Empowerment im öffentlichen Diskurs erschien, tat Hans-Werner Prahl genau das: (junge) Menschen befähigen und ermutigen, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen und sich in Verantwortung zu nehmen für das eigene Tun. Seine ehemaligen Studierenden verteidigte er sogar später noch, wenn diese sich längst freigeschwommenen hatten und in ihren erklommenen akademischen Positionen mitunter öffentlich angegriffen wurden. Prahl war für sie da, auf ihn war Verlass.

Wie sehr sich wiederum die Studierenden mit 'ihrem Prahl' verbunden fühlten, zeigte sich nicht nur in den beeindruckenden Zahlen seiner Hörerschaft, sondern u. a. auch darin, als sie im Jahr 2001 kurzerhand mit einer eindrucksvollen Aktion 700 Unterschriften sammelten, um damit beim Schleswig-Holsteinischen Bildungsministerium gegen seine Versetzung von der Kieler an die Flensburger Universität zu protestieren.

Hans-Werner Prahl war ein Hochschul*lehrer* im besten Sinne des Wortes. Er war Wissenschaftler und Pädagoge, Aufklärer und Kritiker; er vermittelte nicht nur Wissen, sondern ermunterte vor allem zur eigenen und eigenständigen Gedankenarbeit. Prahl brachte seinen Studierenden das kritische Denken bei. Bei ihm lernte man den Unterschied zwischen scheinbaren und anscheinenden Wissensbeständen. In der Tradition der Kritischen Theorie stehend lud er zur Aufklärung ein. In der ihm eigenen Art nahm er seinen Studierenden die naive Leichtgläubigkeit. Dabei hat er mit seinem soziologischen Zeigefinger nicht nur auf manche gesellschaftlichen Wunden der Zeit gezeigt, sondern diesen Finger bisweilen auch genüsslich bohrend eingesetzt. Das war wohl oft desillusionierend, aber stets analytisch scharf, so scharf, dass seine Kontrahenten laut aufschrien und in ihm den Rebellen und Querulanten sahen, der die Macht der Ordinarien zu untergraben versuchte.

Das alles ist im Kontext der vorherigen Geschichte des Kieler Seminars und späteren Instituts für Soziologie zu lesen, als in der Zeit der 68er-Studentenbewegung und nachfolgend ein 'Seminarrat' gegründet wurde, in dem zentrale Angelegenheiten des Instituts (z. B. Besprechung und Festlegung des Lehrprogramms, Genehmigung und Besetzung studentischer Tutorenstellen) beschlossen wurden (von Borries 2004, Clausen 2015: 218–221). Dieser Seminarrat war ein Relikt aus der Zeit der 68er-Studentenbewegung, der ursprünglich einmal eine Drittelparität aus Professorenschaft, akademischem Mittelbau/Angestellten und Studierenden anstrebte. Am Kieler Institut für Soziologie wurde ein solcher Seminarrat nur vom Lehrstuhl Clausen akzeptiert und beherzigt. Dementsprechend gehörten ihm in den 1980er Jahren der Lehrstuhlinhaber Clausen, seine Assistenten sowie die auf einer studentischen Vollversammlung gewählten Vertreter der Studierenden bzw. später nach Gründung der Fachschaft Soziologie deren gewählte Vertreter an. In diesem Seminarrat erlebte ich als studentischer Vertreter auch den hochschulpolitisch kämpfenden Hans-Werner Prahl. Der war, wie von Borries (2004: 26) treffend schreibt, „ein mit vielen politischen Wassern gewaschener Mann", der „immer auf der Seite der Studenten stand" und „[i]hnen gegenüber …

bis auf wenige Ausnahmen solidarisch und nachsichtig (war)“, und er fügt hinzu: „zuweilen, so sehe ich dies heute, zu nachsichtig.“

Eine – zumindest aus Sicht der Studierenden – große Debatte der damaligen Zeit war die Frage nach den benoteten oder unbenoteten Leistungsnachweisen, die damals noch, weil eben als solche ausgedruckt, ‘Scheine’ geheißen hatten. Als Prüfungsforscher war Prahl ein vehementer Vertreter der nicht benoteten ‘Scheine’ und es war geradezu selbstverständlich für ihn, dass derartige Zertifikate auch für Gruppenarbeiten oder für diskutierte Thesenpapiere ausgestellt werden konnten. Andere sahen das anders. Mit seiner Offenheit und Bereitschaft die unterschiedlichsten studentischen Beiträge als Leistungsnachweise anzuerkennen, mag er vielleicht den einen oder die andere Trittbrettfahrerin unwillentlich dazu eingeladen haben, sich hinter anderen zu verstecken oder ‘Kleinkost’ abgeliefert zu haben, aber er hat auf der anderen Seite auch manches befeuert und seine Studierenden dazu angeregt, sich intensiv mit Themen zu befassen, was Prahl dann eine ungeheure Korrekturlast aufgebürdet hat. Ein eigenes Schuldbekenntnis in dieser Angelegenheit mag ich gerne gestehen: Als Prahl uns ein Hauptseminar zu Foucault anbot, war ich derart gefangen und begeistert, dass ich (gemeinsam mit einem Kommilitonen) sofort ein Referat für das Seminar übernahm und ihm die spätere Ausarbeitung auf stattlichen 250 mit der Schreibmaschine getippten Seiten übergab. Und die hat er tatsächlich gelesen, kritisch annotiert und seine Kritiken und Anmerkungen in einem Gespräch in seiner Sprechstunde rückgemeldet. Das war alles hilf- und lehrreich und Prahl hat mich unterstützt und ermuntert, im Thema zu bleiben – was ich dann ja auch tat. Aus heutiger Sicht könnte man dem entgegenhalten, dass es vielleicht ratsamer gewesen wäre, den damals aufstrebenden Studenten zu veranlassen, seine extemporierten Ausführungen von 250 auf 25 Seiten zu kürzen und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Aber ich bin Hans-Werner Prahl äußerst dankbar dafür, dass er mir – und wohl auch vielen anderen Studierenden der damaligen Zeit – die Chance bot, sich tief in ein Thema einzugraben. Den Preis, die aufwendigen Korrekturen und Rückmeldungen, zahlte Prahl gerne.

Hans-Werner Prahl hat auf vielen Feldern gegrast und dabei auch gerne über den Zaun gefressen. So viel er auch in seinen Forschungen zum Hochschul- und Bildungswesen (Prahl 1975, 1976, 1977a, 1978; Prahl/Schmidt-Harzbach 1981) beigetragen hat, die von ihm behandelten Themen und seine Botschaften gingen weit darüber hinaus. Weithin bekannt sind seine Forschungen zu Freizeit und Tourismus (Prahl 1977b, 2002; Prahl/Steinecke 1979), zu speziellen Soziologien wie der Alterssoziologie (Prahl/Schroeter 1996; Schroeter/Prahl 1999), der Soziologie der Ernährung (Prahl/Setzwein 1999) und seine Arbeiten zur Rolle der Universität Kiel im Nationalsozialismus (Prahl 1995b, 2007).

Prahl war ein ‘Bridger’ par excellence. Er baute Brücken zwischen Empirie und Theorie, zwischen klassischen und modernen Denkansätzen, zwischen Theorie und Praxis, zwischen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Forschungsfeldern, zwischen lokalen und globalen Forschungsfragen – und vor allen Dingen zwischen den Menschen.

Ich habe Hans-Werner Prahl 1982 kennen gelernt, als ich von der Universität Heidelberg an die Universität Kiel wechselte und dort mein Studium der Soziologie fortsetzte. Die Kieler Soziologie war damals das kleinste universitäre Institut für Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland, an dem die Soziologie als Hauptstudienfach angeboten wurde. Das hatte zugleich den Charme, dass man dort inmitten einer Traditionsuniversität in vertrauter und ‘gemeinschaftlicher’ Atmosphäre die großen ‘gesellschaftlichen’ Zusammenhänge entdecken und kritisch hinterfragen durfte. In den 1980er Jahren war das Kieler Institut für Soziologie noch ein vergleichsweise kleines und überschaubares Institut. Es gab nicht mehr als ca. 150

Hauptfachstudierende (Abschluss: Magister Artium, M.A. bzw. Dr. phil.) in einem Institut mit zwei Ordinarien und ihren Mitarbeitern. Allerdings waren auch ca. 250 Studierende mit dem Nebenfach Soziologie zu betreuen (Prahl 1987). Mit anderen Worten: Wer damals an der Universität Kiel im Hauptfach Soziologie studierte, der kannte seine Kommilitoninnen und Kommilitonen und seine akademischen Lehrer – und das waren damals fast ausnahmslos Männer.

Hans-Werner Prahl bediente sowohl die Hauptfachstudierenden als auch die Gruppe der Nebenfächler. Damit hatte er den Spagat zu leisten, sowohl tief in die Geschichte, Theorie, Methoden, Methodik, Methodologie und Empirie der Soziologie einzutauchen als auch ein soziologisch propädeutisches Wissen all denjenigen zu vermitteln, die künftig nicht an vorderster Front der Soziologie agieren sollten oder wollten. Und beides hat er mit großer Bravour gemeistert.

Prahl war der festen Überzeugung, dass ein kleines Institut für Soziologie durch ein gewisses Alleinstellungsmerkmal aus der Gruppe soziologischer Institute hervorstechen müsse. Dazu standen die Chancen in Kiel nicht so schlecht:

- *Erstens* war die von Lars Clausen in Deutschland etablierte Katastrophensoziologie (Clausen/Dombrowsky 1983; Clausen/Geenen/Macamo 2003) eine Besonderheit an der CAU Kiel. Erst mit den Emeritierungen von Lars Clausen und Wolf Dombrowsky kam diese Spezielle Soziologie in Kiel zum Erliegen und die einstige Kieler Katastrophenforschungsstelle (KFS) wanderte an die FU Berlin ab.
- *Zweitens* liegt der Kieler Soziologie mit den Werken und dem Schaffen von Ferdinand Tönnies, dem Mitbegründer der Soziologie in Deutschland und dem ersten Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, ein geistiges Erbe zu Füßen, das sie in Zusammenarbeit mit der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft (FTG) zu pflegen und kritisch weiterzuführen hat. Hier hat Hans-Werner Prahl seinen Beitrag pflichtbewusst wahrgenommen, war an der Durchführung der ersten Tönnies-Symposien maßgeblich beteiligt (Clausen et al. 1985; Dombrowsky/Prahl 1980) und diente der FTG auch über Jahre (1997–2019) als ihr Vizepräsident.
- *Drittens* steht die Kieler Soziologie in der Tradition des ehemaligen von Bernhard Harms gegründeten ‘Königlichen Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft’ (heute: Kieler Institut für Weltwirtschaft, IfW). Es lag nahe, sich den geographischen Standort zwischen den beiden Meeren der Nord- und Ostsee zu Nutze zu machen und über eine ‘Maritime Soziologie’ nachzudenken (Hansen 1986; Prahl 1992). So wurde am Kieler Institut für Soziologie unter Leitung von Hans-Werner Prahl und Lars Clausen eine Arbeitsstelle ‘Maritime Soziologie’ eingerichtet und es erfolgten auch einige Magisterarbeiten und Dissertationen zum Thema. Letztlich waren die Ressourcen zu knapp, um das ambitionierte Vorhaben weiterzuführen, sodass diese Kieler Spezialität abtauchte, ehe sie auf dem 37. Soziologiekongress in Trier wiederentdeckt wurde (Sowa/Kołodziej-Durnaś 2015).
- *Viertens* sei nicht verschwiegen, dass Hans-Werner Prahl neben all seinen akademischen Meriten auch mit seinen Erkundungen zu Gartenzwergen eine beachtliche mediale Aufmerksamkeit erfuhr (Lepperhoff 1989; Stüben 2000), auch wenn diese in seinen wissenschaftlichen Publikationen und Veranstaltungen keine Aufnahme fanden.

Prahl war davon überzeugt, dass auch kleine soziologische Institute ein breites Themenspektrum anbieten müssen. Das klingt nach Paradoxie wie nach Utopie – mit geringen per-

sonellen Ressourcen ein Maximum an Lehrinhalten zu vermitteln. Dennoch hat Prahl es geschafft:

Er hat aus einem schier endlos erscheinenden Repertoire geschöpft und eine Vielzahl von Veranstaltungen zu unterschiedlichen speziellen Soziologien und sozialen Problemen angeboten, mit denen er ins Herz der Studierenden traf. Dabei hat er nicht nur frühzeitig Themen aufgegriffen (u. a. Alter, Bildung, Ernährung, Familie, Freizeit/Tourismus, Gewalt/Kriminalität, Gender, Gesundheit, Kindheit/Jugend, Körper, Medien, Migration, Zeit), die erst später an Popularität gewannen (Schroeter/Setzwein 2004: 11, Fn. 1) oder – wie im Fall der Maritimen Soziologie (Prahl 1992) – erst noch gewinnen mögen. Er hat, wie Katharina Walgenbach (2004: 290 f.) es prosaisch formulierte, mit „seinen unkonventionellen Ideen und seiner thematischen Offenheit … auch die Schmetterlinge unter den Studierenden" eingefangen, „die sich vom Außergewöhnlichen angezogen fühlen, weil sie es selbst sind."

Auch war Prahl bestens mit der Geschichte und den Theorien der Soziologie vertraut. Als 'Alt-68er' kannte und vermittelte er nicht nur die marxistischen und psychoanalytischen Theorien oder die verschiedenen Strömungen der Kritischen Theorie und der damals aufkeimenden Systemtheorie, er lenkte auch früh die Aufmerksamkeit auf die französische Soziologie. Bereits in seiner Dissertation (Prahl 1975) hatte er auf die damals in Deutschland noch weitgehend unbekannten Schriften von Pierre Bourdieu zurückgegriffen. In seiner Lehre bot er immer wieder Seminare an, in denen die Werke von Bourdieu, Derrida, Deleuze/Guattari, Foucault oder Lyotard intensiv behandelt wurden. Hans-Werner Prahl war stets am Puls der Zeit.

Wir haben unseren Lehrer, Weggefährten und Freund verloren. Nie verloren gehen aber kann, was er uns gelehrt hat: das kritische Denken, das Hinterfragen von Autoritäten und (scheinbaren) Selbstverständlichkeiten, das Einstehen für eigene Überzeugungen und die Notwendigkeit des Einsatzes für Schwächere. Hans-Werner Prahl bleibt ein Vorbild an Kampfgeist, Engagement und Menschlichkeit.

Literatur

Borries, Volker von (2004): Der Seminarrat am Kieler Institut für Soziologie – Ein (Kunst)-Stück praktizierter Hochschulreform in den 1970er- und 80er-Jahren. In: Schroeter, Klaus R./Setzwein, Monika (Hrsg.): Zwischenspiel. Festschrift für Hans-Werner Prahl zum sechzigsten Geburtstag. Kiel/Köln: Götzelmann, S. 25–28.

Clausen, Lars (2015): Meine Einführung in die Soziologie. 15 Vorlesungen in freier Rede. Hrsg. v. Jan-Frederik Bandel und Klaus R. Schroeter unter Mitwirkung von Bettina Clausen. Frankfurt a.M./Basel: Stroemfeld-Verlag.

Clausen, Lars/Borries, Volker von/Dombrowsky, Wolf R./Prahl, Hans-Werner (Hrsg.) (1985): Tönnies heute. Zur Aktualität von Ferdinand Tönnies. Kiel: Walter G. Mühlau.

Clausen, Lars/Geenen, Elke M./Macamo, Elisio (Hrsg.) (2003): Entsetzliche soziale Prozesse. Münster: Lit.

Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R. (Hrsg.) (1983): Einführung in die Soziologie der Katastrophen. Bonn: Osang.

Dombrowsky, Wolf R./Prahl, Hans-Werner (1980): Wie aktuell ist Ferdinand Tönnies? Bericht über das „Tönnies-Symposion" in Kiel. In: Soziologie 2, S. 38–47.

Hansen, Kirsten (1986): Kieler Soziologen legen ihre Netze aus. In: Kieler Nachrichten, 6. Mai 1986, S. 8.

Lepperhoff, Andrea (1989): Wichtel und Wahrheit. In: Der Stern 38, S. 264.

Prahl, Hans-Werner (1975): Gesellschaftliche Funktionen von akademischen Abschlussprüfungen und Graden. Sozialhistorische und ideologiekritische Untersuchungen zur Akademischen Initiationskultur. Diss. Kiel: Christian-Albrechts-Universität/Wirtschafts- u. Sozialwissenschaftliche Fakultät.

Prahl, Hans-Werner (1976): Hochschulprüfungen – Sinn oder Unsinn? Sozialgeschichte und Ideologiekritik der akademischen Initiationskultur. München: Kösel.

Prahl, Hans-Werner (1977a): Prüfungsangst: Symptome, Formen, Ursachen. München: Nymphenburger.

Prahl, Hans-Werner (1977b): Freizeitsoziologie: Entwicklungen, Konzepte, Perspektiven. München: Kösel.

Prahl, Hans-Werner (1978): Sozialgeschichte des Hochschulwesens. München: Kösel.

Prahl, Hans-Werner (1987): Universität Kiel: Institut für Soziologie. In: Soziologie 1987/1, S. 44–47.

Prahl, Hans-Werner (unter Mitarbeit von Monika Setzwein und Carsten Noack) (1990): Langzeitstudenten an der Universität Kiel. Kiel: Institut für Soziologie.

Prahl, Hans-Werner (1992): Meeresbewußtsein und Gesellschaft. Bemerkungen zur Maritimen Soziologie. In: Prahl, Hans-Werner/Schack, Michael (Hrsg.): Meer und Gesellschaft. Kiel: Institut für Soziologie, S. 114–126.

Prahl, Hans-Werner (1995a): Studieren als Lebensform. Zur sozialen Lage von Studierenden (Skizze: Extra-Ausgabe). Kiel: AStA Uni Kiel & FTG.

Prahl, Hans-Werner (Hrsg.) (1995b): Uni-Formierung des Geistes. Universität Kiel im Nationalsozialismus. Bd. 1. Kiel: Malik-Regional-Verlag.

Prahl, Hans-Werner (2002): Soziologie der Freizeit. Paderborn u. a.: Schöningh.

Prahl, Hans-Werner (Hrsg.) (2007): Uni-Formierung des Geistes. Universität Kiel und der Nationalsozialismus. Bd. 2. Kiel: Schmidt & Klaunig.

Prahl, Hans-Werner/Schmidt-Harzbach, Ingrid (1981): Die Universität. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. München/Luzern: Bucher.

Prahl, Hans-Werner/Schroeter, Klaus R. (1996): Soziologie des Alterns. Eine Einführung. Paderborn u. a.: Schöningh.

Prahl, Hans-Werner/Setzwein, Monika (1999): Soziologie der Ernährung. Opladen: Leske + Budrich.

Prahl, Hans-Werner/Steinecke, Albrecht (1979): Der Millionen-Urlaub. Von der Bildungsreise zur totalen Freizeit. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.

Schroeter, Klaus R./Prahl, Hans-Werner (1999): Soziologisches Grundwissen für Altenhilfeberufe. Weinheim/Basel: Beltz.

Schroeter; Klaus R.; Setzwein, Monika (2004): Hans-Werner Prahl: Ein unerschrockener Aufklärer mit Bodenhaftung. In: Schroeter, Klaus R./Setzwein, Monika (Hrsg.): Zwischenspiel. Festschrift für Hans-Werner Prahl zum sechzigsten Geburtstag. Kiel/Köln: Götzelmann, S. 9–14.

Sowa, Frank/Kołodziej-Durnaś, Agnieszka (2015). A Short Introductory Note on Maritime Sociology. In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014. Trier: Universität Trier, S. 1564–1570.

Stüben, Heike (2000): Jeder zweite Wicht geht ins Ausland. In: Kieler Nachrichten, 19. Juli 2000, S. 7.

Walgenbach, Katharina (2004): Hans-Werner Prahl als Hochschullehrer: Magnet für Studierende, Mentor und Schmetterlingsfänger. In: Schroeter, Klaus R./Setzwein, Monika (Hrsg.): Zwischenspiel. Festschrift für Hans-Werner Prahl zum sechzigsten Geburtstag. Kiel/Köln: Götzelmann, S. 289–291.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Cornelius Bickel zum 80. Geburtstag

Sebastian Klauke[1]

Am 11. Februar 2025 ist Cornelius Bickel 80 Jahre alt geworden. Fünf Jahre zuvor, als sei es als Geburtstagsgeschenk geplant gewesen, erschien eine Neuausgabe seiner 1991 veröffentlichten Dissertation, der bis heute für die Tönnies-Forschung maßgeblichen Monographie *Ferdinand Tönnies. Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus* (Bickel 2020 [1991]).

Geboren in Calw, im heutigen Baden-Württemberg gelegen, verbrachte Bickel seine Kindheit in Mindelheim. 1953 zog er mit seiner Familie nach Eckernförde. Dort besuchte er die 1905 gegründete Jungmannschule, an der er auch sein Abitur ablegte. Bereits damals kam er in Kontakt mit den Nachfahren der Tönnies-Familie, zunächst mit Jan G. Tönnies (1947–2016), einem Enkel des Soziologen (Bickel 2017: 13–15). Jan war in einer tieferen Klasse ebenfalls Schüler der Jungmannschule. Sie sind sich auf dem Schulhof begegnet. Bickels Vater war Geschichts- und Lateinlehrer[2] an jener Schule, damit auch von Jan Tönnies. Nach der Schulzeit lernte Bickel Sibylle Tönnies (1944–2017), Jans ältere Schwester, im Studium kennen und blieb ihr bis zum Ende ihres Lebens verbunden.

In den 1960er Jahren kam Bickel von der Geschichte und Philosophie zur Soziologie und zu Tönnies. Die wissenschaftstheoretischen und philosophischen Interessen, entfaltet in Kieler Seminaren bei Karl-Otto Apel und Kurt Hübner, bildeten die später begangene Brücke zum Werk von Tönnies, der –wie alle soziologischen Klassiker dieser Zeit – sich über seinen wissenschaftstheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Standort sehr klar war. Wie Bickel erzählt, versuchte Apel, die deutschen hermeneutischen Traditionen mit der angelsächsischen Sprachphilosophie und dem dort vorherrschenden Szientismus zu vermitteln. Dabei präparierte er die kantischen Wurzeln des amerikanischen Pragmatismus von Charles Sanders Peirce heraus. Abendseminare von 18 bis 22 Uhr waren intensive Langstreckendiskussionen, wie Bickel sich erinnert. Apel war der Ältere in der Freundschaft mit Habermas. Texte aus den Frankfurter Seminaren von Habermas wurden wie revolutionäre Botschaften des Geistes aufgenommen. Hübner wiederum verband Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte und brachte dabei den Schwebezustand der stets sich in Bewegung befindenden Grundlagen ganzer Epochen der Wissenschaftsentwicklung ans Licht. Er öffnete die Debatte um Popper und seine Schüler wie Imre Lakatos und Paul Feyerabend, die sich von Popper kritisch abgewandt hatten.

Gleich zwei Dissertationsprojekte bei dem Kieler Historiker Karl Dietrich Erdmann erwog Bickel. Eines über „Oswald Spengler als politischen Denker“ und dann – dem damaligen Trend zur Sozialgeschichte folgend – das selbstkonzipierte Dissertationsvorhaben „Die politische Haltung der Industrieangestellten in Deutschland 1918/19“. Erdmann hatte eine prominente Rolle in der Kontroverse mit Fritz Fischer um die Kriegsziele des Deutschen Kaiserreiches im Ersten Weltkrieg gespielt (Bassi 2022: 288–307). Er verband politische Geschichte und Ideengeschichte. Weitere Arbeitsfelder waren die Zeit der Reformation und

1 Sebastian Klauke, Politikwissenschaftler und Soziologe, ist wissenschaftlicher Referent der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft.

2 Beides im Übrigen auch Gebiete, auf denen sich Cornelius Bickel sehr gut auskennt.

der französischen Revolution. Bickel erinnert sich an Erdmann als den seltenen Fall eines deutschen Professors mit rhetorischer Eleganz und Ausdrucksstärke. Der Vergleich von Kurt Hübners Wissenschaftsphilosophie mit Karl Mannheims Wissenssoziologie war ein weiteres Thema, das zur Dissertation hätte ausgestaltet werden können.

Äußere Umstände rückten dann das Werk von Ferdinand Tönnies in Bickels Blickfeld. Angeregt vom damaligen Kieler Soziologieordinarius Paul Trappe war für die Soziologischen Texte„[3] ein Auswahlband zu Tönnies geplant, den Bickel verantworten sollte, dieser wurde dann aber nie realisiert. Vom Inhalt her konnten die selbstreflexiven Passagen von Tönnies beim wissenschaftstheoretisch vorinformierten Leser Resonanz auslösen. Besonders die Beschäftigung mit Tönnies' Rickert-Kritik war folgenreich für Bickels Tönnies-Deutung, die sich zu einer eigenen Arbeit ausweiteten. Jürgen Zander, der damalige Tönnies-Archivar der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek und inspirierender Gesprächspartner seitdem, hatte ihn auf den Text aufmerksam gemacht. Aus der Beschäftigung damit entstand die These, die Bickels weitere Beschäftigung mit Tönnies begleitet hat. Es ist die These von Tönnies' programmatischem Positivismus bei versteckten hermeneutischen, also auf geisteswissenschaftliche Verfahren angewiesenen Komponenten (Bickel 2020 [1991]: 287). Erklären und Verstehen als Verfahren und als Erkenntnisziel geraten auf diese Weise bei Tönnies in ein besonderes Verhältnis.

Der programmatische Positivismus war im späten 19. Jahrhundert eine Oppositionshaltung, er stand dem Linksliberalismus und dem Reformsozialismus nahe. Marx wurde von Tönnies bruchlos in sein positivistisch orientiertes Wissenschaftsprogramm aufgenommen. Die wissenschaftliche Seriosität der neu entstehenden Soziologie sollte durch das Festhalten am Positivismus und damit am Erkenntnisideal der Naturwissenschaften gesichert werden. An dieser zunächst abstrakt anmutenden wissenschaftstheoretischen Problematik hängen, wie sich aus Bickels Darstellung ergibt, also viele bis in die politische Orientierung reichende Konsequenzen.

Aus Bickels Tönnies-Bild ergeben sich folgende Gesichtspunkte: Marx, verstanden als ein Sozialwissenschaftler, der Naturgesetze der Gesellschaft finden will, ist die Speerspitze dieser Konzeption. Tönnies' intensive philosophiegeschichtliche Forschungen zu Hobbes und Spinoza rekonstruieren die Anfänge des modernen wissenschaftlichen Denkens. Das 17. Jahrhundert der Frühaufklärung blieb immer Tönnies' geistige Wahlheimat. Der Bezug auf diese Denker blieb ihm auch in systematischer Hinsicht für seine eigene Konzeption immer gegenwärtig. Wichtig ist auch der Einfluss Schopenhauers auf Tönnies, zum einen auf Tönnies' Willenstheorie, zum anderen auf Tönnies' Entgegensetzung von anschaulichem und begrifflichem Weltzugang. Anders als Schopenhauer verwendet Tönnies diesen Gegensatz kulturtheoretisch zur Charakterisierung ganzer Epochen wie des durch symbolisch-anschauliche Wahrnehmung geprägten Mittelalters und der auf begrifflich-abstrakten Gedankenleistungen, auf Fiktionen und „Gedankendingen" – wie sie Geld und Staat darstellen – beruhenden Neuzeit. Für die Nachzeichnung des Einflusses von Schopenhauer waren Bickel die grundlegenden Forschungen Jürgen Zanders zum Thema unverzichtbar (Zander 1988).

Tönnies selbst bezeichnet es als sein Ziel, eine Synthese von Historismus und Rationalismus auf der Basis seiner Willenstheorie herzustellen. Bickel greift diese geistige Ortsbestimmung in seiner Tönnies-Deutung auf. Tönnies unterscheidet zwei Willenstypen, den

3 Die „Soziologischen Texte" erschienen von 1959 bis 1977 im Luchterhand-Verlag, zunächst herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, später kam Frank Benseler hinzu. Die Bände waren wichtige Referenzen in der soziologischen Diskussion dieser Zeit.

ganzheitlich expressiven Wesenwillen (assoziiert mit Historismus) und den begrifflich-analytisch sowie zweckrational orientierten Kürwillen. Da für Tönnies sich alles Soziale aus Willensprozessen zusammensetzt, wird Geschichte hier unter Verzicht auf die Annahme „stillwirkender Kräfte" (Bickel 2020 [1991]: 299) erzählt, sie wird entmystifiziert.

Von diesem Ausgangspunkt macht Bickel die theoretischen Grundlagen von Tönnies' Werk sichtbar und deckt die produktiven Selbstwidersprüche in Tönnies' Werk auf. Die für Tönnies so wichtige Geschichtsforschung kann ohne hermeneutische Verfahren, ohne Interpretation und Sinnverstehen, nicht auskommen. Ohne diese Verfahren bliebe der Gegenstandsbereich, der bereits sinnhaft vorkonstituiert ist, im Unterschied zur Natur unzugänglich. Tönnies aber verweigert diese Einsicht, und verfährt doch sinnverstehend.

Warum hat Tönnies die Brücke in die intellektuelle Moderne nicht betreten? Bickel kommt zu dem Schluss: Der Schritt zurück in die Frühaufklärung macht Tönnies zwar standfest gegen die Versuchungen des zeitgenössischen Irrationalismus der Lebensphilosophie, aber verschloss ihm auch den Zugang zur modernen Kulturphilosophie (Bickel 2020 [1991]: 197). Das Bild des Schrittes zurück, um Standfestigkeit zu gewinnen, übernahm Bickel von Jürgen Zander, wie er einmal mir gegenüber erwähnte.

In Bickels Darstellung wird deutlich, dass Tönnies vieles von der heutigen Debatte über Reichweite und Begrenzung wissenschaftlicher Rationalität vorgedacht hat. Er gehört als Autor zu den großen Gedankenerzählern, die sich dem Schicksal der modernen wissenschaftlichen Ratio widmen – ihrer Entstehungsphase im 17. Jahrhundert und ihres Siegeszugs im 19. Jahrhundert in der Naturwissenschaft. Es wird bei Tönnies auch sichtbar, wie sich als Gegengewicht die modernen Geisteswissenschaften herausbilden, die es als ihre Aufgabe ansehen, die Verkörperung von Sinn in Texten und Institutionen zu deuten und zu entschlüsseln. Die wissenschaftstheoretische Eigenständigkeit dieses Erkenntnistypus hat Tönnies unter dem Einfluss seines programmatischen Positivismus nicht anerkennen können.

1988 reichte Bickel sein Tönnies-Buch als Dissertation bei Lars Clausen ein, der 1970 auf den Lehrstuhl für Soziologie in Kiel berufen worden war. Clausen sah in Tönnies ein „Aktivum der Kieler Soziologie", wie sich Bickel ausdrückt. 1980 organisierte Clausen das erste Kieler Tönnies Symposion. Es folgten weitere dieser Symposien, zuletzt 2019 in Kiel. Bickel war an allen mit Vorträgen beteiligt. Der institutionelle Rahmen der Tönnies-Forschung bot ihm die Möglichkeit, seine Arbeiten zu Tönnies in Vorträgen, Aufsätzen und in der Lehre weiterzuentwickeln. Dazu gehört auch der gemeinsam mit Rolf Fechner herausgegeben Briefwechsel zwischen Tönnies und dem dänischen Philosophen Harald Höffding (Bickel/Fechner 1989). Ein von Carsten Schlüter-Knauer organisiertes Drittmittelprojekt der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft hat diese Edition ermöglicht, die bis heute eine wichtige Quelle zur intellektuellen Entwicklung Tönnies' ist. Der umfangreiche Kommentar beleuchtet den wissenschaftstheoretischen Hintergrund von Tönnies und Höffding sowie die soziologischen Gedanken dieses jahrzehntelangen Briefgesprächs. Bickel gehört von Beginn an zum Kreis der Herausgeber der Ferdinand-Tönnies-Gesamtausgabe und unterstützt bis heute die Editoren mit seinem umfassenden Wissen wie auch als geschätzter Korrekturleser.

An die Edition des Briefwechsels schloss sich ein weiteres Drittelmittelprojekt zum Thema ‚Tönnies' Beitrag zu einer Theorie politischer Institutionen' an. Dieses Projekt wurde von Carsten Schlüter-Knauer und Wilfried Röhrich, Professor für Politikwissenschaft an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, organisatorisch auf den Weg gebracht.

Ein wissenschaftlich ergiebiges und intellektuell anregendes Zwischenspiel gab es für Bickel 1993/1994 in Dresden als Mitarbeiter von Karl-Siegbert Rehberg am Lehrstuhl für

Geschichte und Theorie der Soziologie. Hier kam Bickel in Berührung mit der von Prof. Rehberg besorgten Gehlen-Gesamtausgabe. Mit diesem Vorhaben und den Plessner-Forschungen von Joachim Fischer war Dresden Zentrum der philosophischen Anthropologie.

Im Gespräch mit Bickel wird immer wieder deutlich, wie bedeutsam die Begegnung mit Lars Clausen für ihn war: die Gespräche, die mit vielen überraschenden und erhellenden gedanklichen Querverbindungen und Pointen durch Ideengeschichte und Literatur führten, waren ein intellektuelles Lebenselixier, wie sich Bickel ausdrückt. Clausen konnte mit seiner klassischen Bildung (Schüler des altsprachlichen Hamburger Christianeum) jederzeit die Antike als Beispielsammlung und als Stichwortgeberin für Probleme der Gegenwart heranziehen, wie zum Beispiel im Falle der Institution des Vetos, worüber er immer einmal einen größeren Text schreiben wollte – ein Teil davon wurde als wissenschaftliches Gespräch von Lars Clausen und Carsten Schlüter-Knauer 1997 veröffentlicht (dies. 1997, S. 443–466). Bickel konnte mit seiner Neigung zu Ciceros eleganter Prosa und Tacitus' tragisch-pessimistischer Geschichtsauffassung bei diesen gedanklichen Ausflügen in die Antike mitgehen. Im Gespräch mit Clausen wurde aber auch stets der Alltag soziologisch durchsichtig. Clausens Motti in dieser Hinsicht waren: ‚der Soziologe ist immer im Dienst' und ‚der Soziologe ekelt sich vor nichts'. Clausens sprachliche Virtuosität, verbunden mit menschen- und lebensfreundlicher Ironie, konnte den Alltagsproblemen ihre oftmals lastende Schwere nehmen.

Nach seiner Rückkehr in den Norden 1994 wurde Bickel Akademischer Rat am Lehrstuhl von Lars Clausen in Kiel. Ideengeschichte, philosophische Grundlagen und Theorie der Soziologie bildeten den Gegenstand seiner soziologischen Lehrveranstaltungen. Als Dozent an der CAU zog Bickel Menschen an, die an Philosophie und an disziplinübergreifender Ideen- und Theoriegeschichte Interesse hatten, für andere dürften seine Themen eher schwierig gewesen sein. Er versuchte ein fiktives Gespräch zwischen den Geistesgrößen herzustellen. In besonderer Erinnerung bleibt sein Seminar über die Kritische Theorie im Sommersemester 2010 (näheres hierzu in Klauke 2015). Für mich war Bickel der akademische Lehrer, dem ich Vieles zu verdanken habe.

Literatur

Bassi, Arvid von (2022): Karl Dietrich Erdmann. Historiker, Wissenschaftsorganisator, Politiker. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg.

Bickel, Cornelius (2020): Ferdinand Tönnies. Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus. München, Wien: Profil (zuerst Opladen: Westdeutscher Verlag).

Bickel, Cornelius (2017): Erinnerungen an Jan Tönnies. In: Tönnies-Forum 26, 1, S. 13–21.

Bickel, Cornelius/Fechner, Rolf (Hrsg.) (1989): Ferdinand Tönnies. Harald Höffding. Briefwechsel. Berlin: Duncker & Humblot.

Clausen, Lars / Schlüter-Knauer, Carsten (1997): Das Ombudsprinzip – neue Vetostrukturen für die Demokratie. Ein Gespräch. In: Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.): Die Demokratie überdenken. Festschrift für Wilfried Röhrich. Berlin: Duncker & Humblot: S. 443–466.

Klauke, Sebastian (2015): Cornelius Bickel zum 70. In: Tönnies-Forum 23, 2, S. 73–74.

Zander, Jürgen (1988): Sozialgeschichte des Willens. Arthur Schopenhauer und die Anfänge der deutschen Soziologie im Werk von Ferdinand Tönnies. In: Schopenhauer-Jahrbuch 69, S. 583–593.

Bibliografie der Schriften von Cornelius Bickel (Stand 2025)

- (1970): Kritische Theorie und Rechtssoziologie. Ein Beispiel positivistischer Rechtssoziologie im Licht der kritischen Theorie betrachtet; Theodor Geigers „Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts“. In: Naucke, Wolfgang/Trappe, Paul (Hrsg.): Rechtssoziologie und Rechtspraxis. Neuwied und Berlin: Luchterhand, S. 28–78.
- (1975): Rezension von E. G. Jacoby: Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies. Eine biographische Einführung. In: ARSP. Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 61, 1, S. 154–156.
- (1980): Rezension von Jürgen Zander, Ferdinand Tönnies (1855–1936). Nachlaß, Bibliothek, Biographie, Kiel 1980. In: Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Geschichte 107, S. 357–360.
- (1981): Tönnies’ Kontroverse mit Rickert über wissenschaftstheoretische Probleme der Geschichtswissenschaft und der Soziologie. In: Clausen, Lars/Pappi, Franz-Urban (Hrsg.): Ankunft bei Tönnies. Kiel: Mühlau, S. 95–131.
- (1985): Dichtung und Wissenschaft. Ein Resümee. In: Fechner, Rolf (Hrsg.): Der Dichter und der Soziologe. Hamburg: Rolf Fechner, S. 118–123 (zweite Auflage 1987; dritte, um ein Nachwort und ein Additament erweiterte Auflage München/Wien: Profil 2023).
- (1985): Repräsentativität und Aktualität von Tönnies. Tönnies’ Grundlegung der Soziologie als intellektueller Ausdruck des 19. Jahrhunderts und als Präludium gegenwärtiger philosophischer und theoretischer Fragen zur Gesellschaft. In: Clausen, Lars et al. (Hrsg.): Tönnies heute. Zur Aktualität von Ferdinand Tönnies. Kiel: Mühlau, S. 97–114.
- (1986): Ferdinand Tönnies. Soziologie zwischen geschichtsphilosophischen ‘Pessimismus’, wissenschaftlicher ratio und sozialethischem ‚Optimismus’. In: Papcke, Sven (Hrsg.): Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 307–334.
- (1987): Der Briefwechsel zwischen Ferdinand Tönnies und Harald Höffding: Ein Kommentar zum Schicksal der Vernunft. In: Schlüter, Carsten (Hrsg.): Symbol, Bewegung, Rationalität. Zum fünftzigsten Todestag von Ferdinand Tönnies. Würzburg: Königshausen u. Neumann, S. 197–211.
- (1987): Ferdinand Tönnies. In: Fetscher, Iring/Münkler, Herfried (Hrsg.): Neuzeit. Vom Zeitalter des Imperialismus bis zu den neuen sozialen Bewegungen. München/Zürich: Piper (= Pipers Handbuch der Politischen Ideen, 5), S. 138–143.
- (1987): Ferdinand Tönnies’ Geschichtsphilosophie. Tendenzen zu einer historischen Anthropologie. In: Deichsel, Alexander/Fechner, Rolf (Hrsg.): Lokalkultur und Weltgesellschaft – Aspekte der Moderne. Eine Dokumentation des Colloquiums in der Akademie Sankelmark, Hamburg: Rolf Fechner, S. 171–211.
- (1987): Oswald Spengler. In: Fetscher, Iring/Münkler, Herfried (Hrsg.): Neuzeit. Vom Zeitalter des Imperialismus bis zu den neuen sozialen Bewegungen. München/Zürich: Piper (= Pipers Handbuch der Politischen Ideen, 5). München/Zürich: Piper, S. 173–180.
- (1987): Tönnies’ Kritik des Sozialdarwinismus. Immunität durch Philosophie. Seine Auseinandersetzung mit der Krupp-Preisfrage von 1900. In: Klingemann, Carsten (Hrsg.): Rassenmythos und Sozialwissenschaften in Deutschland. Ein verdrängtes Kapitel sozialwissenschaftlicher Wirkungsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 172–211.

- (1987): Tönnies' Theorie der Rationalität. In: Schlüter, Carsten (Hrsg.): Symbol, Bewegung, Rationalität. Zum fünftzigsten Todestag von Ferdinand Tönnies. Würzburg: Königshausen u. Neumann, S. 56–152.
- (1988): Ferdinand Tönnies' Weg in die Soziologie. In: Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Simmel und die frühen Soziologen. Nähe und Distanz zu Durkheim, Tönnies und Max Weber. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 86–162.
- (1989): „Sie fragen vielleicht, mit welchem Recht ich mich als symphatischer Leser anmelde …?" Ein Kommentar. In: Ferdinand Tönnies Harald Höffding. Briefwechsel. Berlin: Duncker & Humblot, S. 195–293.
- (1989): Die Geschichte im Werk von Tönnies. Tendenzen zu einer historischen Anthropologie. In: Soziologisches Jahrbuch 4, S. 357–380.
- (1989): gemeinsam hrsg. mit Rolf Fechner: Ferdinand Tönnies Harald Höffding. Briefwechsel. Berlin: Duncker & Humblot.
- (1989): Nachwort. In: Ferdinand Tönnies: Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege. Berlin: de Gruyter, S. 153–169.
- (1989): Tönnies in Hamburg (1894–1901). Skeptische Aufklärung in Theorie und Praxis. In: Waßner, Rainer (Hrsg.): Wege zum Sozialen. 90 Jahre Soziologie in Hamburg. Opladen: Leske und Budrich S. 25–48.
- (1990): 'Gemeinschaft' als kritischer Begriff bei Tönnies. In: Schlüter, Carsten/Clausen, Lars (Hrsg.): Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme. Berlin: Duncker & Humblot, S. 17–46.
- (1991): Ferdinand Tönnies. Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991 (erneut erschienen 2020 als: Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus. München/Wien: Profil).
- (1991): gemeinsam mit Jürgen Zander: Der Lotse geht von Bord (enthält: Erklärung von Ferdinand Tönnies vom 27. Dezember 1933 und Briefentwurf an von Wiese). In: Clausen, Lars/ Schlüter, Carsten (Hrsg.): „Ausdauer, Geduld und Ruhe". Aspekte und Quellen der Tönnies-Forschung, Hamburg: Rolf Fechner, S. 319–322.
- (1992): Niemannsweg Nr. 61: Ferdinand Tönnies und die frühe Soziologie. In: Paravicini, Werner (Hrsg.): Begegnungen mit Kiel. Gabe der Christian-Albrechts-Universität zur 750-Jahr-Feier der Stadt. Neumünster: Wachholtz, S. 153–155.
- (1993): Gemeinschaft, ‚Social Community' und politische Institutionen. Tönnies, Parsons und die amerikanischen Kommunitarier. In: Tönnies-Forum 1, 1, S. 49–54.
- (1993): Konsequenzen aus Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen" für Fragen der politischen Theorie. In: Fechner, Rolf/Schlüter-Knauer, Carsten (Hrsg.): Existenz und Kooperation. Festschrift für Ingtraud Görland zum 60. Geburtstag. Berlin: Duncker & Humblot, S. 195–207.
- (1994): Rezension von Hundert Jahre „Gemeinschaft und Gesellschaft". Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. In: Politische Vierteljahresschrift 35, 1, S. 152–154.
- (1994): Soziologie und Ethik bei Tönnies. Seine Auseinandersetzungen mit zeitgenössischen Strömungen der Sozialethik. In: Holzhey, Helmut (Hrsg.): Ethischer Sozialismus. Zur politischen Philosophie des Neukantianismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 238–282.

- (1995): Ernst Cassirers „Philosophie der symbolischen Formen“ als Gegenstimme zur pessimistischen Zivilisationskritik. In: Dombrowski, Wolf/Pasero, Ursula (Hrsg.): Wissenschaft, Literatur, Katastrophe. Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Lars Clausen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25–34.
- (1995): Ethnische Gruppen – geworden oder gemacht? Antworten bei Tönnies und Max Weber. In: Sahner, Heinz et al. (Hrsg.): 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie – Gesellschaften im Umbruch. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 697–700.
- (1995): Rezension von Peter-Ulrich Merz-Benz: Tiefsinn und Scharfsinn. In: Mittelweg 36 4, 6, S. 57–59 (erneut abgedruckt 1997 in: Tönnies-Forum 6, 2, S. 38–42).
- (1996): Evolution und Involution des Individualitätsprinzips in Tönnies’ Theorie gesellschaftlicher Umbrüche, in: Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 712–715.
- (1997): Bausteine für eine Theorie der modernen Identität. Ferdinand Tönnies und Charles Taylor zu Fragen des Menschen- und Gesellschaftsbildes (geringfügig modifizierter Vorabdruck von (1998): Ferdinand Tönnies und Charles Taylor). In: Tönnies-Forum 6, 2, S. 3–14.
- (1997): Tönnies’ Auffassung von Staat und Politik. In: Tönnies-Forum 6, 1, 1997, S. 23–62. (erneut abgedruckt 2014 in: Carstens, Uwe (Hrsg.): Ferdinand Tönnies. Der Sozialstaat zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos, S. 29–62 sowie 2011 in Tönnies-Forum 20, 1, S. 49–83).
- (1998): Ferdinand Tönnies und Charles Taylor. Der Soziologe und der Philosoph zu Fragen des Menschen- und Gesellschaftsbildes. In: Carstens, Uwe/Schlüter-Knauer, Carsten (Hrsg.): Der Wille zur Demokratie. Traditionslinien und Perspektiven. Festschrift für Wilfried Röhrich. Berlin: Duncker & Humblot, S. 181–194 (leicht modifizierter Vorabdruck 1997 in: Tönnies-Forum 6, 2, S. 3–14).
- (1998): Tönnies in Toronto. Kiel: Institut für Soziologie.
- (1999): Ferdinand Tönnies (1855–1936). In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie, Band 1: Von Auguste Comte bis Norbert Elias. München: Beck, S. 113–126 (erneut 2020 in der 7. Auflage, S. 132–146).
- (2000): „Tragisches Bewusstsein“ und Pessimismus als Voraussetzung kritischer Erkenntnis bei den soziologischen Klassikern Tönnies, Simmel und Max Weber. In: Dombrowski, Wolf R./Endruweit, Günter (Hrsg.): Ein Soziologe und sein Umfeld. Lars Clausen zum 65. Geburtstag von Kieler Kollegen und Mitarbeitern. Kiel: CAU, Institut für Soziologie, S. 8–23.
- (2001): Gemeinschaft und Gesellschaft. In: Papcke, Sven/Oesterdiekhoff, Georg W. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 488–491 (erneut 2002 in: Tönnies-Forum 11, 1, S. 53–57).
- (2002): Ferdinand Tönnies und Helmuth Plessner. In: Eßbach, Wolfgang et al. (Hrsg.): Plessners ‘Grenzen der Gemeinschaft’. Eine Debatte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 183–194 (2016 in zweiter Auflage erschienen).
- (2003): Die Cassirer-Rezeption bei Bourdieu, in: Fischer, Joachim/Joas, Hans (Hrsg.): Kunst, Macht und Institution. Studien zur Philosophischen Anthropologie, soziologischen Theorie und Kultursoziologie der Moderne. Festschrift für Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag, S. 111–118.
- (2005): Religion und öffentliche Meinung bei Tönnies und Durkheim. In: Fechner, Rolf et al. (Hrsg.): Öffentliche Meinung zwischen neuer Wissenschaft und neuer Religion. Fer-

dinand Tönnies' „Kritik der öffentlichen Meinung" in der internationalen Diskussion. München: Profil, S. 25–32.
- (2006): Tönnies und Becks „Zweite Moderne". In: Carstens, Uwe et al. (Hrsg.): Neuordnung der sozialen Leistungen, Kiel, S. 197–209 (erneut 2011 in: Tönnies-Forum 20, 1, S. 39–48).
- (2007): Ferdinand Tönnies. Gemeinschaft und Gesellschaft. In: Kaesler, Dirk/Vogt, Ludgera (Hrsg.): Hauptwerke der Soziologie. 2., durchgesehene Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner, S. 420–425 (2000 in erster Auflage erschienen).
- (2008): Tönnies und Durkheim. In: Carstens, Uwe et al. (Hrsg.): Verfassung, Verfasstheit, Konstitution, Norderstedt, S. 133–147 (Wiederabdruck 2011 als „Tönnies und Durkheim. Nähe und Distanz" in: Tönnies-Forum 20, 1, S. 28–38).
- (2010): Gedächtnisrede für Lars Clausen, in: Tönnies-Forum, 19, 2, S. 7–10.
- (2010): Tönnies im Licht meiner Erfahrung. In: Tönnies-Forum, 19, 1, S. 25–35 (Wiederabdruck 2011 in Tönnies-Forum 20, 1, S. 7–16).
- (2014): Tönnies' Auffassung von Staat und Politik. In: Carstens, Uwe (Hrsg.): Ferdinand Tönnies. Der Sozialstaat zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft. Baden-Baden: Nomos, S. 29–62 (Erstabdruck 1997 in: Tönnies-Forum 6, 1, S. 23–62).
- (2016): Rezension von Joachim Fischer: Exzentrische Positionalität. Studien zu Helmuth Plessner. In: Sociologia Internationales. Europäische Zeitschrift für Kulturforschung 54, 1 +2, S. 181–185.
- (2017): Erinnerungen an Jan Tönnies. In: Tönnies-Forum 26, 1, S. 13–21.
- (2018): [Nachruf auf Bettina Clausen]. In: Tönnies-Forum 27, 2, S. 18–21.
- (2020): „… als käme er aus einer anderen Welt". Ein Gespräch mit Käte Bröcker-Oltmanns, geführt von Jürgen Zander und Cornelius Bickel. Hrsg. v. Michael Großheim und Steffen Kluck (= Rostocker Phænomenologische Manuskripte, 33). Rostock: Universität Rostock, Institut für Philosophie.
- (2020): Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus, München/Wien: Profil (zuerst 1991: Opladen: Westdeutscher Verlag).
- (2022): Tönnies und Storm. In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 71, S. 28–49.
- (2023): gemeinsam hrsg. mit Sebastian Klauke: Ferdinand Tönnies und die Soziologie- und Geistesgeschichte. Wiesbaden: Springer VS.
- (2023): önnies' eistige hysiognomie: oziologie wischen Erkenntnisoptimismus und pessimistischer Handlungsfähigkeit. In: Ferdinand önnies nd ie oziologie- und Geistesgeschichte. iesbaden: pringer VS, . 1–153.
- (2024): Nachruf auf Brigitte Zander-Lüllwitz (1941–2023). In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue. Internationales Tönnies-Forum 2, 1, S. 123–125. https://doi.org/10.3224/ksr.v2i1.17.
- (2024): Rainer Waßner zum 80. Geburtstag. In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue. Internationales Tönnies-Forum 2, 2, S. 219–220. https://doi.org/10.3224/ksr.v2i2.12.
- (2024): Jürgen Zander zum 85. Geburtstag. In: Kieler sozialwissenschaftliche Revue. Internationales Tönnies-Forum 2, 2, S. 221–225. https://doi.org/10.3224/ksr.v2i2.13.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Alexander Deichsel

Ein Leben in unruhigen Zeiten, ein Leben für die Soziologie

Arno Bammé[1]

Alexander Deichsel wird neunzig. Neunzig Jahre – was für ein Erfahrungsraum! Zweiter Weltkrieg, Hiroshima, Wirtschaftswunder, Kalter Krieg, Kuba-Krise, Europäische Union, Mondlandung, Vietnam-Krieg, Studentenrevolte, Suezkanal-Konflikt, Einmarsch russischer Truppen in Ungarn und in die Tschechoslowakei, Mauerfall, 11. September 2001, und jetzt noch das Ukraine-Desaster – eine Welt, die zunehmend aus den Fugen gerät. Eine Herausforderung für jeden Soziologen. So vielfältig wie die zeitgeschichtlichen Ereignisse, so vielfältig sind die Reaktionen und Interventionen des Soziologen Alexander Deichsel. Viel gäbe es zu erzählen: von seinen Beiträgen zur Tönnies-Forschung; von seinen zeitgeschichtlichen Kommentaren (Stichwort: „Lokalkultur und Weltgesellschaft"), unter anderem in den Jorker Lessing-Gesprächen im Alten Land; zu erzählen wäre auch über die Begründung, Profilierung und spätere Begleitung der Marken-Soziologie durch ihn in Genf und Hamburg, eine Intervention, die Tönnies als „praktische Soziologie" bezeichnen würde; über seine Leitung des Instituts für Soziologie an der Hamburger Universität als Ordentlicher Universitätsprofessor und seine Präsidentschaft in der Kieler Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft; zu berichten wäre auch von seinen Gastprofessuren in Paris, Zürich und St. Petersburg, einer Partnerstadt Hamburgs. In der Dynamik einer solchen „Geometrie des Heterogenen" heißt es Ruhe bewahren, Kurs halten, Schwerpunkte setzen – und gestalten. Ich möchte mich in meiner Hommage auf drei Dinge beschränken, durch die ich Alexander Deichsel persönlich kennen und schätzen gelernt habe: auf seine Interventionen in die Tönnies-Forschung und -Werkrezeption, um die es im deutschen Sprachraum zu Beginn der 1980er Jahre nicht gut bestellt war; auf die Gründung und Profilierung der Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle und, damit zusammenhängend, wie er seine Leitungsfunktionen und seine Verantwortung für die Mitarbeiter im Institut und in der Arbeitsstelle wahrgenommen hat.

Einen wichtigen und hilfreichen Beitrag leistete Alexander Deichsel zur Tönnies-Forschung und -Werkrezeption unter anderem durch die Interpretation charakteristischer Eigentümlichkeiten der Begriffsarchitektur von Tönnies sowie durch die Korrektur gängiger Missverständnisse in der Rezeption seiner Texte, die oftmals darauf beruhen, dass einzelne Schriften isoliert, das heißt, nicht im Zusammenhang mit dem Gesamtwerk, dem Stellenwert, den sie darin einnehmen, und der Intention, die ihnen zugrunde liegt, wahrgenommen wurden. So weist Deichsel des Öfteren darauf hin, dass Tönnies den Geltungsbereich der „reinen Soziologie" auf positive, wechselseitig bejahende Sozialverhältnisse beschränkt wissen will. Für ihn stellte sich ganz grundlegend die Frage, warum überhaupt Menschen auf Dauer friedlich zusammenleben. Was hält eine Ethnie, eine Sozietät, ein Soziotop zusammen? Warum ist nicht der „Krieg jeder gegen jeden", was durchaus möglich wäre und auch vorkommt, der Normalfall? Aber nicht nur gilt es zu erklären, warum Menschen friedlich zusammenleben, also sich wechselseitig positiv bejahen; entscheidend ist vielmehr, dass die Gestaltungen, in denen das geschieht, in der Sozialformation „Gemeinschaft" völlig andere

1 Arno Bammé ist Soziologe und Herausgeber der Klagenfurter Tönnies Ausgabe.

sind als in jener der „Gesellschaft“. Gleichwohl muss es, trotz der Unterschiede, in beiden Fällen gewollt sein, was zwangsläufig zu der Frage nach den Mechanismen führt, in denen es sich vollzieht. Der bekannte resümierende Satz von Alexander Deichsel lautet in diesem Zusammenhang: „Das Soziale muss gewollt werden, sonst ist es nicht“ (Deichsel 2001: 1).

Kaum überschätzt werden kann die Schrift zur „Soziologie als Sprache“ (Deichsel 2020), in der Deichsel auf die strenge Disziplin und Sorgfalt in Tönnies’ Umgang mit Worten und Satzgefügen hinweist. Ihre Ursache dürften sie in den langen Gesprächen haben, die Tönnies mit dem Lyriker und Novellisten Theodor Storm über Metrik, Motiv und Gestalt in der Lyrik, über Thematik und Stil in der Novellendichtung geführt hat. Aus Briefen an Friedrich Paulsen wissen wir davon. Das würde auch seine Kritik an der Redundanz mancher Schriften des österreichischen Soziologen Rudolf Goldscheid erklären, den er an sich sehr schätzte und mit dem er inhaltlich weitgehend übereinstimmte. Goldscheid war Romancier. Zur Soziologie gelangte er über seine gesellschaftskritischen Romane, denen eher epische und nicht so sehr lyrische bzw. novellistische Regulative zugrunde liegen. Drei Merkmale bezeichnet Deichsel als charakteristisch für die sprachliche Durchformung des Jugendwerkes von Tönnies‘ „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1887): (1) die bewusste Verwendung der Vorsilbe „ge-“ im Kontext der „Gemeinschaft“, der Vorsilbe „be-“ im Kontext der „Gesellschaft“, (2) die Verwendung des Stabreims als stilistisches Mittel: „Tun und Treiben“, „Haus und Hof“, (3) die Verwendung von Triaden der Begrifflichkeit als sprachlich ausgedrückten „Dreiklang des Geistes“: „Gesinnung“, „Gemüt“, „Gewissen“; „Bedacht“, „Belieben“, „Begriff“.

Die Verwendung der Begriffe „Moral“ und „Ethik“ ist bei Tönnies nicht eindeutig. Es hätte nahegelegen, eine analytische Trennung vorzunehmen und den Begriff „Moral“ der Sozialformation „Gemeinschaft“ und den der „Ethik“ der Sozialformation „Gesellschaft“ zuzuordnen. Einen solchen Versuch hat Deichsel in seiner Monographie „Moral und Ethik“ (Deichsel 2015) unternommen, orientiert an den Kategorien „Sitte“ (Gemeinschaft) und „Vertrag“ (Gesellschaft). In der Gesellschaft entsteht die Ethik als eine besondere Form der Moral. Ihr Grundprinzip ist die durch Vertrag, also rechtlich, verbürgte Zusage der Verlässlichkeit. Und zugleich mit ihr entsteht die Gesellschaft selbst. Während die Sitte eine verschworene Gemeinschaft erzeugt und bindet, anerkennt die Ethik im Fremden – wir erinnern uns an das Diktum von Tönnies: „In die Gesellschaft geht man wie in die Fremde“ (Tönnies 2019: 125) –, anerkennt sie im Fremden nicht nur den anderen, sondern etwas in ihm als gleich, etwas, das ein Sozialverhältnis auf Augenhöhe ermöglicht. Eine „Entleiblichung“, eine Denk- und Abstraktionsleistung sei, so Deichsel, dafür notwendig. Während „Moral“ als Regulativ einem Bündnis zwischen konkreten Menschen einer in sich fest gefügten Gruppe zugrunde liegt, bezieht sich „Ethik“ letztlich auf ein Bündnis mit der ideellen Menschheit. In der sich konstituierenden Weltgesellschaft verlangt Ethik die Ablösung von den einzelnen regional spezifischen Moralen. Insofern kann Deichsel zu Recht, gleichsam kontra-intuitiv, formulieren: „Ethik ist unmoralisch“.

Alexander Deichsel war bis zu seiner Emeritierung Vorstand des Instituts für Soziologie an der Hamburger Universität. Das ist im Getriebe der universitären *Akademia* eine „Pflicht“, die einen in vergleichbarer Ausgangssituation irgendwann, früher oder später, an jeder Hochschule ereilen kann. Aber bei ihm kam hinzu eine „Kür“: die Gründung der „Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle“. Das war außerordentlich und zusätzlich, das war eine Zugabe, durchaus nicht selbstverständlich, die, vergleichbar jenen Aktivitäten Lars Clausens in Kiel – beide übrigens Absolventen des „Christianeums“ in Hamburg –, den Forschungsprozess um Leben und Werk von Tönnies geradezu explosiv vorantrieb. Ausgehend von der Arbeitsstelle

wurden verschiedene Arbeitstagungen und Forschungscolloquien initiiert und durchgeführt, unter anderem 1984 in Husum und 1987 in der „Grenzakademie Sankelmark"; letzteres eine Veranstaltung, die, unter dem Titel „Lokalkultur und Weltgesellschaft", insofern überregionale Bedeutung erlangte, als in der deutschsprachigen Soziologenzunft seinerzeit dieser Begriff, abgesehen von Luhmanns bahnbrechendem Essay über die „Weltgesellschaft" (Luhmann 1971), auf wenig Gegenliebe gestoßen war. Die Kategorie der „Gesellschaft", bislang weitgehend orientiert an ihrer institutionellen Repräsentation im Nationalstaat, wird vor dem Hintergrund des sich gegenwärtig konstituierenden planetaren Soziotops „Weltgesellschaft" zweifellos eine andere Bedeutungszuschreibung des Gesellschaftlichen erforderlich machen. Flankierend zu diesen Aktivitäten wurde eine Schriftenreihe eingeführt, die „Materialien der Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle". Als bedeutsam sollte sich auch die Buchreihe „Tönnies im Gespräch" erweisen, die ursprünglich die entstehende Tönnies-Gesamtausgabe begleiten sollte. Enge und produktive Kooperationsbeziehungen bestanden darüber hinaus zur Kieler Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft, vermittelt sowohl über die Person des Leiters Alexander Deichsel als auch über die anderen Mitarbeiter. Ich denke in diesem Zusammenhang vor allem an den gemeinsam von Rolf Fechner (Hamburg) und Cornelius Bickel (Kiel) herausgegebenen Briefwechsel zwischen Ferdinand Tönnies und Harald Høffding (Bickel/Fechner 1989).

Neben den wissenschaftlichen Aufgaben im engeren Sinn, Forschung und Lehre, hat der Leiter einer universitären Einrichtung Verantwortung zu tragen für seine Mitarbeiter, unter anderem, indem er Rahmenbedingungen herstellt, die es ihnen ermöglichen, ein eigenes Wissenschaftsprofil zu erarbeiten, zur Geltung zu bringen und weiterzuentwickeln. Mit der „Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle"[2] ist das offensichtlich hervorragend gelungen, wie insbesondere die überbordende Produktivität und das in mehrerlei Hinsicht kreative Engagement der beiden wissenschaftlichen Mitarbeiter Rolf Fechner und Rainer Waßner zeigt, denen die Tönnies-Forschung nicht nur inhaltlich bedeutende Erkenntnisse, sondern auch wertvolle Hinweise und Beiträge zur Gestaltung der Tönnies-Gesamtausgabe verdankt.

Heute, wenn wir miteinander korrespondieren, legt Alexander Deichsel seinen Emails manchmal ein Foto bei von seinem Garten in Jork oder von einer seiner vielfältigen Aktivitäten im Alten Land, und ich denke dann: Wer auf ein so langes, ereignisreiches und erfülltes Leben zurückblicken kann wie Alexander Deichsel, der muss wohl ein glücklicher Mensch sein.

Literatur

Bickel, Cornelius/Fechner, Rolf (Hrsg.) (1989): Ferdinand Tönnies. Harald Höffding. Briefwechsel. Berlin: Duncker & Humblot.

Deichsel, Alexander (2020): Soziologie als Sprache. In: Deichsel, Alexander: Von Tönnies her gedacht. Soziologische Skizzen. Hrsg. v. Arno Bammé. München: Profil, S. 101–132.

Deichsel, Alexander (2015): Moral und Ethik. Hrsg. v. Uwe Carstens. Norderstedt: Books on Demand (= Tönnies-Forum 24, 1).

Deichsel, Alexander (2001): Und ewig ordnet die Gestalt….Die Kulturologie ist eine krisenfeste Wissenschaft. In: Metodologija gumanitarnogo znanija v perspektive XXI veka. K 80-letiju professora

2 Zur Arbeitsstelle siehe Arbeitsstelle 2004 und Waßner/Fechner 1995.

Moiseja Samojloviča Kagana. Materialy meždunarodnoj naučnoj konferencii. St. Petersburg: Philosophische Gesellschaft, S. 23–31.
Luhmann, Niklas (1971): Die Weltgesellschaft. In: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 57, 1, S. 1–35.
o. A. (2004): Die Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle am Institut für Soziologie der Universität Hamburg. Gründung – Leistungen – Zukunft. In: Tönnies-Forum 13, 2, S. 80–86.
Tönnies, Ferdinand (2019): Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe. Bd. 2: Gemeinschaft und Gesellschaft. 1880–1935. Hrsg. v. Bettina Clausen und Dieter Haselbach. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
Waßner, Rainer/Fechner, Rolf (1995): Das Delta der Tonnies-Forschung. Die Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle in Hamburg. In: Tönnies-Forum 4, 1, S. 60–68.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Bitte um Einsendungen

Die Redaktion lädt alle Interessierten dazu ein, Artikel und Rezensionen, die zum Themenspektrum der Kieler sozialwissenschaftlichen Revue passen, in deutscher oder englischer Sprache einzusenden. Auch Forschungs- und Tagungsberichte sind sehr willkommen. Die Kieler sozialwissenschaftliche Revue erscheint zweimal jährlich. Um eine Chance zu haben, im nächsten Heft zu erscheinen, sollten Manuskripte bis Anfang Februar bzw. Anfang August bei der Redaktion eingereicht werden. Bitte erstellen Sie zusätzlich einen Abstract zu Ihrem Beitrag (idealerweise in deutsch und englisch). Eine vorherige Kontaktaufnahme mit dem verantwortlichen Redakteur ist empfehlenswert.

Kontakt für Fragen, Vorschläge und Manuskripte:

Dr. Sebastian Klauke – verantwortlicher Redakteur
Ferdinand Tönnies-Gesellschaft e.V.
Freiligrathstraße 11
D-24116 Kiel
klauke@ferdinand-toennies-gesellschaft.de
0049–431 551107

Jürgen P. Rinderspacher

Politik im Zeitnotstand

Katastrophen, Krisen, Kriege, Transformationsprozesse

2024 • 364 Seiten • gebunden • 69,90 € (D) • 71,90 € (A)
ISBN 978-3-8474-3027-8 • eISBN 978-3-8474-1963-1

Zeitdruck ist zur zentralen Herausforderung für politisches Handeln geworden. Katastrophen, Krisen, Kriege und der große Transformationsprozess hin zur Klimaneutralität überlagern sich und gewähren wenig Spielraum für Kommunikation und demokratische Prozesse. Freiheit, Wohlstand und nicht zuletzt das Recht auf eigene Zeit scheinen durch die Gegenmaßnahmen der politisch Verantwortlichen immer öfter in Frage gestellt. Wenn allerdings nicht rechtzeitig gehandelt wird, sind diese Güter ebenfalls bedroht. Gibt es Wege, die aus diesem Rechtzeitigkeits-Dilemma herausführen?

www.shop.budrich.de

Heiner Mühlmann

Kultur-Evolution

Die europäische Philosophie
des tribalen Humanismus

Schriftenreihe der Forschungsgruppe TRACE
2025 • ca. 330 Seiten • kart. • ca. 78,00 € (D) • ca. 80,20 € (A)
ISBN 978-3-8474-3059-9 • eISBN 978-3-8474-1993-8

Meist steht das Individuum im Analysefokus kultureller Phänomene. Analog zur Hirnforschung, die anhand einer Läsion (Beschädigung) eines Hirnareals Rückschlüsse auf die Funktion des jeweiligen Areals ziehen kann, fasst Heiner Mühlmann die COVID-19-Pandemie als Real-experiment zur kulturellen Läsionsforschung auf. So zeigt er auf, warum der Fokus aufs Individuum zu kurz greift: Kulturen sind tribal organisiert – auch diejenigen, die den Individualismus hochhalten.

www.shop.budrich.de

Michael Opielka

Soziologisch leben

Wissenschaft als Berufung und Beruf

2025 • ca. 200 Seiten • geb. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-3104-6 • eISBN 978-3-8474-3239-5

Wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Wissenschaft betreiben, soll das Persönliche zurücktreten. Vielleicht ist ein wenig Leidenschaft erlaubt, aber nur für die Sache. Doch man bleibt trotz Wissenschaftskarriere ein Mensch mit individuellen Prägungen und Neigungen. In diesem Buch verknüpft der Autor – Soziologe und Professor für Sozialpolitik – persönliche Erlebnisse, theoretische Reflexionen und Zeitgeschichte, um die Frage zu beantworten: Wie lebt man als Soziologe? So wendet er die Soziologie auf ihre Betreibenden an. Ein inspirierendes Werk für alle, die sich für die Verbindung von Theorie und Alltag interessieren, auch für junge Menschen, die selbst Soziologin oder Soziologe werden wollen.

Auch als Hörbuch zum Download:
2025 • 22,00 € (D) • 22,70 € (A) • ISBN 978-3-8474-3105-3

www.shop.budrich.de